

# REPÚBLICA ARGENTINA

## TELEGRAFO DE LA NACIÓN

Oficina \_\_\_\_\_ Fecha 16/4/42 1942

N. \_\_\_\_\_ Categoría \_\_\_\_\_ Tel. de la Nación \_\_\_\_\_

Palabras \_\_\_\_\_ Otras vías \_\_\_\_\_

Unidad \_\_\_\_\_ Total \_\_\_\_\_

Via 964

Dedicación \_\_\_\_\_ CONSULADO ARGENTINO

Domicilio \_\_\_\_\_

Destino MARSELLA

Exp. N.º 110/41 Fritz José Neuburger Catherine Raissmann

hijo Albert Pierre Michel autorizado visar con sal-

veducto siendo \_\_\_\_\_ factos físicos compro-

lando efe \_\_\_\_\_ hijo muera

alato \_\_\_\_\_ el de fe-

che 2 \_\_\_\_\_



# DIANA WANG

# DIE VERSTECKTEN KINDER

## AUS DEM HOLOCAUST NACH BUENOS AIRES

Domicilio \_\_\_\_\_

Teléfono **HENTRICH & HENTRICH**

## **Auf der Suche nach einer neuen Heimat: Jüdische Kinder nach der Shoah in Argentinien**

Diana Wang hat zum ersten Mal dreißig Überlebende der Shoah, die als Kinder nach Argentinien kamen, nach ihren Erinnerungen befragt und diese im vorliegenden Buch versammelt. Ihre Berichte beginnen kurz vor dem Zweiten Weltkrieg und erzählen von unbeschwerten Kindheiten in verschiedenen Ländern Europas, bevor ihr Überlebenskampf in Ghettos, Konzentrationslagern und Verstecken – in Brunnen, auf Dachböden oder in Wäldern – begann. Einige Kinder lebten unter falscher Identität bei – oft katholischen – Familien, die sie als ihre eigenen Kinder oder Angehörige ausgaben. Bis heute berichten sie tief bewegt vom mutigen Handeln ihrer jüdischen und nichtjüdischen Helfer, die ihr eigenes Leben aufs Spiel setzten, um ihres zu retten.

Nach der Befreiung 1945 begann für alle die mühevoll Suche nach der eigenen Identität, nach überlebenden Angehörigen sowie nach der verlorenen Kindheit. Doch auch in Argentinien wurden sie mit Antisemitismus konfrontiert: Während der Militärdiktatur 1976 bis 1983 waren besonders Juden Repressionen ausgesetzt. In den 1990er Jahren wurden in Buenos Aires die beiden schwersten, antisemitisch motivierten Attentate seit Ende des Nationalsozialismus verübt.

HENTRICH & HENTRICH VERLAG BERLIN

ISBN 978-3-942271-72-1

[www.hentrichhentrich.de](http://www.hentrichhentrich.de)



9 783942 271721

Nur über wenige historische Ereignisse ist so genau und ausführlich geschrieben worden wie über die *Shoah*, die Ermordung von sechs Millionen Jüdinnen und Juden.

Bisher standen die Erwachsenen und ihr Blick auf das Geschehene im Vordergrund, während die Kinder in der offiziellen Geschichtsschreibung kaum berücksichtigt wurden. So wie sie selbst nur versteckt überleben konnten, blieben auch später ihr Leiden, ihr flammender Wunsch nach Leben, ihre hoffnungsvollen Fluchten quer durch das brennende Europa, ihr Leben unter falscher Identität, ihre unfassbaren und auch schrecklichen Erlebnisse lange im Verborgenen. Sich zu verstecken war die grundsätzliche Voraussetzung dafür, dem unerbittlichen Todesurteil der Nazis entkommen zu können. Doch unter den Folgen dessen, was es heißt, die eigene Identität verstecken und verleugnen zu müssen, leiden einige der überlebenden Kinder noch heute.

Mehr als sechzig Jahre nach dem alliierten Sieg über das nationalsozialistische Deutschland öffnen dreißig Menschen, die die *Shoah* als Kinder überlebten, ihr Herz und erzählen im vorliegenden Buch von ihren Erinnerungen. Ihre Berichte beginnen kurz vor dem Zweiten Weltkrieg und erzählen von einer Kindheit in verschiedenen Ländern Europas, die noch ungestört von dem deutschen Vernichtungswahn gegen alles „jüdische“ verlief. Doch bald beginnt ihr Überlebenskampf in Ghettos, Konzentrationslagern und Verstecken – in Brunnen, auf Dachböden oder in den Wäldern. Einige Kinder leben unter falscher Identität bei – oft katholischen – Familien, die sie als ihre eigenen Kinder oder Angehörige ausgeben. Bis heute sind sie tief bewegt von dem mutigen Handeln ihrer jüdischen und nichtjüdischen Retterinnen und Retter, die ihr eigenes Leben aufs Spiel setzten, um ihres zu retten.

Nach der Befreiung 1945 begann für alle die mühevollen Suche nach der eigenen Identität, nach Angehörigen, die überlebt hatten, sowie nach der verlorenen Kindheit. Auch hiervon handelt das vorliegende Buch: Wie die Kinder auf der Suche nach einer neuen Heimat nach Argentinien gingen, um dort ein neues Leben aufzubauen. Doch auch dort sind sie mit Antisemitismus konfrontiert; in den 1990er-Jahren werden in Buenos Aires die beiden schwersten, antisemitisch motivierten Attentate seit Ende des Nationalsozialismus verübt. Auch während der Militärdiktatur 1976 – 1983 waren Jüdinnen und Juden besonders von der Repression betroffen. Dies sind nur zwei Aspekte, die den schweren Weg eines Neuanfangs markieren – den die meisten von ihnen trotz allen Widrigkeiten geschafft haben.

Im vorliegenden Buch sind zum ersten Mal die Berichte von dreißig Mitgliedern des Überlebendenverbands *Generaciones de la Shoah en Argentina* versammelt. Sie sind der Beweis, dass selbst unter den widrigsten Umständen Selbstbehauptung, Solidarität und Hingabe möglich sind.



© Rosana Schoijett

Diana Wang, geboren 1945 als Tochter von Überlebenden der Shoah in Polen, lebt seit 1947 in Argentinien. Als Psychologin hat sie sich auf Familientherapie spezialisiert. Diana Wang ist Vorsitzende der Gruppe *Generaciones de la Shoah en Argentina*. Sie hat mehrere Monografien veröffentlicht sowie an zahllosen Büchern, Filmen und internationalen Projekten mitgearbeitet, z. B. in der *Survivors of the Shoah Visual History Foundation* von Steven Spielberg. Seit 2003 ist sie Mitglied der Beratungskommission der International Federation of Jewish Child Survivors of the Holocaust und organisierte 2004 das erste spanischsprachige internationale Treffen der *Generaciones de la Shoah in Buenos Aires*. Einem breiteren Publikum wurde Wang 2005 durch ihren Antrag auf Änderung des Eintrags ihrer Religionszugehörigkeit in ihren Einreisedokumenten von 1947 von „katholisch“ in „jüdisch“ bekannt, dem schließlich auch stattgegeben wurde. Laut der geheimen Verordnung *Circular 11* aus dem Jahre 1938 war Jüdinnen und Juden die Einwanderung nach Argentinien nämlich nicht erlaubt, so dass Diana Wang 1947 als „Katholikin“ einreisen musste. Im Juni 2005 entschuldigte sich Präsident Kirchner bei der jüdischen Gemeinde Argentiniens – der größten Lateinamerikas – und annullierte die Verordnung. Somit wurde der falsche Eintrag „Katholikin“ nach 58 Jahren geändert. Dieser Fall sorgte in der argentinischen Gesellschaft für einiges Aufsehen und der Akt der Annullierung der *Circular 11* besitzt vor dem historischen Hintergrund, dass Argentinien Fluchtziel für viele Nationalsozialisten war, während Juden die Einreise verweigert wurde, großen symbolischen Wert.

Deutsche Erstausgabe  
Titel der Originalausgabe: *LOS NINOS ESCONDIDOS*

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte Daten sind im Internet über  
<https://portal.d-nb.de/> abrufbar.

© 2004 Diana Wang  
© 2004 Editorial Marea SRL  
© der deutschen Ausgabe 2012 Hentrich & Hentrich Verlag Berlin Inh. Dr. Nora Pester  
Wilhelmstrasse 118, 10963 Berlin  
[info@hentrichhentrich.de](mailto:info@hentrichhentrich.de)  
<http://www.hentrichhentrich.de>

Satz: Barbara Nicol  
Druck: Winterwork, Borsdorf

1. Auflage 2012  
Alle Rechte vorbehalten.  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-942271-72-1

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader 16

Die deutsche Übersetzung dieses Buches wurde durch die freundliche Unterstützung folgender Institutionen und Einzelpersonen ermöglicht:

Thomas Leonhardt, Buenos Aires

Förderprogramm für die Übersetzung argentinischer Autoren in die deutsche Sprache der *Dirección de Asuntos Culturales de la Cancillería Argentina*

Stiftung Erinnerung, Lindau



Initiative für einen Gedenkort ehemaliges KZ Uckermark e.V., Berlin



Transmute – Netzwerk für Sprachmittlung, Berlin

Darüber hinaus erhielt die Übersetzerin zwei Aufenthaltsstipendien für ihre Arbeit an dem vorliegenden Buch:

Baltic Centre for Writers and Translators  
Uddens gränd 3  
S-621 56 Visby  
Schweden

International Writers' and Translators' House  
Annas iela 13  
Ventspils, LV – 3601  
Lettland

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung der Stiftung »Erinnerung, Verantwortung und Zukunft«



Diese Veröffentlichung stellt keine Meinungsäußerung der Stiftung »Erinnerung, Verantwortung und Zukunft« dar. Für inhaltliche Aussagen tragen die Autorin und die Übersetzerin die Verantwortung.

Diana Wang

**Die versteckten Kinder**  
**Aus dem Holocaust nach Buenos Aires**

Aus dem argentinischen Spanisch von  
Sylvia Carmen Degen

Für Mijal, Carolina, Clara und Micaela,  
meine vier Enkelinnen.

Für Agusttn, Agustina, Alejandra, Alexis, Ana, Andrea, Ariel, Avital,  
Baltazar, Bilgai, Camila, Carolina, Chloé, Clara, Damián, Damián,  
Daniel, Darto, Débora, Diego, Diego, Eva, Ezequiel, Fausto, Felipe, Fer,  
Francisco, Gabriela, Gonzalo, Gonzalo, Guido, Guillermo, Iara,  
Ignacio, Iván, Ivana, Jessica, Jessica, Jimena, Juan, Juan, Julia, Karina,  
Leonel, Lucía, Lucien, Lucila, Magali, Maia, Marc, Mariana, Mariel,  
Martin, Martina, Mattías, Mattías, Mattías, Mattías, Melina, Milton,  
Natalia, Natalia, Natalie, Nicolas, Nicolas, Nicolas, Nicolas, Nicolas,  
Noel, Ramiro, Ramiro, Renata, Sebastián, Simón, Softa, Soledad,  
Soledad, Sophie, Tamara, Tamara, Tatiana, Tatiana, Tomas, Tommy,  
Valenttn, Valeria, Veronica, Victoria y Violeta,  
die 89 Enkelkinder der «Kinder», die in diesem Buch ihre Geschichte  
erzählen konnten.

Für Azul und Sol,  
die zwei Urenkelinnen.

Für unsere Zukunft.

Zum Zeitpunkt der deutschen Veröffentlichung hat sich die Widmung  
auf sieben weitere Nachgeborene erweitert:  
die Enkel Daniel, Softa, Victoria, Natalia und eine weitere Softa,  
sowie die Urenkel Maia und Benjamtn.

## Inhalt

Einleitung	
Die offizielle Geschichtsschreibung und die Perspektive der Kinder	9
<b>Kapitel 1</b>	
Das Leben vor dem Krieg	23
<b>Kapitel 2</b>	
Das Ende der bekannten Welt	58
<b>Kapitel 3</b>	
Im Ghetto	84
<b>Kapitel 4</b>	
Im Lager	114
<b>Kapitel 5</b>	
Fluchten	142
<b>Kapitel 6</b>	
Jüdische Retter	185
<b>Kapitel 7</b>	
Nichtjüdische Retter	194
<b>Kapitel 8</b>	
Befreiungen	227
<b>Kapitel 9</b>	
Die «Kinder» in Argentinien	250
<b>Epilog</b>	
Steinchen im Schuh	308
<b>Anhang</b>	
Ein Interview, das nie stattfinden konnte	336



Danksagung der Autorin	344
Routenverzeichnis	345
Literaturverzeichnis	346
Anmerkung der Übersetzerin	347

## Einleitung

# Die offizielle Geschichtsschreibung und die Perspektive der Kinder

Die offizielle Geschichtsschreibung spiegelt die Perspektive von Erwachsenen wider. Dies gilt auch für die Geschichte der *Shoah*. In diesem Buch stehen jedoch die Kinder im Vordergrund. Denn sie sind die Protagonisten dieser menschlichen Tragödie des Genozids an den Juden, die bis heute im Schatten verborgen sind. Diese «Kinder» berichten hier, was andere nicht mehr berichten können. Ihre Stimmen verwandeln sich in Geschichten, die aus der Erinnerung des Erwachsenen erzählt werden. Eines Erwachsenen, der überlebt und die Macht über das Wort zurück gewonnen hat, um über das sprechen zu können, was er vor Jahrzehnten ohnmächtig erleiden musste.

Kriege bringen generell Leid über die Betroffenen, doch Kinder sind ihnen am wehrlosesten ausgeliefert. In diesem Buch berichten uns «Kinder» von der grössten Sinnlosigkeit aller Sinnlosigkeiten. Viele von ihnen sind in der Zwischenzeit Grossmütter und Grossväter geworden. Die in ihrer Seele versteckten «Kinder» legen Zeugnis ab und teilen ihre Erinnerungen, die sich in ihr Gedächtnis gebrannt haben. Begleitet von der erneuten Erschütterung und voller Emotion erzählen sie, was sie erzählen müssen, sie öffnen uns ihre Herzen und offenbaren uns, was sie jahrelang gehütet haben. Es kann nicht oft genug betont werden: Hier sprechen die jüdischen «Kinder», die das Glück hatten, den mörderischen Wahnsinn der Nazis zu überleben,

1 Die hebräische Bezeichnung *Shoah* bedeutet Verwüstung oder Katastrophe. In der Wissenschaft bezeichnet er die Ermordung von sechs Millionen europäischer Juden in den von den Deutschen während des Zweiten Weltkriegs besetzten Gebieten. Die Bezeichnung *Holocaust* ist jedoch so weit verbreitet, dass sie sich durchgesetzt hat, obwohl sie unpassender ist. Vom griechischen *holokauston* abgeleitet – was in der Septuaginta ein spezielles Brandopfer bezeichnet – impliziert sie die Vorstellung von Opferdarbringungen, Reinigungsritualen und göttlicher Strafe. Heute werden beide Bezeichnungen unterschiedslos verwendet. Doch das bezeichnete Phänomen ist so schwer zu fassen, dass selbst das Wort *Shoah* unzulänglich bleiben muss: Eine *Shoah* ist eine Naturkatastrophe. Die systematische Ermordung der Juden durch die Nazis dagegen ist kein Naturereignis, sondern wurde von Menschen begangen. Eine Tat, für die bisher noch keine passenden Worte gefunden wurden.

und die der Zufall nach Buenos Aires brachte, um hier ein neues Leben zu beginnen.

Die Überlebensstrategie dieser «Kinder» bestand darin, sich zu verstecken. Doch sie haben zu lange im Verborgenen gelebt. Einige haben ihre Kindheit auf Dachböden, in Kellern oder Hühnerställen verloren. Während der Krieg tobte machten sie sich unsichtbar – und viele noch lange darüber hinaus. Andere lebten unter falschem Namen und in fremden Familien versteckt, deren Menschlichkeit sie beschützte. Zwar konnten sie sich zeigen, doch ihre wahre Identität mussten sie verleugnen. Nur wenige konnten mit ihren Eltern zusammenbleiben. Nach dem Ende der Hölle haben einige ihre Familienangehörigen wieder gefunden, viele jedoch blieben allein und tauchten in ihrem argentinischen Exil unter.

Sie alle haben aus dem Krieg Narben davongetragen, die sie bis zu ihrem Lebensende zeichnen werden. Einige davon teilen sie mit anderen Kindern, manche ihrer schrecklichen Erlebnisse sind universell und auf andere traumatische Situationen übertragbar. Vieles aus den Berichten wiederholt sich bis heute auf ähnliche Weise, und nach wie vor gibt es unzählige Kinder, die sich durch die willkürliche, ungerechte und grausame Welt des Krieges kämpfen müssen.

### **Kinder als Zielscheibe der Vernichtung**

Das Wort «*moisés*» – Babykorb – wird wie ein gewöhnliches Substantiv gebraucht und es wird klein geschrieben.<sup>2</sup> Sein Ursprung jedoch geht auf die biblische Erzählung von Moses zurück, dem Anführer des jüdischen Volkes, der es aus der Sklaverei in Ägypten in die Freiheit nach Israel geleitete. Moses rettete sein Volk aus der Bilderverehrung, indem er ihm die Gesetzestafeln mit den Zehn Geboten brachte, die für das Zusammenleben der Menschen bis heute grundlegend sind.

Der Überlieferung nach wurde dem damaligen Pharao die Geburt eines Juden prophezeit, der gegen seine Macht rebellieren und die Geschichte in eine neue Richtung lenken würde – ähnlich der Prophezeiung, die viele Jahre später Herodes zuteilwerden sollte. Genau wie dieser, ordnete auch der Pharao die Tötung aller männlichen Neugeborenen der Israeliten an. Moses wurde daraufhin von seiner Schwester Miriam und Mutter Jochebed in einem Körbchen versteckt und in der Hoffnung, jemand würde sich seiner erbarmen, am Ufer des Nils ausgesetzt. Das Körbchen wurde von der Tochter des Pharao gefunden,

2 Im Spanischen werden Substantive i.d.R. klein geschrieben, es sei denn, es handelt sich um Eigennamen. (Anm. d. Üb.)

die bei ihrem Spaziergang nahe dem Fluss das Schreien eines Kindes hörte. Sie rettete das Kind aus dem Wasser<sup>3</sup> und zog es wie einen ägyptischen Prinzen auf. Das ist die Geschichte, die wir – unbewusst – immer wiederholen, wenn wir einen Babykorb liebevoll mit duftigen und weichen Decken auslegen. Wir verbinden damit die Hoffnung, dass das Kind – trotz aller Gefahren des Lebens – gedeihen, sich entwickeln und heranwachsen wird. Das Körbchen steht für den Wunsch, das Kind zu schützen, für es zu sorgen und Gefahren von ihm fernzuhalten. Das Kind soll es warm und luftig haben. Und es soll in Sicherheit sein. Die biblische Geschichte von Moses gleicht in vielerlei Hinsicht der der versteckten «Kinder». Wie wir sehen werden, wurden alle von ihnen wie durch ein unerwartetes Wunder vor dem sicheren Tod gerettet. Anstelle des Pharaos und Herodes wollten nun die Nazis Juden vom Erdboden tilgen (Europa war nur der erste Schritt auf dem geplanten Weg zur Weltherrschaft). Sie formulierten die Vernichtung der Kinder als zentrales Ziel. Auch wenn dieses Buch weder die Geschichte des Nationalsozialismus noch die der *Shoah* und auch nicht die der Unvernunft des Krieges an sich erzählt, ist dieses Vorhaben – ich meine die Vernichtung der Kinder – dermassen unsinnig und grauenhaft, dass ich das Wissen darum als Hintergrundinformation unerlässlich finde.

## **Die zwei Kriege der Nazis**

Die Nazis entfachten zwei sehr unterschiedliche Kriege. So unterschiedlich, dass sie ab einem bestimmten Zeitpunkt sogar mit sich selbst konkurrierten. Den ersten Krieg kennen wir als den Zweiten Weltkrieg, der am 1. September 1939 begann und am 8. Mai 1945 von den Alliierten beendet wurde. In diesem standen die Deutschen – grösstenteils zusammen mit Italien und Japan – den alliierten Mächten Grossbritannien und Frankreich und ab 1941 auch der Sowjetunion und den USA gegenüber, die nach dem Angriff auf Pearl Harbor in den Krieg eingetreten waren. Dieser Krieg könnte als «traditionell» bezeichnet werden: Pakte wurden geschlossen und Gebiete erobert, es gab Schlachten, Gefangene, Bombardierungen, Strategien, Spionage, Tote und Verletzte, Siege und Niederlagen. Nach Schätzungen starben in seinem Verlauf etwa 50 Millionen Menschen.

Der zweite Krieg war der gegen die Juden. Er wurde gegen eine Bevölkerungsgruppe geführt, die weder Waffen noch wertvolle Besitztümer, geschweige denn ein eigenes Territorium besass. Gegen Menschen, die als «innerer Feind», als «Schädlinge für die Reinheit der Rasse» angesehen wurden – und die es

3 «Moses» bedeutet «der aus dem Wasser gezogene».

galt, mit der Wurzel auszurotten. Der Krieg gegen die Juden begann sechs Jahre vor dem Zweiten Weltkrieg. Er begann 1933 mit der Wahl von Adolf Hitler zum deutschen Reichskanzler und dauerte bis zum Ende der Kriegshandlungen im Mai 1945. Er wurde praktisch in ganz Europa geführt. Dieser Krieg zielte nicht, wie ein gewöhnlicher Krieg, auf die Eroberung neuer Gebiete, ideologische oder religiöse Bekehrung, wirtschaftliche Ausbeutung, irgendeine Art technologischer, geopolitischer oder sonstiger Vorteile ab. Er proklamierte keine religiösen Gründe, stellte keine Forderungen und suchte keine Rache wegen vorangegangener Untaten. Dieser Krieg hatte nur ein Ziel: Die Vernichtung einer ganzen Bevölkerungsgruppe. Der Juden Hass, auch Judeophobie genannt, war bereits zuvor wichtiger Bestandteil der christlich-europäischen Identität und ist Voraussetzung für das Konzept des modernen Antisemitismus (ein Wort, das wissenschaftlicher und respektabler klingt), wie er sich seit Mitte des 19. Jahrhunderts herausbildete. Während des Nationalsozialismus fanden antisemitische Theorien innerhalb der nichtjüdischen Bevölkerung weite Verbreitung und breite Zustimmung. Die weniger Überzeugten fürchteten sich häufig, ihren Widerspruch in einem System von Terror, Denunziation und staatlicher Kontrolle laut zu äussern. Somit wurde dem Wahn kein Einhalt geboten und grosse Teile sowohl der «gebildeten» als auch der «unwissenden» Bevölkerung Europas wurden freiwillig oder auch unfreiwillig zu Komplizen. Ganz Europa beteiligte sich, aktiv oder durch Unterlassung, an der Hetze, Denunziation und unterschiedslosen Massentötung der Juden – insbesondere der Kinder.

### **Die Einteilung nach rassistischen Kriterien**

Eine Grundlage der nationalsozialistischen Weltanschauung war das Konzept der «Rasse» und die Wunschvorstellung einer sozialen Volksgemeinschaft, die aus den Angehörigen einer «höherwertigen Rasse» aufgebaut werden sollte und als perfekte Gesellschaft angestrebt wurde. An der Spitze dieser vermeintlichen Perfektion stand die «arische Rasse». Weder das Konzept der «Rasse» noch das des «Ariertums» lassen sich wissenschaftlich belegen. Sie sind vielmehr ein Teil des trügerischen Wahns der nationalsozialistischen Ideologie. Die Bezeichnung «arisch» kommt beispielsweise aus der Linguistik: Es gibt Sprachen arischer, indoeuropäischer oder semitischer Herkunft (Hebräisch, Arabisch, Aramäisch), es gibt jedoch keine «arischen oder semitischen Merkmale», die sich auf die Biologie, geschweige denn auf die Genetik übertragen liessen. Doch genau dies versuchten die Nazis: Ohne reale Grundlage wandten sie sprachwissenschaftliche Konzepte auf die Biologie an. Damit wurden das «Ari-

sche» und das «Semitische» zu genetischen Merkmalen, die folglich als erblich und unveränderlich festgeschrieben wurden.

Bei dieser Übertragung von einer Disziplin in eine andere bekamen die Attribute «arisch» und «semitisch» einen neuen Beigeschmack: Sie wurden hierarchisiert und bewertet. Ausgehend von der Biologie und mit der Absicht, die «Rasse» aufzuwerten, wurde die «arische Rasse» als überlegen und die «semitische Rasse» als minderwertig deklariert. «Semitisch» stand für «jüdisch» und folglich ist der Begriff «Antisemitismus» als Hass gegen Juden zu verstehen und nicht – wie es die Etymologie nahelegt – als Ablehnung der semitischen Sprachen. Das Konzept des «Antisemitismus»<sup>4</sup> bot eine «wissenschaftliche» Untermauerung des alten, vertrauten Hasses, der sich bisher zwar nicht versteckt, jedoch oft nur maskiert und indirekt geäußert hatte. Es verschaffte vielen Judenfeinden ein Gefühl der Genugtuung, da sich letztendlich als «wahr» «erwiesen» hatte, was jahrhundertlang nur eine Vermutung gewesen war: Die Juden waren der Ursprung allen Übels und eine Plage, die es *auszumerzen* galt. Das Judentum beschränkte sich also nicht auf die Religion, sondern das «Jüdische» war in der Biologie angesiedelt. Juden sollten also vernichtet werden, da sie als Inbegriff des Übels an sich angesehen wurden – auf dass auch dieses zusammen mit ihnen getilgt wäre. In weit verbreiteten Karikaturen wurde auf der Grundlage judenfeindlicher Zeichnungen aus dem Mittelalter ein «typisches Aussehen» konstruiert, das eine Jüdin oder einen Juden anhand der Haarfarbe, der Augen oder der Form der Nase und Ohren eindeutig als solche identifizieren sollte.

Juden waren nicht die einzige Bevölkerungsgruppe, die vernichtet werden sollte, ihre Vernichtung hatte jedoch Priorität. Die von den Nazis angestrebte Gesellschaft basierte auf einer Stufenleiter der menschlichen «Rassen»: An oberster Stelle stand die so genannte «arische Rasse». Eine Stufe darunter fand sich die «nordische Rasse», in einigem Abstand folgten die «Südländer», dann die «Slawen» und weiter unten die «Zigeuner», die Homosexuellen, die Menschen mit körperlicher und geistiger Behinderung und diejenigen, die keine helle Hautfarbe hatten. Dort wurden auch die Angehörigen der Zeugen Jehovas und der Freimaurer, Kommunisten und andere Oppositionelle angesiedelt. Allen wurden unveränderliche genetische Merkmale zugeschrieben, was sich selbstverständlich bereits auf den ersten Blick als haltlos erweist und keiner Überprüfung standhält. Und auf der untersten Stufe dieser Leiter, in der

4 Für ihre rassistische, nicht religiös begründete Judenablehnung erfanden deutsche Judenfeinde (insbesondere der Journalist Wilhelm Marr) Ende des 19. Jahrhunderts den Ausdruck «Antisemitismus». Im Unterschied dazu wird religiös begründete Judenfeindschaft meist als «Antijudaismus» bezeichnet. (Anm. d. Üb.)

Kategorie «keine Rasse» oder als «Antirasse» schlechthin standen die «Semiten», beziehungsweise die Juden. Sie wurden als «Inkarnation des Bösen» beschrieben, als das Teuflische, das Unglück. Sie seien zwar als Menschen verkleidet, doch liege ihnen eine grundlegende, unveränderliche Bösartigkeit im Blut und in den Genen. Und aus diesem Grund sei die radikale «*ethnische Säuberung*» unerlässlich. «Das Unkraut mit der Wurzel *ausmerzen*, bevor es beginnt, zu wuchern, bevor es den Boden befällt» ist die Losung. *Ausmerzen* bedeutet, das Leben, das Wachstum und die Reproduktion zu verhindern. *Ausmerzen* bedeutet, in erster Linie und ganz grundsätzlich, die Ermordung der Kinder.

Die Anerkennung anderer Opfergruppen ist sehr wichtig. Juden bilden jedoch die einzige Gruppe, die wirklich vollständig ausgelöscht werden sollte – ohne Ausnahme. Während andere Opfergruppen beispielsweise als «minderwertige Rasse» angesehen wurden und ihre Ermordung in vielen Fällen von den örtlichen Gegebenheiten oder bestimmten Bedingungen abhing, galten Juden als der «innere Feind» *an sich*, der *ausgemerzt* werden musste, als das Böse, als das chirurgisch zu entfernende Krebsgeschwür. Die Nazis untermauerten diese Ansichten mit den Theorien von Charles Darwin, insbesondere mit dessen Konzept des «*Survival of the Fittest*»<sup>5</sup>.

Für die Nazis waren beide Kriege wichtig – der «klassische» gegen die Alliierten und der «andere» gegen die Juden. Und doch räumten sie letzterem immer wieder Priorität ein. So beispielsweise als der Frontverlauf bereits deutlich zeigte, dass der Krieg verloren war. Anstatt die Soldaten jedoch mit Truppen, Waffen oder sonstigen kriegswichtigen Gütern zu versorgen, wurden die Züge

5 Darwins Theorie vom Überleben der bestangepassten Arten wurde im Sozialdarwinismus so uminterpretiert, als ob die «Überlegenen» die «Minderwertigen» umbrächten. Somit wird Mord als natürliches Phänomen gerechtfertigt, das von den Erbauern einer vermeintlich perfekten Gesellschaft eingesetzt wird. Darwins Darlegungen dagegen müssen im Rahmen seiner allgemeinen Evolutionstheorie der Arten gesehen werden: Die beschriebenen Entwicklungen vollziehen sich über einen langen Zeitraum, über hunderte von Generationen hinweg. Darwin bekräftigt, dass die fortpflanzungsfreudigsten Arten am besten überleben. Deren Nachkommen bringen wieder neue Nachkommen hervor und noch nach tausenden von Jahren und über viele Generationen hinweg ist das Überleben dieser Art gesichert. Diejenigen dagegen, die weniger angepasst sind, werden von Generation zu Generation immer weniger, bis sie ganz verschwinden. Dieser als «natürliche Selektion» bezeichnete Prozess hat nichts mit der grausamen Ermordung von Kranken und Schwachen zu tun (Merkwürdig, dass die Nazis in den Konzentrations- und Vernichtungslagern diesen Begriff verwendet haben, um die Neuankömmlinge für die sofortige oder spätere Ermordung einzuteilen), sondern beschreibt viel eher eine Entwicklung, nach der die angepassten Arten mehr Nachwuchs zeugen.

weiterhin für die Deportationen in den Tod eingesetzt. Ganz offensichtlich stand die Judenvernichtung für die Deutschen an erster Stelle. Während die Rote Armee mit der Befreiung der Gebiete im Osten begann, deportierten die Deutschen hunderttausende ungarische Juden in die Gaskammern von Auschwitz. Obwohl sie den Krieg gegen die Alliierten verloren hatten, obwohl der Traum des *Tausendjährigen Reichs* und der Weltherrschaft – «Heute gehört uns Deutschland und morgen die ganze Welt» – ausgeträumt war, ermordeten die Nazis Juden bis zur allerletzten Minute.

### **Der Krieg gegen die Kinder**

Im Rahmen der geplanten Vernichtung der Juden waren die Kinder ein zentrales Ziel. Die Nazis schafften es, eineinhalb Millionen von ihnen umzubringen. Von den europäischen Juden überlebten etwa 15 Prozent der Erwachsenen, jedoch nur sieben Prozent der Kinder. Das ist weniger als halb so viel.

In ganz Europa konnten sich nur knapp 100.000 jüdische Kinder retten. Die meisten von ihnen überlebten unter überaus schwierigen Bedingungen, die sie für ihr ganzes restliches Leben zeichneten. Familien brachen auseinander, den Eltern war es unmöglich, ihre Kinder zu ernähren und zu beschützen. So starben die meisten von ihnen unter den machtlosen Augen derer, die sie liebten. In ihrem kurzen Leben hatten sie nicht gespielt, keinen Park und auch keine Schule besucht, die Freiheit hatten sie nicht gekannt. Diejenigen, die überlebten, fassen ihre Erfahrungen häufig in einem Satz zusammen: «Sie haben mir die Kindheit geraubt.» Die praktische Umsetzung eines Massenmords von solchem Ausmass ist kein leichtes Unterfangen. Dies gilt für die Erwachsenen wie auch für die Kinder. Die Erwachsenen wurden zusammengetrieben, geschunden und zur Zwangsarbeit eingesetzt. Da die Kinder nicht arbeiten konnten, wurden sie als nutzlos angesehen. Sobald sie in den Lagern ankamen, wurden sie umgebracht und sie fielen als erste den Menschenjagden und Razzien zum Opfer.

Die Kindheit ist der Lebensabschnitt, in dem der Mensch am wehrlosesten ist. Wir können den Gefahren, die uns umgeben, weder ausweichen noch uns selbst davor schützen. Wir können uns nicht allein ernähren, waschen und anziehen und wir können auch keine Werkzeuge herstellen und benutzen. Es dauert viele Jahre bis die zum Überleben notwendige Selbständigkeit erreicht ist. Währenddessen lernen die Kinder, den Erwachsenen zu vertrauen, sie zu respektieren, ihnen zu gehorchen und sich auf ihre Fürsorge einzulassen. Häufig wiederholen sie später die Verhaltensweisen ihrer Eltern bei der Erziehung ihrer eigenen Kinder.



Durch die *Shoah* wurde die Beziehung der Kinder zur Welt der Erwachsenen erschüttert wie nie zuvor. Sie mussten gemachte Erfahrungen genau überprüfen und erlernte Verhaltensweisen drastisch ändern. Mit den Erwachsenen wurden nicht länger Schutz und Vertrauen verbunden, sondern die Kinder lernten nun, zu misstrauen, zu schweigen, zu lügen und zwischen vertrauenswürdigen und gefährlichen Erwachsenen zu unterscheiden.

Der Vorsitzende der *Anti-Defamation League*, Abraham Foxman, wurde als Kind in Polen von einer katholischen Frau gerettet und aufgezogen. In seinem Beitrag für das Buch *The Hidden Children. The Secret Survivors of the Holocaust* von Jane Marks schreibt er: «Das Gefühl der Schuld bedrängt uns weiter. Genau wie der Schmerz über den Verlust geliebter Menschen, unsere Wut, unsere Unfähigkeit, mit unseren Familien über das Erlebte zu sprechen, unsere Identitätskrisen und unsere verworrene, verängstigte und verlorene Kindheit. Aus der Angst und dem Gefühl der Schuld stellen sich uns viele Fragen: Wer sind wir eigentlich, verglichen mit denjenigen, die dem unaussprechlichen Grauen in den Todeslagern die Stirn geboten haben? Wäre es wirklich so gefährlich gewesen, wenn wir unsere jüdische Identität offen gelegt hätten? Können uns andere, die unsere Erlebnisse nicht teilen, überhaupt verstehen? Uns ist die Wichtigkeit bewusst geworden, anderen Menschen unsere Geschichte zu erzählen. So lernen sie den *Holocaust* mit seinen sechs Millionen ermordeten Juden aus der Perspektive der Überlebenden kennen. Wir werden nicht länger schweigen und aus Scham nicht über unsere Vergangenheit sprechen. Der Krieg war bereits seit fast fünfzig Jahren vorbei, doch wir sind weiter versteckt geblieben!»<sup>6</sup>

Im Allgemeinen erhielten Juden nur sehr wenig Unterstützung von ihren nicht-jüdischen Nachbarn. Doch ohne deren Solidarität hätten es die Kinder, die überlebten, nicht geschafft. Auch die Widerstandsbewegungen spielten hier eine wichtige Rolle. Die Überlebenschancen waren in den verschiedenen Regionen sehr unterschiedlich und hingen von der jüdischen Bevölkerungsdichte, der Virulenz des Antisemitismus, der sich wiederum auf die Assimilation auswirkte, und von der nationalsozialistischen Politik ab, die in den jeweiligen besetzten Ländern recht unterschiedlich umgesetzt wurde.<sup>7</sup>

6 Jane Marks: *The Hidden Children. The Secret Survivors of the Holocaust*. New York: Fawcett Columbine, 1993. Übersetzt nach der spanischen Übersetzung von Diana Wang. (Anm. d. Üb.)

7 Einige Vergleichsdaten illustrieren die unterschiedlichen Überlebenschancen in den verschiedenen Herkunftsländern:

Viele Kinder verloren ihre Eltern für immer. Manche machten sogar zwei Trennungen durch: Zuerst mussten sie ihre biologischen Eltern verlassen und später erneut die Adoptiveltern. Die Kleinkinder, deren biologische Eltern nie zurückgekommen waren, um sie aus ihrem Versteck wieder abzuholen, wissen nicht einmal, wer diese waren. Die Erinnerungen der versteckten «Kinder», die es bis Buenos Aires geschafft haben, sind sehr unterschiedlich. Während sich die Älteren sehr genau an die Ereignisse erinnern können, gelingt dies den Jüngsten nicht. Für sie ist die Jagd nach dieser verlorenen Erinnerung zur Geißel geworden, die sie unermüdlich verfolgt. Die Fragen, die allen gemeinsam zusetzen, drehen sich um die Trennung von der Herkunftsfamilie, die spätere Trennung von der Familie, die sie gerettet hat, die neu geschaffene Identität (die Religion, die neue Familie, die Gewohnheiten, die Sprache, manchmal das Geschlecht), das Schweigen und das Doppelleben. Für die Älteren geht es häufig um den Verlust der Kindheit. Im Kampf ums Überleben hatten eigene Gedanken oder Gefühle keinen Platz. Es war unerlässlich, so unsichtbar wie nur möglich zu sein. Der Befehl, den Mund zu halten, um zu überleben und das daraus folgende Schweigen lebt in all diesen «Kindern» mit unterschiedlicher Intensität bis heute fort.

### **Die «Kinder»: keine «legitimen» Überlebenden?**

Die «Kinder» sehen sich mit unterschiedlichen Verharmlosungen konfrontiert, die ihnen seit Jahren das Recht absprechen, sich als Überlebende zu begreifen. Trotz des Verlorenen und trotz des Schmerzes über die fehlende Erinnerung. Angesichts des Wunders, überlebt zu haben, verdrängten sie ihre Sehnsucht nach

**Polen:** Von den insgesamt 3.300.000 Juden überlebten 10 Prozent. Die Mehrzahl flüchtete nach Russland, einige nach Palästina und Schweden und nur wenige überlebten in Verstecken. Von einer Million Kindern überlebten nur 0,5 Prozent, also 5.000. Im Vergleich zu den Erwachsenen sind das zwanzig mal weniger. In Polen standen die Überlebenschancen am schlechtesten. Nach einem Dekret der Deutschen vom 15. Oktober 1941 wurde die Unterstützung von Juden mit dem Tode bestraft.

**Niederlande:** Von den insgesamt 140.000 Juden überlebten 25 Prozent, d.h. 35.000 Menschen. Davon waren 10 Prozent Kinder (3.500). Die Mehrzahl von ihnen wurden zu Waisen.

**Belgien:** Von 65.000 Juden überlebten 40 Prozent, d.h. 26.000 Menschen. Davon waren etwa ein Drittel Kinder (10.000).

**Frankreich:** Von 350.000 Juden überlebten 74 Prozent. Zwischen 5.000 und 15.000 Überlebende waren Kinder.

Erinnerung wie eine traurige Nebensächlichkeit. Was ist es schon, kein Spielzeug gehabt zu haben oder sich nicht erinnern zu können, wenn dem 1,5 Millionen ermordete Kinder gegenüberstehen? Doch die Erinnerung ist für uns Menschen elementar. Sie ist ein Teil des Bildes, das wir uns von uns selbst machen, das uns zeigt, wer wir sind, warum wir bestimmte Eigenschaften haben, warum wir etwas mögen und anderes nicht.

Hélène vermutet, dass ihre Mahlzeiten gewöhnlich aus einer Knollenfrucht namens Topinambur bestanden, einem unangenehm schmeckenden Nahrungsmittel, das heute an Schweine verfüttert wird. Denn wenn sie sich schlecht, ängstlich oder bedrückt fühlt, steigt ihr bis heute dieser Geschmack in den Mund.<sup>8</sup> Sie weiss nicht, ob ihre Vermutung stimmt. Würde sie die Ursache kennen, so bliebe das Phänomen als solches sicher bestehen. Doch sie könnte die Puzzlestücke der Erinnerung, denen die «Kinder» so hilflos gegenüberstehen, zu einem kohärenten Bild zusammenfügen. Die «Kinder» haben niemanden, der ihnen lustige Anekdoten erzählt, ihnen beschreibt, was sie als Kinder ausmachte, welches ihre Gewohnheiten waren, mit was sie gespielt und vor was sie sich gefürchtet haben. Indem wir uns erinnern oder uns von unseren Eltern diese Geschichten über uns selbst erzählen lassen, setzen wir unsere Verhaltensweisen in einen gewissen logischen Zusammenhang und meinen, sie uns so herleiten und erklären zu können. Aufgrund der fehlenden Erinnerung fallen für die «Kinder» auch solche Erklärungsansätze weg. Ausserdem haben sie häufig das Gefühl, ihre Erfahrungen seien es nicht wert, überhaupt erzählt zu werden.

Die Selbstbezeichnung als «Überlebende» fällt den «Kindern» schwer. Im Gegensatz zu vielen erwachsenen Überlebenden wurden viele von ihnen beschützt und umsorgt, so dass sie die Kriegsjahre – soweit es die Situation erlaubte – im Rahmen einer gewissen «Normalität» erlebten. Viele Jahre wurden ausschliesslich die ehemaligen Häftlinge der Vernichtungslager als Überlebende angesehen, eine Vorstellung, die sich zum Teil bis heute hält und die als «eingeschränkte Definition» bezeichnet wird. In dem Masse, wie die Anzahl der Überlebenden stieg, die öffentlich von ihren Erlebnissen berichteten, erweiterte sich auch der Begriff. Heute schliesst er auch diejenigen mit ein, die in Arbeitslagern, Ghettos oder in den Wäldern versteckt waren, die sich an Sabotageaktionen beteiligten oder als Kuriere tätig waren, die unter falschem Namen lebten und auch die, die flüchten konnten. Umstritten ist, ob die Bezeichnung «Überlebende» auch auf diejenigen angewendet werden soll, die noch zu Beginn der

8 Quelle: Bernardo Kononovich: *Aquellos niños*. Dokumentarfilm (SP/EN). Buenos Aires: 2001.

Tragödie, zwischen 1933 und 1939, aus Europa flüchten konnten. Solche und ähnliche Vorschläge können unter dem Begriff der «erweiterten Definition» zusammengefasst werden. Die «Kinder» erhielten als letzte ihr «Visum» für die Kategorie der Überlebenden und vielen von ihnen fällt es schwer, sich selbst als solche anzuerkennen.

Neben diesem Gefühl der fehlenden Anerkennungswürdigkeit steht in einer schmerzhaften Tatsachenumkehr ausserdem das Schuldgefühl, überlebt zu haben. Dieses allerdings teilen die «Kinder» mit anderen Überlebenden. Das schier unmögliche Wunder, in einer Umgebung überlebt zu haben, in der alles auf Vernichtung ausgerichtet war, verwandelt sich in etwas Beschämendes, von dem nur schwer zu erzählen ist und das besser verschwiegen wird. So als ob das Überleben den Überlebenden eine Art Verantwortung für den Tod der Übrigen auferlegen würde. Das Überleben der einen verweist – ungewollt – auf den Tod der anderen. Dieses Gefühl ist nur schwer zu ertragen. Allerdings leiden nicht alle «Kinder» darunter: Je jünger die «Kinder» waren, umso geringer das Schuldgefühl. So gut wie keines der jüngeren «Kinder» war für die eigene Rettung verantwortlich. Manchmal scheint es, als ob sie von einer Art Zauberstab oder einem gleichsam gütigen wie geheimnisvollen Engel berührt worden wären. Die Frage, warum ausgerechnet sie gerettet wurden und nicht die anderen, wird sie allerdings immer begleiten.

### **Die «Kinder»**

Die «Kinder», die in diesem Buch zu Wort kommen, sind heute Damen und Herren im Alter von 63 bis 80 Jahren<sup>9</sup>. Sie berichten von ihrer Kindheit in Europa, ihren Erlebnissen während der Kriegsjahre 1939 bis 1945 und von ihrer Ankunft in Argentinien, wohin sie auf unterschiedlichen Wegen gelangt waren. Ich habe diejenigen als «Kinder» angesehen, die zum Zeitpunkt der dramatischen Wende durch die deutsche Besatzung zwischen 0 und 16 Jahre alt waren. Bedingt durch den grossen Altersunterschied sind die Erfahrungen der Protagonisten sehr unterschiedlich. Aus diesem Grund ist vor jedem Bericht das Alter zum Zeitpunkt des Erlebten angegeben. Ausserdem gilt es, sich klar zu machen, wie das Leben für Kinder im Alter von fünf, neun oder zwölf Jahren in den 1930er- oder 1940er-Jahren aussah. Eine Kindheit zu Beginn des 21. Jahrhunderts weist sicher erhebliche Unterschiede auf. Unsere Kinder

9 Die Originalausgabe wurde bereits 2004 in Argentinien veröffentlicht, die «Kinder» sind heute also etwas älter, einige sind bereits verstorben. (Anm. d. Üb.)

von heute sind nicht die gleichen wie jene von damals. Vor siebzig Jahren sah nicht nur die Welt ganz anders aus – so war beispielsweise die Informationslage sehr viel schlechter – sondern der Begriff von Kindheit an sich war ein anderer. Die Kinder bekamen nicht so viel besondere Aufmerksamkeit geschenkt wie heute. Man hat sich um sie gekümmert, man gab ihnen zu essen, man hat sie beschützt. Doch im Allgemeinen waren sie für ihre Eltern keine Gesprächspartner auf Augenhöhe, bei Entscheidungen wurden sie nicht gefragt. Am Tisch redeten nur die Erwachsenen. Die Kinder hatten ihre Eltern *per definitionem* zu respektieren. Auf eine bestimmte Weise war der Umgang distanziert und formell. Folglich waren die Kinder, die in einer solchen Umgebung aufwuchsen, noch «kindlicher» als ihre Altersgenossen heute: arglos, leichtgläubig, unschuldig. Von den unschönen Seiten des Lebens wurden sie ferngehalten. Somit verfügten sie über weniger Abwehr- und Handlungsstrategien oder Anpassungsmodelle, die sie angesichts des dramatischen Bruchs in ihrem Leben einsetzen konnten. Sie waren nicht dümmer oder verschlafener als die Kinder von heute, nur weiter von der «realen» Welt entfernt. Einer Welt, die ihnen von den Erwachsenen zu ihrem eigenen Schutz vorenthalten wurde. Plötzlich fanden sich diese «Kinder» – in den alten Fotografien dieses Buches festgehalten – in einem neuen Leben, in einer neuen «Normalität» wieder, die von Lügen, Heimlichkeiten, Diebstahl und Bestechung geprägt war. Das Einschneidendste an diesem Bruch war der Verlust des Glaubens an die Welt der Erwachsenen.

Diese 30 «Kinder» sind Mitglieder der Gruppe *Ninos de la Shoa en Argentina* (*Kinder der Shoah in Argentinien*<sup>10</sup>, die 1997 gegründet wurde und die eine kleine Anzahl der noch lebenden «versteckten Kinder» repräsentiert.

Die Berichte entstanden auf der Grundlage von Ende 2003 geführten Interviews sowie anhand einiger Texte der «Kinder», die diese mir grosszügigerweise zur Verfügung gestellt haben: Zu nennen sind hier die Bücher von Ana Baron (Anushka), *Todavía me pregunto por qué*, und Mira Kniazew de Stupnik, *Quo vadis mundo* (unveröffentlicht) sowie Texte von Abraham Cukierman, Claudia Piperno und Zosia Klawir.

In den 30 vorliegenden Berichten von acht Männern und 22 Frauen spiegeln sich verschiedene Aspekte des jüdischen Lebens in Europa sowie unterschiedliche Strategien wider, die *Shoah* zu überleben. Das Buch bietet einen reichen, vielfältigen und heterogenen Überblick über unterschiedliche Länder, soziokulturelle und familiäre Bedingungen, Altersstufen und Erfahrungen.

10 Seit 2004 *Generaciones de la Shoa en Argentina* (Anm. d. Üb.)

An dieser Stelle stellt sich die Frage, warum im vorliegenden Buch dreimal so viele Frauen wie Männer vertreten sind. Hinsichtlich der Vernichtungspläne spielte das Geschlecht keine Rolle, Juden und Jüdinnen waren gleichermaßen betroffen. Auch das Ausmass des Leidens war für Frauen und Männer gleich. Doch einen Unterschied gibt es: Die jüdischen Jungen waren im Allgemeinen beschnitten. Und damit trugen sie ein Merkmal am Körper, das das Verstecken hinter einer christlichen Identität ungemein erschwerte. Um ihrer Entdeckung zu entgehen, verbrachten einige der «Kinder» den ganzen Krieg als Mädchen verkleidet.

In diesem Buch sind die «Kinder» die Hauptpersonen, es atmet durch ihre Berichte. Die historischen oder geografischen Beschreibungen sollen Hintergrundwissen vermitteln und einer besseren Einordnung der persönlichen Erfahrungen dienen. In jedem Kapitel sind unterschiedliche Schilderungen eines bestimmten Zeitabschnitts versammelt. Mit Hilfe des Verzeichnisses im Anhang kann die Leserin oder der Leser auch jede Biografie einzeln verfolgen. Darüber hinaus kann man die «Kinder» auch anhand der Fotos und Dokumente des «Fotoalbums» im Anhang kennen lernen.

### **Weiterhin versteckt**

Der Krieg wurde mit der Unterzeichnung der Kapitulationserklärung am 8. Mai 1945 beendet. Doch für einige «Kinder» bedeutete das Kriegsende weder eine Erleichterung noch konnten sie die schwere Bürde des Verborgenseins ablegen. Es gibt «Kinder», die weiterhin versteckt sind. Einige wissen darum, andere nicht.

So sind im vorliegenden Buch die Namen Etel und Cris Marie Pseudonyme. Etel wollte nicht, dass ihre Kinder schmerzhaft Punkte entdecken, die sich negativ auf die Beziehung zu ihren Eltern auswirken könnten, und Cris Marie kann mit ihren Kindern nur sehr schwer über die jüdische Herkunft ihrer Familie sprechen.

Es gibt auch «Kinder» der *Shoah*, die nicht befragt werden können. Das sind jene, die noch heute, 60 Jahre später, nicht wissen, wer sie sind. Ähnlich wie in Argentinien, wo während der Militärdiktatur 1976 bis 1983 die Entführung von Kleinkindern zur Staatspolitik gehörte, wurde ihnen ihre eigentliche Identität geraubt und nie zurückgegeben. Viele dieser «Kinder» wissen wahrscheinlich nicht, dass sie von ihren biologischen Eltern gesucht werden. Denn sie wissen ja nicht, dass sie gar nicht die Kinder derer sind, die sie für ihre Eltern halten. Also muss man warten bis ein Funke Zweifel aufkommt, irgendeine zufällige Begebenheit, bis irgendein Schatten aus der Vergangenheit den Forschungsdrang weckt.

Genau dies geschieht seit etwa zehn Jahren in Polen. Hunderte von Menschen, die heute älter als 60 Jahre alt sind, wenden sich auf der Suche nach Informationen an jüdische Einrichtungen. Sie vermuten, nicht diejenigen zu sein, für die sie sich immer gehalten haben. Im Internet finden sich Seiten mit Kinderfotos und Texten wie diesem: «Wahrscheinlich wurde ich 1938 in der Nähe von Lublin geboren, vielleicht hiess meine Mutter Luba». Eine grosse Mehrheit – eine Mehrheit, die nicht beziffert werden kann – bleibt weiterhin versteckt. Versteckt vor der Welt und vor sich selbst.

Einige der «Kinder», die hier ihre Geschichte erzählen, wurden ihrer Familie zurückgegeben, andere sind einen anderen Weg gegangen.

Mein kleiner Bruder Zenus gehört zu der Gruppe von Kindern, die nie wiederkehrten – die jedoch immer schmerzhaft vermisst wurden.

## Kapitel 1

### Das Leben vor dem Krieg

Der Krieg begann bereits vor dem Krieg. Obwohl der Zweite Weltkrieg erst 1939 offiziell begann, gab es bereits zuvor immer wieder Anzeichen für die Gefahr, in der sich Juden im Europa des beginnenden 20. Jahrhunderts befanden. Diese waren jedoch von Land zu Land und sogar von Region zu Region sehr unterschiedlich.

Polen wurde nach dem deutschen Einmarsch 1939 zwischen Deutschland und der Sowjetunion aufgeteilt: Während der westliche Teil unter deutscher Besatzung blieb, zogen sich die Deutschen aus den östlichen Grenzgebieten zu Russland wieder zurück, die nun in den sowjetischen Machtbereich übergingen. Zwei Jahre später, 1941, wurden diese Gebiete erneut von den Deutschen besetzt.

Die deutsche Besatzung Frankreichs erfolgte bereits 1940 und kurz darauf begannen die Rafles, die grossen Razzien und Hetzjagden auf Juden.

In Ungarn dagegen begannen die Deportationen erst 1944.

In den Jahren vor Kriegsausbruch zeigte sich der Antisemitismus in Europa immer unverblümt. Doch mitten in den letzten sonnigen Spätsommertagen kann man sich die bald lostobenden Herbststürme nur schwer vorstellen. So verliefen die ersten Lebensjahre der «Kinder» trotz der ansteigenden Flut von Antisemitismus und Autoritätshörigkeit noch in relativ ruhigen Bahnen.

Ihre Kindheit unterschied sich kaum von der anderer Kinder, die zur gleichen Zeit am gleichen Ort und in ähnlichen Verhältnissen aufwuchsen. Bei den europäischen Juden herrschte Anfang des 20. Jahrhunderts die gleiche kulturelle, soziale, wirtschaftliche und politische Vielfalt wie in anderen Bevölkerungsgruppen. In den Ländern, von denen auf den folgenden Seiten berichtet wird (Polen, Frankreich, Ungarn, Rumänien, Niederlande, Österreich, Jugoslawien, Italien und Belgien), unterschied sich ihr Leben kaum von dem ihrer Umgebung, sowohl in der Stadt als auch auf dem Land. Jenseits aller groben Verallgemeinerungen und der vielen Stereotype über das «Jüdische an sich», strahlte das jüdische Leben in Europa wie ein buntes und abwechslungsreiches Mosaik.

Im Folgenden schildern die «Kinder» ihr Leben vor dem Krieg, der sie aus dem kleinen Paradies einer unbeschwerten Kindheit zu einem unvorstellbaren Schicksal fort-riss.



**Elsa Rozin** (1923, NOWO SZMIERCZYN, BELARUS)

Bei meiner Geburt wurde ich Elka genannt. 1927, als ich vier Jahre alt war, zogen wir nach Brüssel und von nun an hiess ich Elsa.

Mein Vater war Witwer und hatte bereits acht Kinder, bevor er meine Mutter heiratete, die 30 Jahre jünger war. Sie hatten zusammen drei weitere Töchter, ich war die mittlere. Mein Vater trat in die Fussstapfen meines Grossvaters und arbeitete als Müller und in der Landwirtschaft. Er war Rabbiner, obwohl er dieses Amt nie ausübte. Er war gebildet und ziemlich fortschrittlich und bei wichtigen Ereignissen wurde er in die Synagoge gerufen. Eine meiner Halbschwestern aus der ersten Ehe meines Vaters war in der Schweiz Ärztin geworden und zog anschliessend nach Belgien. Sie meinte, dass es uns dort viel besser gehen würde als in Osteuropa, das sie als rückständig ansah. Also sind wir aus Belarus weggegangen.

Ich bin in Brüssel aufgewachsen. Auch wenn unsere finanzielle Lage nicht so rosig war, veränderte sich unsere soziale Situation in Belgien wirklich zum Positiven: Der Antisemitismus erschien uns weniger bedrohlich als zuvor. Papa war zwar kein religiöser Fanatiker, aber wir hielten uns zuhause an die religiösen Regeln und pflegten die Traditionen. Mama arbeitete als Optikerin bei einem der Söhne meines Vaters aus erster Ehe und mein Vater kümmerte sich um uns und den Haushalt. Wir lebten in einer Wohnung.

Es war nicht einfach, sich an das Leben in Brüssel zu gewöhnen, denn wir verstanden die Sprache nicht. Zuhause sprachen wir Jiddisch. Meine Eltern konnten ausserdem Russisch und auch die zwei offiziellen Sprachen Belgiens, Französisch und ein wenig Flämisch. Doch nach und nach haben wir uns integriert und fanden Freunde.

Ich war ziemlich gut in der Schule und besuchte dieselbe Klasse wie meine ältere Schwester. Als wir ankamen, wurden wir zusammen eingeteilt, aber meine Schwester war sogar noch besser als ich. Dafür hatte ich mehr Verantwortungsbewusstsein. Wenn es etwas zu tun gab, wurde es immer mir übertragen. Später, als ich auf mich allein gestellt war, half mir das sehr dabei, auch für mich selbst Verantwortung zu übernehmen. Und vielleicht auch, zu überleben.

**Francis Levy** (1924, STRASSBURG, FRANKREICH)

Ich wurde in Strasbourg geboren und verbrachte meine gesamte Kindheit in Sarrebourg, etwa 60 Kilometer von der deutschen Grenze entfernt. Die Stadt war klein und es gab 115 jüdische Familien und eine Synagoge dort. Eine jüdische Schule gab es dagegen nicht, so dass der Rabbiner zweimal in der Woche zum Religionsunterricht in die Gesamtschule kam. Ausser ihm kamen auch ein evangelischer und ein katholischer Pfarrer. Alle wurden in ihrer entsprechenden

Religion unterrichtet. Ausserhalb der Schulzeit, donnerstags und sonntagvormittags, gab der gleiche Rabbiner in der Synagoge Unterricht, an dem man freiwillig teilnehmen konnte.

Ohne dass wir miteinander verwandt waren, hiess das halbe Dorf Levy. Meine Familie lebte mindestens seit dem 18. Jahrhundert in dieser Gegend. Ich habe einen Stammbaum, in dem meine Vorfahren über einige Jahrhunderte zurück verzeichnet sind. Mein Vater war traditioneller Jude. Er ging in die Synagoge und war Abgeordneter im Stadtrat. Als ein Mitglied von insgesamt 16 vertrat er dort die jüdische Bevölkerung. Das Zusammenleben war sehr respektvoll.

Natürlich gab es Antisemitismus, aber wir bemerkten davon nur wenig. Da dies einfach zum Alltag gehörte, dachte man nicht weiter darüber nach. Wenn mich heute jemand danach fragt, erstaunt mich das. Denn damals gehörte das so selbstverständlich dazu, dass man sich da wirklich keine weiteren Gedanken darüber machte.

Im Gegensatz zu den jüngeren «Kindern der *Shoah*» wurde mir meine Kindheit nicht geraubt. Als der Krieg begann, war ich bereits älter, ein Jugendlicher, und konnte auf eine sehr schöne Kindheit zurückblicken. Gestohlen wurde mir allerdings mein Studium – ich war zwar bereits in eine Fachschule eingeschrieben, doch durch den Kriegsbeginn kam es nicht mehr dazu. Und mein normales Leben, meine Sprache und mein Land. Doch der tiefgreifendste, der nachhaltigste Raub war wahrscheinlich der meines Optimismus. Ich bin zum Skeptiker geworden. Der gesamten Menschheit begegne ich nun mit schmerzhafter Skepsis.

**Micheline Wolanowski** (1925, PARIS, FRANKREICH)

Meine Eltern waren nach dem Krieg von 1914 mit der Absicht, sich so schnell wie nur möglich zu assimilieren und modernisieren, aus Polen nach Paris gekommen. Meine Mutter hat die Stadt sofort abgöttisch geliebt. Papa war Konfektionist. Wir hatten eine Schneiderei mit fünf Nähmaschinen und drei Mädchen, die von Hand nähten. Ein Onkel bügelte und ein Cousin war Mechaniker. Alle kamen aus Polen. Wir lebten in der Wohnung, in der sich auch die Schneiderei befand.

Wir versteckten unser Jüdischsein nicht. Andererseits wäre das auch schwierig gewesen, denn es hiess, dass man uns erkennen könne. Wahrscheinlich an den Augen, am tiefen Blick. Oder vielleicht auch am traurigen Blick. Trotzdem erinnere ich mich nicht an antisemitische Angriffe, oder vielleicht habe ich dem auch einfach keine Beachtung geschenkt. Das erste Mal, dass mich jemand «Scheissjüdin» genannt hat, war nach dem Krieg, bei unserer Ankunft in Uruguay. Noch bevor wir fliehen mussten, bin ich auf das Lyzeum gekommen und obwohl wir nicht reich waren, sind wir jedes

Jahr in den Urlaub gefahren. Meine Eltern haben Französisch mit uns geredet und wenn sie nicht verstanden werden wollten, dann sprachen sie Polnisch oder Jiddisch. Wahrscheinlich habe ich deshalb Jiddisch gelernt, damit ich verstehen konnte, was sie sich zu sagen hatten.

Ich führte ein sehr glückliches Leben und unterschied mich nicht von allen anderen Pariser Mädchen aus der unteren Mittelklasse: Ich war niedlich und aufgeschlossen, träumte von der Liebe und hatte den Kopf voller Romangeschichten und Phantastereien.

### **Freda Ejdlie** (1925, ŁÓDZ, POLEN)

Wir gehörten zur Mittelklasse, mein Vater hatte zusammen mit einem Onkel von mir ein Geschäft. Meine Mutter war Lehrerin, aber als die Zwillinge geboren wurden, hörte sie auf zu arbeiten. Ich war damals vier Jahre alt, es waren ein Mädchen und ein Junge. Das Mädchen, Tusia, bekam einen Infekt und starb. Ich erinnere mich noch, wie sie auf dem Tisch lag, damit der Arzt sie untersuchen konnte. Mich haben sie zu meiner Oma geschickt und als ich zurückkam, sass meine Mutter mit meinem kleinen Bruder Marek da und hat ihn in ihren Armen gewogen. Niemand sprach das Thema an. Ich weiss nicht, ob sie mir oder sich selbst keine Angst machen wollten. Es war nicht üblich, über den Tod zu reden. Meine Eltern wollten, dass wir studierten. Sie hatten sehr ehrgeizige Pläne mit uns und schickten uns in jüdische Privatschulen, die sicher sehr teuer für sie waren. Doch eine gute Ausbildung hatte oberste Priorität. Wir lebten in einer kleinen Wohnung und hatten eine Hausangestellte, die in der Küche schlief. Jeden Sommer fuhren wir raus aufs Land, in die Nähe von Łódź, wo wir uns ein kleines Häuschen mieteten. Ich war gut gekleidet. Einmal im Jahr liess meine Mutter eine Schneiderin kommen, die für die ganze Familie Kleider nähte. Mir hat es nie an etwas gefehlt, ich bin sehr behütet aufgewachsen. Wir hatten nicht allzu viel, lebten jedoch mit Würde und Stolz und arbeiteten ständig daran, unsere Lage zu verbessern.

Meine Eltern waren nicht religiös, aber meine Grossmutter. Sie trug eine Perücke<sup>11</sup> und hat nie bei uns gegessen, da wir die jüdischen Speisegebote nicht einhielten. In den Ferien habe ich sie immer besucht und das ganze Dorf wusste Bescheid, dass die Enkelin von Frau Ejdlie kommen würde. Ich hatte auch eine Urgrossmutter und noch zwei junge Onkel, mit denen ich immer ausgehen wollte. Aber natürlich haben sie mich nicht weiter beachtet. Wir sprachen alle

11 Verheiratete jüdisch-orthodoxe Frauen tragen aus religiösen Gründen oft eine Perücke (*Scheitel* oder *Schaitel*) – Ultraorthodoxe Frauen tragen ein Kopftuch (*Tichel*) und nur langärmelige Kleidung. (Anm. d. Üb.)

Polnisch und meine Eltern auch Jiddisch, aber nur unter sich. Mein Vater war Sozialist und sympathisierte mit dem *Bund*<sup>u</sup>. Wie es zu jener Zeit üblich war, war auch unsere Familie sehr gross: Meine Mutter war die jüngste von neun Geschwistern und mein Vater der älteste von sechs.

Den letzten Sommer, bevor alles begann, verbrachten wir auf dem Land. Ich traf mich immer mit einer grossen Gruppe von Mädchen und Jungen und ich verliebte mich in einen, Mietek. Zufällig hatte mein späterer Ehemann genau den gleichen Namen. In der Nähe unseres Hauses gab es ein Café, in das wir immer zum Tanzen gingen. Ich hatte wunderschönes, langes Haar, das den Jungen gefiel. Ich habe mich nie beim Tanzen blamiert. Später kam mein Cousin, der Sohn des Geschäftspartners meines Vaters, zu uns. Er studierte Medizin und gefiel mir sehr, da er älter war als ich. Ich fühlte mich bereits sehr erwachsen, ich hatte auch schon meine Menstruation. Als ich im ersten Jahr der Sekundarschule war – das letzte Jahr, in dem ich zur Schule gehen konnte – unternahmen wir eine Reise nach Warschau und noch bevor wir losfuhren, waren meine Gefühle zu ihm bereits wieder abgeflaut.

Das gefiel mir am meisten: Freunde zu haben, tanzen zu gehen und Schlittschuh zu laufen. Zu jener Zeit war mir nicht bewusst, wie glücklich ich eigentlich war. Ich würde so gerne nur für einen Augenblick zurückgehen, um mich selbst darauf aufmerksam zu machen und um jede Minute jenes Lebens noch einmal voll auszukosten.

**Liza Zajac / Lea** (1926, POLEN)

Ich wurde in einem kleinen Dorf bei Bialystok geboren. Noch als ich klein war sind wir nach Jalówka gezogen, in das Dorf meiner Grosseltern mütterlicherseits. Von dort habe ich meine ersten Kindheitserinnerungen an die glücklichen Jahre mit meinen Eltern, meiner Schwester und meinem kleinen Bruder.

Ich gehörte zu einer sehr grossen Familie. Meine Grosseltern hatten fünf Töchter und mehrere Söhne. Wenn meine Grossmutter von einem Zweig ihrer Familie erzählte, umfasste dieser am Ende immer mehr als achtzig Geschwister, Cousins und Cousins. Wenn ich nur an jene Welt denke, an all diese Menschen, die meine ersten Lebensjahre bevölkerten... Die Mehrzahl von ihnen wurde von den Nazis umgebracht. Ich hatte eine Schwester, die ein Jahr und vier Monate jünger als ich war, mein Bruder wurde zehn Jahre später geboren. Keiner von beiden überlebte.

12 Der Allgemeine Jüdische Arbeiterbund war eine jüdisch-sozialistische Partei. Er forderte die gleichen Rechte für die jüdische Bevölkerung, ohne dass dies die Aufgabe ihrer kulturellen und sprachlichen Identität bedeutete.

## Juden in Europa

Im Unterschied zum amerikanischen Kontinent, wo das *ius Soli*, das Bodenrecht angewendet wird, galt und gilt in vielen europäischen Ländern das *ius Sanguinis*, das Blut- oder Abstammungsrecht. Dies bedeutet, dass die Staatsangehörigkeit der in den entsprechenden europäischen Ländern geborenen Kinder nicht vom Geburtsort abhängt, sondern in erster Linie durch Blutsverwandtschaft übertragen wird. Ein Kind spanischer, italienischer oder polnischer Eltern erwirbt somit – unabhängig vom Geburtsort – die Staatsangehörigkeit der Eltern. In Ländern wie Frankreich, Deutschland oder der österreichisch-ungarischen Monarchie hatten die europäischen Juden bis Mitte des 19. Jahrhunderts zum grössten Teil die gleichen Rechte wie ihre Mitbürger erhalten.<sup>13</sup> Dies war in Polen, der Ukraine, Litauen, Rumänien und den anderen Ländern Osteuropas nicht der Fall. In Polen galten Juden als «nationale Minderheit», genau wie andere ethnische Minderheiten<sup>14</sup> auch. Obwohl Juden in verschiedenen Epochen auch im Parlament vertreten waren, wurden sie nicht als Polen angesehen. Dieses Verhältnis offenbart sich auch, wenn die Überlebenden in diesem Buch von den «Polen» sprechen. Sie meinen damit die katholischen Bürger mit allen Rechten. Der Katholizismus war der dominante Glaube in Polen. Andererseits konnte auch die rechtliche Gleichstellung die westeuropäischen Juden nicht vor dem Judenhass beschützen, der sie weiterhin aus verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen ausschloss. Aus diesem Grund erzählen einige «Kinder», dass sie katholisch getauft wurden und ihre Eltern den Nachnamen änderten, damit er nicht mehr so «jüdisch» klang. Die osteuropäischen Juden blickten mit geheimer Bewunderung auf diejenigen im Westen und wussten auch, dass diese auf sie herabsahen. Sie wurden abschätzig *Ostjuden* genannt. Doch im Gegenzug sparten auch sie nicht mit Beinamen und bezeichneten die Juden in Westeuropa mit der gleichen Abschätzigkeit als *Jeckes*. Dieser Umgang spiegelt auch die Anschauungen der jeweiligen Gesellschaften, in der Juden lebten, wider. Osteuropa wurde generell vom europäischen Westen sehr geringgeschätzt und als rückständig angesehen. Genauso blickten die Deutschen beispielsweise auf ihre polnischen Nachbarn.

13 Am 27. September 1791 verkündete die französische Nationalversammlung die Gleichberechtigung aller französischen Juden. Dies galt auch für die von Napoleon eroberten europäischen Gebiete. In Preussen wurden Juden mit dem Judenedikt von 1812 zu so genannten «Inländern» – allerdings immer noch mit Einschränkungen. (Anm. d. Üb.)

Jatowka war ein beliebter Sommerurlaubsort. Mein Grossvater hatte ein grosses Schuhgeschäft und ein riesiges Haus am Marktplatz mit fünf oder sechs Zimmern. Im Schuhgeschäft arbeiteten mehrere nichtjüdische Angestellte. Da bei uns zuhause Jiddisch gesprochen wurde, konnten sie die Sprache auch. Wir verbrachten den Sommer immer in den Wäldern, deshalb mag ich auch die Stadt nicht. Meine Grosseltern väterlicherseits habe ich nie kennen gelernt. Mein Vater war der jüngste von zwölf Geschwistern und bereits bei seiner Hochzeit Waise. Auch seine vielen Geschwister lernte ich nie kennen, doch trage ich seine Familie in meinem Namen. Ich heisse Lea, weil alle Familienmitglieder väterlicherseits einer ihrer Töchter diesen Namen gaben. Das war der Name meiner Grossmutter väterlicherseits.

In den kleinen Dörfern hat man erst mit dem Schuleintritt angefangen Polnisch zu lernen. Es gab auch sehr viele belarussische Familien im Dorf, so dass mein Grossvater besser Belarussisch als Polnisch sprach. Meine Grossmutter dagegen sprach nur Polnisch. Die Bevölkerungsmehrheit im Dorf war jüdisch, es gab zwei Synagogen.

Meine Familie war nicht religiös, abgesehen von meinen Grosseltern. Aber die waren normal, nicht so wie diese religiösen Fanatiker in der Stadt. Mein Vater stand sehr weit links. Nach den russischen Pogromen<sup>15</sup> war es nur logisch, dass mein Vater diese Ideen vertrat und verbreitete und am 1. Mai die rote Fahne hisste. Mit Antisemitismus und sozialer Ungerechtigkeit aufgewachsen, träumten alle Jugendlichen von der Gleichheit in der Welt. Sie lebten in der Hoffnung, dass mit dem Kommunismus die Ungerechtigkeit besiegt werden würde. Es kam mehr als einmal vor, dass Papa am Vorabend des 1. Mai verhaftet wurde. Man musste ihm im Winter Essen ins Gefängnis schicken. Also hat ihm meine Grossmutter etwas gekocht und einen Mann damit beauftragt, ihm mit einem Schlitten, der von zwei Pferden gezogen wurde, das Essen zu bringen. Der lief dann 15 Kilometer neben dem Pferdeschlitten her, damit mein Vater etwas zu essen hatte.

14 In der Ethnologie werden Menschen, die Herkunftssagen, Geschichte, Kultur und die Verbindung zu einem spezifischen Territorium miteinander teilen, als Ethnie bezeichnet. Im Gegensatz zum Volksbegriff im Deutschen, dem eine organische Gemeinschaftsvorstellung zugrunde liegt und der von einer biologischen Differenzierung der Menschheit ausgeht, werden ethnische Gruppen als sozial konstruiert und veränderbar angesehen. (Anm. d. Üb.)

15 Gewalttätige Ausschreitungen gegen die jüdische Bevölkerung im zaristischen Russland. Weiter gefasst wird unter einem Pogrom eine gewaltsame Massenausschreitung gegen Mitglieder religiöser, ethnischer oder nationaler Minderheiten verstanden.

Meine Mutter liebte das Theater und sie wünschte sich, dass ich einmal sehr gebildet werden würde. Ich verbrachte eine Kindheit voller Liebe. Die schönsten Momente meines Lebens verbinde ich mit dem Haus meiner Grosseltern mütterlicherseits. Die Liebe war streng aber kam von Herzen. Meine Grossmutter buk in ihrem Lehmofen dunkles Brot und nur samstags haben wir weisse *Chalotot gegessen*, die leckeren geflochtenen Brotzöpfe zum *Schabbat*<sup>16</sup>. Eine meiner glücklichsten Erinnerungen ist der Augenblick, in dem wir zwölf Enkel uns auf Geheiss meines Grossvaters um den Tisch versammelten, um unsere Portion *Challa* in Empfang zu nehmen.

Als ich in die Schule kam, zogen wir nach Hajnówka, wo meine Mutter einen Laden eröffnete. Die Schule war staatlich und gemischt. Ich war eine sehr gute Schülerin und da ich bereits gut Polnisch sprach, wurde ich nicht so aufgezo-gen wie die anderen jüdischen Kinder, die kein Polnisch konnten. Für uns war das normal, von den nichtjüdischen Nachbarn beleidigt zu werden.

Ich habe mich immer gefragt, worin ich mich wohl von den anderen Mädchen unterschied. Mir hat das Lernen Freude gemacht, ich träumte gerne und war sehr sensibel. So weinte ich zum Beispiel, wenn im Frühling der Schnee schmolz und auf magische Weise die ersten Knospen sichtbar wurden. In der Schule litt ich unter dem Antisemitismus, der mir manchmal versteckt und manchmal auch sehroffen entgegenschlug. Als ich zum Beispiel mit meiner Freundin Matilde Singer auf dem Weg zur Aufnahmeprüfung für die Sekun-darschule war, tauchten vier Jungs auf und einer bemerkte mit vor Ekel verzo-genem Gesicht: «Hier stinkt es nach Zwiebeln». Damit wollte er sagen, dass wir minderwertige Jüdinnen seien. Unsere bittere Rache: Wir bekamen die besten Noten. Obwohl mir das Lernen grossen Spass bereitete, wusste ich doch, dass ich nie studieren würde. Denn für Juden war es sehr schwierig, so weit zu kom-men, da es Einschränkungen, wie beispielsweise den Numerus clausus<sup>17</sup> gab. Nur die, die sehr viel Geld hatten, konnten sich ein Studium im Ausland leisten.

16 Der *Schabbat* ist das Wahrzeichen des Judentums und seine Einhaltung weist gleich-zeitig auf die Achtung vor den entsprechenden religiösen Vorschriften hin. Während der langen Geschichte des Volkes Israel wurde für Juden die Einhaltung des *Schab-bat* immer wichtiger. Als fester Pfeiler des Judentums wird der *Schabbat fast* weltweit als Ruhetag anerkannt.

17 Aus der Ausstellung «Juden in Polen» des Deutsch-Polnischen Zentrums von 1998: «Antisemitismus in der Zwischenkriegszeit: (...) Die Universitäten werden zu einem Schauplatz antisemitischer Ausschreitungen, die von Studenten der nationalistischen Bewegung angezettelt werden. Unter ihrem Druck weisen einige Universitäts-verwaltungen den Juden bestimmte Bankreihen in den Hörsälen zu (so genannte *Bankghettos*). Darüber hinaus wird der Zugang der Juden zum Studium gewisser Fa-

Wir richteten uns ein, so gut es ging. Ich hatte zwar kein eigenes Zimmer, aber ich hatte ein Bett und einen Eckschrank, der mir ganz allein gehörte. Darin bewahrte ich ein kleines Schiffchen auf, meine Bücher und darüber hing das Foto irgendeiner Schauspielerin. Ich ging vor dem Krieg nur einmal ins Kino, aber ich war begeistert. Eisläufen machte mir sehr viel Spass, ich war eine gute Schlittschuhläuferin. Im Winter sind wir in Schlittschuhen zur Schule gegangen, damit wir auf dem vereisten Weg nicht stürzten.

Bei mir zuhause war Politik immer ein Thema. Sonntagvormittags kamen immer Freunde von meinen Eltern, Onkel und Tanten vorbei. Bei Hering und Kartoffeln wurde eifrig über Politik debattiert. Sie diskutierten über Deutschland und über Hitler, doch ich war noch klein und habe nichts verstanden. Ich habe mich zwischen sie gekuschelt und davon geträumt, eines Tages auch an diesen Gesprächen teilnehmen zu können, eines Tages über so viel Wissen zu verfügen, dass ich mir eine eigene Meinung bilden und diese auch vertreten könne. Ich erinnere mich daran, wie einer meiner Onkel erzählte, dass ihm seine Schwester aus Argentinien geschrieben und gesagt hatte: «Ihr sitzt auf einem Pulverfass». Sie hatte ihm geraten, mit seiner Familie zu ihr zu kommen. Später im Ghetto zeigte er diesen Brief überall herum und klagte laut, dass er ihren Rat nicht befolgt hatte, als noch Zeit dafür war. Auch der Spanische Bürgerkrieg hat sich mir sehr eingepägt. Der Onkel einer Freundin war nach Spanien gegangen, um in diesem Krieg zu kämpfen. Viele polnische Juden schlossen sich den Internationalen Brigaden an und von ihnen wurde als Helden gesprochen.

**Tomas Kertesz / Tommy** (1927, BUDAPEST, UNGARN)

Mein Vater verkaufte mit seinem Bruder zusammen Brennholz. Doch als ich noch klein war, musste das Geschäft Konkurs anmelden und sie verloren alles. Nach dieser wirtschaftlichen Katastrophe blieben noch die Pferde und Karren übrig und mein Vater begann also als Fuhrunternehmer. Meine Mutter unterrichtete Maschinenschreiben, beide hatten die Sekundarschule abgeschlossen. Wir waren arm.

Als ich sechs Jahre alt war, im Sommer 1934, mieteten wir in einem Dorf bei Budapest ein kleines Häuschen und richteten darin eine Art Ferienheim ein. Es kamen Kinder von Bekannten, die sich entsprechend an den Kosten beteiligten. Die ersten Erfahrungen waren sehr positiv und somit entstand die Idee, das Ganze auf kommerzieller Basis aufzuziehen. Von diesem Moment an verbesserte sich unsere Lage.

kultäten durch die Einführung des *Numerus clausus* beschränkt.»  
(zit. n. URL: <http://www.zydziewpolsce.edu.pl>. Anm. d. Üb.)



Zur gleichen Zeit richtete ein Onkel von mir in Budapest ein kleines Hotel mit 14 Zimmern und allen Schikanen ein. Er reiste nach Deutschland, um die neuesten Möbel zu erwerben und kam genau zu dem Zeitpunkt dort an, als die Rassengesetze erlassen wurden (siehe Einschub). Das alarmierte ihn und nach seiner Rückkehr bestand er darauf, dass wir fortgehen sollten. Doch uns ging es wirtschaftlich gerade wieder gut und meine Familie wollte nicht gehen. Sie dachten, dass die Geschehnisse in Deutschland völlig absurd waren und hielten das Ganze für eine vorübergehende Erscheinung. Die Deutschen würden diesem Hanswurst Hitler und seinem Wahn schon Einhalt gebieten. Doch was mein Onkel in Deutschland gesehen hatte, das hatte ihn wirklich erschreckt und er war weit weniger optimistisch. Er entschied sich, nach Argentinien auszuwandern, wohin er bereits ein paar Jahre zuvor gereist war. Zu dem Zeitpunkt, 1938, war ich elf Jahre alt und meine Familie wollte mich mit ihm mitschicken. Doch ich wollte nicht, ich wollte lieber bei ihnen bleiben. Aufgrund der Entfernung erschienen mir Argentinien und Buenos Aires von Budapest aus als etwas völlig Irreales.

Da wir nicht religiös waren, besuchte ich die öffentliche Schule. Von den Lehrkräften wurden wir nicht diskriminiert, auch nicht als die Deutschen einmarschierten. Auch mit meinen Mitschülern gab es keine Probleme. Es gab zwar drei Nazis, doch die meinten, ich entspräche nicht dem Typ Jude, den sie hassten, deshalb sei ich in Ordnung. Wir sahen diese Unterschiede als gegeben an, wir waren das gewohnt.

Ich ging sehr gerne schwimmen. Schlittschuh- oder Skilaufen – alle Sportarten machten mir grossen Spass. In der Nähe der Schule gab es eine Turnhalle des Militärs. Die war allerdings für Juden verboten. Wir wurden von den anderen getrennt, auch beim Fussball. Während die christlichen Kinder Sport trieben, wurden wir zum Putzen geschickt; also taten wir so, als ob wir das machen würden. Seltsamerweise haben wir diese Ausgrenzungen oder Demütigungen zu dieser Zeit gar nicht als solche wahrgenommen. Für uns war das lustig. Auch mit dem vorgegaukelten Putzen haben wir uns über sie lustig gemacht. Wir haben uns lebendiger gefühlt als sie.

### **Judith Winograd** (1927, LÓDZ, POLEN)

Meine Eltern waren Cousine und Cousin zweiten Grades. Sie waren aus Russland emigriert. Mein Vater war kaufmännischer Gutachter, Sozialist beim *Bund*, meine Mutter war Apothekerin und Kommunistin. Trotz den Unterschieden in ihrer politischen Einstellung verstanden sie sich sehr gut, genau wie meine Grosseltern waren auch sie sehr gebildet. Unsere Familie gehörte zur Mittelklasse. Wir lebten in einer Wohnung und mir fehlte es an nichts, wir hatten so-

## Juden in Polen

Im Herbst 1939 umfasste die Einwohnerzahl Polens rund 33 Millionen Menschen. Davon waren 3,3 Millionen, also 10% der Gesamtbevölkerung, jüdischen Glaubens. Die Situation der polnischen Juden war während der deutschen Besatzung besonders schwierig. In der nationalsozialistischen Rassenideologie gehörten Polen zur so genannten «slawischen Rasse» und galten somit als «minderwertig». Sie waren dazu vorgesehen, den «Ariern», der «Herrenrasse», als Sklaven zu dienen und mussten viel Schmutzarbeit leisten. Die Juden jedoch galten als «Untermenschen». Und diese sollten *ausgemerzt werden*.

Im Mai 1945, nach 68 Kriegsmonaten, hatte nur ein Zehntel der polnischen Juden überlebt.

gar ein Radio. Trotzdem war meine Kindheit recht traurig. Einer meiner Brüder war gestorben und sein Tod ging mir drei Jahre nach. Ich weiss noch gut, dass auch meine Mutter immer traurig war. Sie bevorzugte meinen anderen Bruder, Lolek. Er war sechs Jahre älter als ich. Doch die Liebe meines Vaters gehörte mir, so dass das Gleichgewicht wieder hergestellt war. Lolek war ein ausgezeichnete Schüler und meine Eltern schickten ihn zum Studium nach Frankreich. Zur Finanzierung mussten sie sein Zimmer vermieten. Die Stimmung zuhause war immer gedrückt. Als mein Bruder fortging, war meine Mutter sehr bekümmert – wie wenn ich gar nicht existierte. Im Juni 1939 bestand meine Mutter darauf, dass Lolek seine Ferien zuhause verbrachte. Solche Dinge macht man, weil man die Zukunft nicht voraussehen kann. Denn er kam und ist nie wieder nach Frankreich zurückgekehrt. Meine Mutter machte sich ihr ganzes restliches Leben Vorwürfe. Wäre Lolek in Frankreich geblieben, hätte er sich vielleicht retten können. Als er nach Hause zurückkam war er 18 und ich zwölf Jahre alt. Erst von diesem Moment an konnten wir etwas miteinander anfangen, denn zuvor war ich einfach noch zu jung gewesen.

Ich ging auf eine jüdische Schule, wo wir die Geschichte des Judentums auf Hebräisch lernten. Die anderen Fächer wurden auf Polnisch unterrichtet. Religionsunterricht hatten wir keinen. Im Grossen und Ganzen unterschied sich die Schule nicht von den anderen, ausser dass ich sonntags Unterricht und dafür samstags frei hatte. Samstags hatte ich mit meiner gleichaltrigen Cousine zusammen Privatunterricht in Französisch und anschliessend gingen wir ins Kino. Wir haben uns all diese romantischen Filme jener Zeit angesehen, auch viele mit Shirley Temple. Es gab eine Puppe, die so aussah wie sie und wir spielten alle damit. Wir haben immer unten im Innenhof gespielt, die Mädchen und Jungs zusammen.

Wir spielten solche Sachen wie *Räuber und Gendarm* oder stellten uns in einer Reihe

auf und übten, wer am längsten regungslos stehen bleiben konnte. Wenn ich zum Tee kommen sollte, konnte mich meine Mutter einfach vom Balkon unseres Hauses aus rufen.

Besonders liebte ich die Schullandheimfahrten mit unseren Lehrerinnen nach Südpolen. Das waren unvergessliche Ferien. Manchmal fuhr ich auch mit meinen Eltern in die Berge.

Wir wohnten nicht im jüdischen Viertel und ich habe auch keine antisemitischen Übergriffe in Erinnerung. Erstaunlicherweise waren fast alle Kinder bei uns im Haus jüdisch. Doch sie waren genauso assimiliert wie wir. Zuhause wurde Polnisch gesprochen und wenn meine Eltern nicht wollten, dass ich sie verstehe, redeten sie Russisch miteinander. Sie konnten zwar auch Jiddisch, aber das sprachen wir nie.

Mein Vater arbeitete viel für meine Schule. Als meine Mutter uns Kinder bekam, hörte sie mit der Apotheke auf – was sie immer bedauerte. Wir hatten eine Angestellte, so dass meine Mutter im Haushalt nicht so viel machen musste. Sie las viel und traf sich mit ihren Freundinnen. Ich ging gerne mit ihr aus, ich erinnere mich, wie wir immer zum Einkaufen auf den Markt gingen. Sie probierte so gerne die verschiedenen Käsesorten. Im Fischgeschäft kaufte sie den Fisch noch lebend und zuhause kam er in die Badewanne. Das wöchentliche Bad und der Aufenthalt des Fisches in der Wanne waren genau aufeinander abgestimmt. Wie es in Polen üblich war, badeten wir immer freitags. Bis dahin schwamm der Fisch in der Wanne. Dann fischte ihn meine Mutter heraus, tötete ihn und schrubbte anschliessend die Wanne. Sie machte das Badewasser heiss und füllte dann die Wanne wieder voll. Wir hatten einen Kohleofen aus Ziegelsteinen zuhause. Während ich in der Wanne sass, wärmte mein Vater eine Decke am Kamin und wenn ich fertig war, sagte ihm meine Mutter Bescheid und er trocknete mich ab. Dann wickelte er mich in die Decke ein und brachte mich ins Bett. Es wird mir ganz warm ums Herz, wenn ich mich an diese liebevollen Gesten erinnere. Ich weiss nicht warum, aber mir fällt gerade das Bidet im Badezimmer ein, es sah wie ein gebeugtes Pferdchen aus. So ein Bidet habe ich nie wieder gesehen.

Als ich zwölf Jahre alt war, wussten alle Mädchen bereits über die Menstruation und das Kinderkriegen Bescheid. Ich weiss noch, wie ich meiner Mutter einmal beim Haare waschen gesagt habe, dass ich schon alles darüber wüsste. Sie meinte, dass das ein Glück sei. Auf ihrem Nachttischchen hatte ein Buch über Sexualität gelegen und als sie nicht zuhause war, blätterte ich es durch. Allerdings hatte ich ein schlechtes Gewissen dabei.

Nach dem Kino gingen wir oft zu meiner Grossmutter. Dort gab es Spielzeug und wir spielten mit meinen Onkeln und Tanten. Meine Tante war Lehrerin an meiner Schule. Alle meine Tanten waren Lehrerinnen.

**Helena Schlatiner / Ania** (1928, LWÖW, POLEN, HEUTE LWIW, UKRAINE) Ich besuchte eine staatliche Schule, allerdings für jüdische Mädchen. Es gab keine andere Schule, auf der man als Jüdin hätte weiterkommen können.

Mein Vater stand im Dienst der österreichisch-ungarischen Monarchie, er hatte als Hauptmann im Ersten Weltkrieg gekämpft. Das Militär war sein Leben. Er redete von nichts anderem. Als Polen unabhängig wurde, trat das Militär jedoch in den Hintergrund und er übernahm die Bäckerei seiner Eltern, die er mit meiner Mutter zusammen betrieb. Übrig gebliebenes Brot wurde weggeworfen und meine Mutter pflegte bei dieser Gelegenheit immer zu sagen: «Hoffentlich bestraft uns Gott nicht damit, dass es uns eines Tages an Brot mangelt». Und genauso ist es gekommen. Heute kann ich deshalb kein Brot mehr wegwerfen.

Ich hatte einen 19-jährigen Bruder namens Berko und eine 16-jährige Schwester, Fancia. Ich war die Kleinste im Haus. Mein Bruder hatte blondes, meine Schwester braunes Haar und beide hatten dunkle Augen. Ich mit meinen blonden Haaren und hellen Augen passte nicht in das Bild einer Jüdin. Dort musste man auf solche Dinge achten, denn die Polen waren sehr antisemitisch und dachten, dass alle Juden dunkle Haut und dunkle Augen hätten. Trotz meines Aussehens riefen mir einige Nachbarinnen Beschimpfungen wie «Schweinejüdin» oder «Leprajüdin» hinterher. Später hat mein Aussehen viel dazu beigetragen, dass ich überlebte. Niemand hielt mich für eine Jüdin. Ich erinnere mich zum Beispiel, wie ich mit neun Jahren an Scharlach erkrankte und in ein öffentliches Krankenhaus gebracht wurde. In der Halle stand ein Altar mit Blumen und einem Marienbild, zu dem die Kranken beteten. Im Glauben, dass ich genau wie alle anderen katholisch sei, erlaubte mir eine der Nonnen nach einer Weile, zum Beten aufzustehen. Als ich antwortete, ich wisse nicht wie, überprüfte sie meine Daten am Fussende des Bettes. Ich vermute, dass ich dort als Jüdin vermerkt war und sie sagte, es sei alles in Ordnung. Sie hat es mir also nicht angesehen.

Wir waren eine traditionelle Familie, an den Feiertagen mussten wir in die Synagoge gehen. Aber wir waren auch nicht zu religiös, wir assen nicht *koscher*<sup>18</sup>. Meine Eltern sprachen zwar Jiddisch, mit uns jedoch nur Polnisch. Wir gingen auf eine polnische Schule für jüdische Kinder, eine staatliche Schule. Wir sprachen ausschliesslich Polnisch und auch dies hat mir später sehr dabei geholfen, als «Christin» zu überleben.

18 Nach den jüdischen Speisegesetzen zubereitetes Essen.

**Mira Kniazew** (1928, BIALYSTOK, POLEN)

Mein Vater war Verwaltungsdirektor im jüdischen Krankenhaus. Er war sehr gebildet und überall beliebt. Ich wuchs im Mikrokosmos des Krankenhauses auf, in dem ganz eigene Regeln galten. Das Klinikgelände war sehr gross, dazu gehörten noch ein Gemüsegarten, unser Haus, die Wäscherei und die Tischlerei. Ausser uns lebten noch der medizinische Direktor mit seiner Familie, mein Onkel, meine Cousinen und Cousins und zwei unverheiratete Ärzte dort. Auch christliches Personal war im Krankenhaus beschäftigt.

Mein bester Freund war Geniek, der Sohn des Gärtners. Wir spielten mit meinen Cousinen und Cousins und den Töchtern des medizinischen Direktors. Wir bauten kleine Hütten, spielten *Cowboy und Indianer* oder auch mit dem Ball und schlichen uns in den Gemüsegarten, um etwas Essbares zu stibitzen. Darüber ärgerte sich Genieks Vater immer fürchterlich. Als ich fünfjahrealtwar, brachte mir mein Vater eine Puppe aus Wien mit und eine Krankenschwester bastelte mir für sie ein wunderschönes Kästchen mit einer kompletten Aussteuer darin. Ich spielte sehr gerne mit Puppen und besass eine ganze Menge davon.

Mein Vater hörte immer die Radionachrichten und wir bezogen auch Zeitungen. Den polnischsprachigen *Kurier Warszawski* und die jiddische Wochenzeitung *Undser Lebn*. Ich bekam eine Kinderzeitschrift, *Plomyczek*, die entsprach etwa der *Billiken*<sup>19</sup>. Lesen machte mir grossen Spass, ich las auf Polnisch. Als ich in die Schule kam, lieh ich mir Bücher aus der Scholem-Alejchem-Bibliothek. Bei uns zuhause wurden drei Sprachen gesprochen: Polnisch, Jiddisch und Russisch. Mein Bruder Lonia ist 1936 nach Moskau gegangen, um zu studieren.

Meine Mutter hat jeden Freitag die Kerzen gesegnet und angezündet. Meine Eltern begingen die Feiertage, obwohl keiner von beiden aus einer besonders religiösen Familie stammte. Der Vater meiner Mutter war Anwalt gewesen, ihre Eltern waren Stadtmenschen, Freigeister mit sozialistischen Ideen. Mein Vater war Vorsitzender eines jüdischen Sportvereins, er beteiligte sich rege am gesellschaftlichen Leben. Wir lebten in einem sehr jüdisch geprägten Umfeld. Bis Kriegsbeginn hatte ich praktisch keinen Kontakt zu nichtjüdischen Menschen, abgesehen von den Kindern des Personals. Die haben uns später, nach dem Krieg, sehr geholfen.

Wir sind oft ins jiddischsprachige Kino oder Theater gegangen, ich war fasziniert davon. Einer meiner wertvollsten Schätze war eine Brosche von Shirley Temple, die ich anhimmelte.

Meine Mutter war eine typisch jüdische Mutter. Wenn ich mich schlecht be-

19 *Billiken* ist eine argentinische Kinderzeitschrift, die 1919 gegründet wurde und bis heute existiert. (Anm. d. Üb.)

nahm, verfolgte sie mich mit einem Handtuch. Aber sie war eine sehr feine Frau, sehr kinderlieb und kochte gern. Mein Vater war mein grosses Vorbild, mit ihm verstand ich mich ausgezeichnet.

Die Ferien waren die glücklichsten Zeiten meines Lebens. Wir verbrachten drei Monate an wunderschönen Orten mit Flüssen, Wäldern, Feldern, Kühen und Pferden. Die Häuser waren aus Kiefernholz gebaut, der Duft war unbeschreiblich. Wir hingen Hängematten in die Bäume, sammelten Pilze und Kiefernzapfen für das Feuer. An den Wochenenden kam Papa. Ich war sehr glücklich.

**Herty Karniol** (1928, BRATISLAVA, SLOWAKEI)

Wir sind 1939 nach Belgien gezogen, da war ich elf Jahre alt. Meine Familie gehörte zur oberen Mittelschicht und in Bratislava hatten wir mit meinen Onkeln und Tanten, Cousinen und Cousins im Haus meines Grossvaters zusammengelebt, das einem Palast glich. Wir waren jedes Jahr mit den Geschwistern meines Vaters in das Haus seiner Mutter nach Bardejov in die Sommerferien gefahren. Bardejov war berühmt für seine Thermalquellen. Meine Familie war religiös, so wie viele andere jüdische Familien in Bratislava auch.

Ich hatte dort ein sehr angenehmes Leben. Ich ging auf eine staatliche Schule. Mein Vater hatte sich darauf spezialisiert, Pelze zu klassifizieren, was ein sehr angesehener Beruf war. Er war der Beste in Europa, weshalb er das Stellenangebot in Brüssel bekam, worauf wir 1939 umzogen. Ich erinnere mich nicht an sehr viel aus dieser Zeit, doch ich weiss noch, dass ich in der Slowakei viele Freundinnen hatte, die ich sehr vermisste, als wir nach Belgien zogen. Die Umstellung war auch deshalb schwierig, weil ich am Anfang die Sprache nicht konnte.

Zuhause wurde hauptsächlich Deutsch und auch Ungarisch gesprochen, in der Schule in Bratislava habe ich Slowakisch gelernt. Meine Grosseltern väterlicherseits sprachen Jiddisch. In Belgien lernte ich dann Französisch und später, als ich mich während des Krieges verstecken musste, Flämisch, das eine Ähnlichkeit mit dem Niederländischen hat.

Als Jugendliche fiel es mir leicht, sechs verschiedene Sprachen zu sprechen. Deshalb hatte ich auch keine Schwierigkeiten, nach meiner Ankunft in Argentinien Spanisch zu lernen.

**Anushka Baron** (1929, HOTIN, BESSARABIEN/RUMÄNIEN. HEUTE CHOTYN, UKRAINE)

Ich wurde in Hotin geboren, einer kleinen Stadt am östlichen Ufer des Dnister. Ich wuchs in einem grossen Haus auf, wir hatten einen riesigen Garten, zu dem auch ein Gemüsegarten gehörte. Ich hatte eine glückliche Kindheit. Mein Vater hatte ein Textilwarengeschäft, er verkaufte Stoffe für Kleidung, Bettzeug und

Teppiche. Damit konnten wir uns einen recht angenehmen Lebensstil leisten. Als ich vier Jahre alt war, starb mein Vater, aber er liess uns finanziell abgesichert zurück.

Bessarabien war ein zweisprachiges Land: Es wurde Russisch und Rumänisch gesprochen und bei mir zuhause redeten wir auch Jiddisch. In der Schule fühlte ich mich nicht diskriminiert, obwohl es gewisse Unterschiede gab. Ich war beispielsweise eine sehr gute Schülerin und trotzdem blieb ich immer nur die Zweitbeste. Der Preis für die Klassenbeste blieb immer der Tochter irgendeines Militärs vorbehalten.

An mir ging die Verbreitung kommunistischer Ideen vorbei, genauso wie ich nichts von der Verfolgung der Juden im restlichen Europa wusste. Ich glaube, dass mich meine Mutter wie in einer Seifenblase abschirmte. So konnte ich viele Jahre nicht erkennen, welche Gefahr auf uns zukam. Meine Mutter war Hutmacherin. Sie übernahm das Geschäft meines Vaters, so dass wir auch nach dessen Tod weiterhin ein Einkommen hatten.

Als die Russen einmarschierten, lebte ich in meiner rosaroten Welt. Ich war das Püppchen im Haus, Anushka, ein zehnjähriges Mädchen, das nicht besonders naseweis war. Und plötzlich fand ich mich auf einer Rutschpartie wieder, an deren Ende die bittere Erkenntnis stand, wie zerbrechlich unsere Lage in Wirklichkeit doch war.

**Zosia Klawir** (1929, WARSCHAU, POLEN)

In der Erinnerung erscheint mir meine Kindheit wie eine geschützte Insel. Ich habe die Vergangenheit immer deutlicher vor mir. Ich lebte in Swider, einer kleinen Sommersiedlung bei Warschau. In einem grossen Holzhaus mit mehreren Terrassen, das von einem Park voller Blumen und Obstbäumen umgeben war. Er war so riesig, dass er mir wirklich endlos vorkam.

Mein Vater kam an den Wochenenden. Sein Blick war voller Zärtlichkeit und Liebe, wenn ich ihm entgegenlief, um ihn zu umarmen – oh, wie ich das genossen habe!

Meine Mutter war der perfektste Mensch auf der ganzen Welt für mich. Die beste Mutter von allen. Wenn ich sie mir ins Gedächtnis rufe, dann erinnere ich mich an den sanften Blick ihrer Augen. Immer wenn sie mich sah, strahlten sie voller Zärtlichkeit. Aber ich erinnere mich auch an den Schrecken darin, als ich einmal hohes Fieber hatte. Eine Schwäche hatte meine Mutter jedoch: Sie war eine schlechte Köchin. Ich weiss nicht warum, aber bei uns gab es jeden Freitag *Krupnik*, eine Art Eintopf mit einem Putenschlegel darin. Mir schmeckte das ganz und gar nicht, aber meine Mutter meinte, das sei gesund. Für mich war das der Albtraum meiner Kindheit. Aber wenn ich dann nachmittags sah, wie

## **Gesetz zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre**

### **15. September 1935**

Durchdrungen von der Erkenntnis, dass die Reinheit des deutschen Blutes die Voraussetzung für den Fortbestand des Deutschen Volkes ist, und beseelt von dem unbeugsamen Willen, die Deutsche Nation für alle Zukunft zu sichern, hat der Reichstag einstimmig das folgende Gesetz beschlossen, das hiermit verkündet wird:

#### **§ 1**

- (1) Eheschliessungen zwischen Juden und Staatsangehörigen deutschen oder artverwandten Blutes sind verboten. Trotzdem geschlossene Ehen sind nichtig, auch wenn sie zur Umgehung dieses Gesetzes im Ausland geschlossen sind.
- (2) Die Nichtigkeitsklage kann nur der Staatsanwalt erheben.

#### **§2**

Ausserehelicher Verkehr zwischen Juden und Staatsangehörigen deutschen oder artverwandten Blutes ist verboten.

#### **§3**

Juden dürfen weibliche Staatsangehörige deutschen oder artverwandten Blutes unter 45 Jahren in ihrem Haushalt nicht beschäftigen.

#### **§4**

- (1) Juden ist das Hissen der Reichs- und Nationalflagge und das Zeigen der Reichsfarben verboten.
- (2) Dagegen ist ihnen das Zeigen der jüdischen Farben gestattet. Die Ausübung dieser Befugnis steht unter staatlichem Schutz.

#### **§5**

- (3) Wer dem Verbot des § 1 zuwiderhandelt, wird mit Zuchthaus und Zwangsarbeit bestraft.
- (2) Der Mann, der dem Verbot des §2 zuwiderhandelt, wird mit Gefängnis, mit oder ohne Zwangsarbeit bestraft.
- (3) Wer den Bestimmungen der §§ 3 oder 4 zuwiderhandelt, wird mit Gefängnis bis zu einem Jahr und mit Geldstrafe oder mit einer dieser Strafen bestraft.

#### **§6**

Der Reichsminister des Innern erlässt im Einvernehmen mit dem Stellvertreter des Führers und dem Reichsminister der Justiz die zur Durchführung und Ergänzung des Gesetzes erforderlichen Rechts- und Verwaltungsvorschriften.

#### **§7**

Das Gesetz tritt am Tage nach der Verkündung, §3 jedoch erst am 1. Januar 1936 in Kraft.



Nürnberg, den 15. September 1935 am Reichsparteitag der Freiheit. Unterzeichnet: Der Führer und Reichskanzler Adolf Hitler, der Reichsminister des Innern, Wilhelm Frick, der Reichsminister der Justiz, Dr. Franz Gürtner und der Stellvertreter des Führers, Rudolf Hess

Quelle: Reichsgesetzblatt 1935 I, S. 1146-1147.

die Kerzen anzündete und ihre Augen mit den Händen bedeckte<sup>20</sup>, war ich wieder mit ihr versöhnt.

Ich hatte eine Puppe, Ana, die ich sehr liebte. Als ich elf Jahre alt war, hörte ich auf, mit ihr zu spielen weil mir das langsam ein wenig peinlich wurde. Ausserdem hatten auch die Umstände nichts Spielerisches mehr an sich. Ich hatte ein paar kleine Körbchen und wenn es im Mai geregnet hatte, bin ich immer mit meinem Bruder in die nahen Wälder gelaufen, um nach Pilzen zu suchen. Wir liefen mit grossem Vergnügen auf dem grünen Moos herum, das weich unter unseren Füssen nachgab.

### **Hanka Drescher** (1931, PIASKI, POLEN)

Von meinen Geschwistern war ich die jüngste und wurde deshalb auch am meisten verwöhnt. Wir lebten in einem katholischen Viertel in Piaski, in der Nähe von Lublin. Zuhause sprachen wir Polnisch. Meine Eltern konnten zwar auch Jiddisch, aber ich habe es erst später im Ghetto gelernt. Mein Vater war Kaufmann, er stellte die Viehtransporte für das Militär zusammen. Daher ging es uns gut, wir lebten in einer Wohnung und meine Mutter hatte eine Haushaltshilfe. Ich spielte gern mit Tieren und hörte gern Radio. Ich erinnere mich noch an einen kleinen Streit zwischen meinen Eltern: Mein Vater hatte ein sehr grosses und teures Radio gekauft, worüber meine Mutter verärgert war. Wir hatten nämlich bereits ein kleineres. Ausserdem erinnere ich mich an das letzte Pessachfest<sup>21</sup> und sehe meinen Vater in seinem überaus eleganten Mantel vor

20 Für das Anzünden der Schabbat-Kerzen gibt es genaue Regeln. Normalerweise werden sie von den Frauen des Hauses 18 Minuten vor Sonnenuntergang entzündet und mit bedeckten Augen wird dann eine *Bracha* (Segen) gebetet. (Anm. d. Üb.)

21 *Pessach* gehört zu den zentralen Festen des Judentums und erinnert an den Auszug aus Ägypten und die damit verbundene Befreiung aus der Sklaverei sowie an die Suche nach dem Gelobten Land und nach Freiheit. In der Regel fällt *Pessach* mit dem christlichen Osterfest zusammen. Das liegt daran, dass Jesu und seine Jünger mit dem letzten Abendmahl das jüdische Pessachfest begingen. Die an Ostern gefeierte Auferstehung fiel auf den darauffolgenden Sonntag, war also zwei Tage später. In der jüdischen Tradition ist *Pessach* ein fröhliches Fest, das Fest der Freiheit.

mir. Er war ein sehr kluger Mann und immer sehr gut gekleidet. Ich war naschhaft und recht rundlich, was zu jener Zeit ein Zeichen für Gesundheit und Wohlergehen war.

**Frida Sanowski** (1932, AMSTERDAM, NIEDERLANDE)

Meine Eltern waren aus Polen eingewandert. Mein Vater war Schneider und hatte ein gutes Einkommen, er besass seinen eigenen Laden. Sie waren nicht religiös, doch die Familie meiner Mutter hielt sich streng an die religiösen Regeln.

Die bisherige Lebensgeschichte meines Vaters war für unsere spätere Rettung entscheidend. Er verliess Polen als er 18 Jahre alt war und am Ende des Ersten Weltkriegs lebte er in Deutschland, wo er seine Schneiderlehre absolvierte. Die Hyperinflation entmutigte ihn jedoch und er plante, in die Vereinigten Staaten auszuwandern. Dies war allerdings nicht so einfach und als er hörte, dass Argentinien eine gute Alternative sei, machte er sich 1924 auf den Weg. In Deutschland wollte er nicht bleiben. Doch bereits während der Reise wurden dem Armen all seine Papiere geraubt! Sofort nach seiner Ankunft liess er sich neue Dokumente ausstellen – argentinische. Er konnte jedoch keinen sicheren Arbeitsplatz finden, ihm gefiel weder der Lebensstil noch gewöhnte er sich an das Klima und nach zwei Jahren sparte er sich das Geld für die Überfahrt zusammen und kehrte zurück. Er kam 1926 in den Niederlanden an, mit einem argentinischen Pass und dem Vorhaben, nach Deutschland zurückzukehren. Doch dann lernte er meine Mutter kennen und blieb in Holland.

Meine Mutter kommt aus einer traditionellen Familie und ihren Eltern gefiel der zukünftige Bräutigam überhaupt nicht. Nicht genug, dass er nicht religiös war, darüber hinaus war er auch noch Sozialist – zwei sehr schwerwiegende Mängel in den Augen ihrer Eltern. Erst als er versprach, an seine zukünftigen Kinder die jüdische Geschich-

Den Nachfahren wird die Pflicht vermittelt, die Bedürftigen zu schützen und für Gerechtigkeit zu kämpfen. Das katholische Ostern dagegen ist ein schmerzhaftes Fest, da es an die Kreuzigung erinnert und der damit verbundenen Trauer gedenkt. Auch zu jener Zeit, die hier beschrieben wird, wurden Juden häufig als «Christenmörder» beschimpft. Nach dem Verlassen der Kirche und noch erhitzt von der Predigt des Pfarrers, sahen die Christen durch die Fenster in die jüdischen Häuser, wo gelacht, gegessen und sich zugeprostet wurde. Nicht nur, dass die Juden nicht trauerten, nein, sie feierten auch noch! Das konnte nur bedeuten, dass sie sich über den Tod Jesu freuten. In diesem tragischen Missverständnis schienen sich die Anschuldigungen noch zu bestätigen. Betrunkene von Wodka, Ressentiment und Rachedurst haben polnische und russische Bauern viele Pogrome entfesselt – direkt vor den Augen zufriedener und untätiger Autoritäten.

te, Tradition und Religion weiterzugeben, stimmten sie der Verbindung zu. Unsere Familie war sehr gross und wir lebten alle nah beieinander, so dass wir uns häufig besuchten. Als wir in einen Vorort von Amsterdam zogen, hatten wir an den Sonntagen immer viel Besuch, vor allem im Sommer. Ich verbrachte meine Kindheit inmitten meiner Cousinen und Cousins, Tanten und Onkel und weiteren Verwandten.

Unter sich, mit Angehörigen, Freunden sprachen meine Eltern Jiddisch. Ich dagegen sprach kein Jiddisch, ich sprach Niederländisch und in der Schule lernte ich Deutsch. Auch meine Eltern konnten Deutsch.

1939 wurden bei uns zuhause die aktuellen Geschehnisse viel diskutiert. Ich erinnere mich noch gut an die Besorgnis meiner Eltern. Meine Mutter schickte Pakete an die Angehörigen meines Vaters nach Łódź, ich glaube, ins Ghetto. Von dort erreichten uns Postkarten, in denen vieles zwischen den Zeilen geschrieben stand. Ansonsten wären sie nicht durch die Zensur gekommen. Mein Vater hatte zwei seiner Geschwister mit nach Holland gebracht, doch die anderen acht lebten alle noch in Polen.

**Dina Ovsejevich** (1932, BIAEYSTOK, POLEN)

Bei Kriegsausbruch war ich sieben Jahre alt. An die Zeit davor habe ich nicht allzu viele Erinnerungen. Doch an das, was danach kam, schon. Ich erinnere mich sehr gut an mein Zuhause. Unsere Wohnung lag im Erdgeschoss eines Hauses an der Sienkiewicza-Strasse, im Zentrum von Bialystok. Auf unserer Etage gab es noch eine weitere Wohnung und ausserdem ein Treppenhaus, das in den ersten Stock führte. Unsere Wohnung bestand aus einem Esszimmer, einem grossen Schlafzimmer, in dem wir zu viert schliefen – Papa, Mama, meine Schwester Ita und ich –, einem komplett eingerichteten und gekachelten Badezimmer und einer Küche. Von dieser führte eine Tür auf einen engen, gepflasterten Innenhof, der am Ende wiederum in den grossen Innenhof überging, auf den das Schlafzimmer zeigte. An dieser Tür holten sich jeden Samstag Bedürftige eine Mahlzeit ab, die meine Mutter für sie zubereitet hatte. In der Wohnung nebenan lebte die Schwester meiner Mutter, Sonia, mit ihrem Mann und ihren zwei Töchtern. Ihre Wohnung war sehr gross und verfügte über viele Zimmer und dort hatte sich meine Mutter mit ihrer Schwester zusammen eine Werkstatt für massgeschneiderte Hüfthalter und Korsagen eingerichtet, die in der ganzen Stadt bekannt war.

Wir führten ein normales Leben und es fehlte uns an nichts. Meine Mutter hatte die Grundschule nicht abgeschlossen und war religiös. Mein Vater dagegen hatte ein Gymnasium besucht und war weltlich orientiert. Beide sprachen und schrieben Jiddisch, Polnisch, Russisch und Deutsch. Papa war Textilfabri-

kant und besass eine eigene Fabrik, deren Webstühle er selbst gebaut hatte. Auch die Gewebe und Farbmuster der Stoffe, die er herstellte, entwarf er selbst. Trotz ihrer unterschiedlichen Schulbildung und ihrer gegensätzlichen Meinung zum Thema Religion, respektierten sich meine Eltern gegenseitig sehr.

Den Sommer verbrachten wir immer ausserhalb der Stadt. Papa allerdings kam nur an den Wochenenden. Wir mieteten in einem der umliegenden Wälder ein kleines Holzhaus mit Veranda. So etwa wie die Fertighäuser heute. In der Nähe lag ein Fluss und wir genossen den Sommer in vollen Zügen. Doch eine fürchterliche Nacht gab es, die ich nie vergessen werde: Ein Betrunkener schlug die ganze Nacht schreiend gegen unsere Tür und die Fenster. Meine Mutter hatte sie mit Möbeln verbarrikadiert und wir hielten uns zitternd in den Armen. Erst in der Morgendämmerung, mit der beginnenden Helligkeit des Tages, zog er sich endlich zurück. Kurz darauf wurden in den Nachbarhäuschen die Türen und Fenster geöffnet. Davor konnte sich niemand dazu durchringen, ihm Einhalt zu gebieten.

Wir waren auch während des Überfalls Deutschlands auf Polen im Wald<sup>22</sup>. Papa war in der Stadt. Ohne eine Sekunde Zeit zu verlieren, lief Mama zur Strasse und brachte – mit Hilfe guter Bezahlung – einen Bauern dazu, uns und unsere Habseligkeiten auf seinem Pferdekarren zurück nach Bialystok zu fahren. Die Strasse war voller Menschen, die zu Fuss oder mit ihren Fuhrwerken und Karren in beide Richtungen strömten.

**Enrique Rechner** (1932, PARIS, FRANKREICH)

Ich wurde in Paris geboren, doch 1934 nahm mich meine Mutter als Zweijährigen mit nach Lemberg<sup>23</sup> in Polen, der Geburtsstadt meiner Eltern. Ich weiss nicht, was zwischen meinen Eltern vorgefallen war, sie waren noch sehr jung. Das Problem war, dass wir fünf Jahre dort im Haus meiner Grossmutter mütterlicherseits lebten, während mein Vater in Paris geblieben war. Im Mai 1939 sind wir schliesslich zurückgekehrt und wieder wusste ich nicht genau, was geschehen war.

In Polen wurde ich Franek genannt, was soviel wie «der kleine Franzose» bedeutet. Ich erinnere mich noch gut an das Haus meiner Grossmutter. Sie hatte es zum Teil vermietet und es war mit einer Hypothek belastet. Es gab dort eine sehr grosse Hündin namens Mirza. Ich ging in den Kindergarten, an den ich mich allerdings kaum

22 Dina verwendet auch im spanischen Original die deutsche Bezeichnung «Wald».  
(Anm. d. Üb.)

23 polnisch Lwów, ukrainisch Lwiw. (Anm. d. Üb.)

## **Erste Verordnung zum Reichsbürgergesetz 14. November 1935**

(...)

### **§4**

(1) Ein Jude kann nicht Reichsbürger sein. Ihm steht ein Stimmrecht in politischen Angelegenheiten nicht zu; er kann ein öffentliches Amt nicht bekleiden.

(2) Jüdische Beamte treten mit Ablauf des 31. Dezember 1935 in den Ruhestand.

(...)

### **§5**

(1) Jude ist, wer von mindestens drei der Rasse nach volljüdischen Grosseltern abstammt. (...)

(2) Als Jude gilt auch der von zwei volljüdischen Grosseltern abstammende Staatsangehörige jüdische Mischling,

a) der beim Erlass des Gesetzes der jüdischen Religionsgemeinschaft angehört hat oder danach in sie aufgenommen wird,

b) der beim Erlass des Gesetzes mit einem Juden verheiratet war oder sich danach mit einem solchen verheiratet,

c) der aus einer Ehe mit einem Juden im Sinne des Absatzes 1 stammt, die nach dem Inkrafttreten des Gesetzes zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre vom 15. September 1935 (RGBl. I. S. 1146) geschlossen ist,

d) der aus dem ausserehelichen Verkehr mit einem Juden im Sinne des Absatzes 1 stammt und nach dem 31. Juli 1936 ausserehelich geboren wird.

(...)

Quelle: Reichsgesetzblatt 1935 I S. 1333

(URL: [www.verfassungen.de/de/de33-45/reichsbuerger35-v1 .htm](http://www.verfassungen.de/de/de33-45/reichsbuerger35-v1.htm)).

erinnern kann, und ich begann die Grundschule. Zuhause haben wir Jiddisch und Polnisch gesprochen. Meine Mutter hatte auch etwas Französisch gelernt. Aber ich konnte mich während der Zeit in Polen an kein französisches Wort erinnern – genauso wie ich jetzt kein Polnisch mehr kann. Wir spielten auf der Strasse, fuhren Schlitten und Schlittschuh.

Wir fuhren im Zug nach Paris zurück, die Reise dauerte ewig. Ich glaube, wir stiegen in Warschau um. Ich erinnere mich noch an die Nazi-Beamten an der deutschen Grenze, zur Begrüssung haben sie die Hacken zusammengeschlagen. Das war 1939. Danach kamen wir zu meinem Vater nach Frankreich und dort richteten wir uns ein.

Die Wohnung lag im ersten Stock und zeigte auf die Rue de Treviso hinaus. Sie bestand aus vier Zimmern, wovon eines die Werkstatt meines Vaters war, Küche und Bad. Mein Vater war Kürschner und machte Auftragsarbeiten, in Frankreich hiess das *chambre maître*, in Argentinien sagt man *façonner* dazu.

Als wir ankamen meinte mein Vater: «Jetzt ist Schluss mit Polnisch». Und nach und nach lernte ich Französisch. Zuhause sprachen wir auch Jiddisch. Ich glaube, dass mein Vater noch zu jung für Kinder war, er verstand nicht, was das bedeutete.

Ich erinnere mich an meinen ersten Geburtstag in Paris. Ich wurde acht Jahre alt, es waren nur Erwachsene da und es war wahnsinnig langweilig. Papa war nicht besonders verständnisvoll, er machte sich gerne über andere lustig. So machte er sich auch immer über meine Zeichnungen lustig und schliesslich verging mir für immer die Lust am Zeichnen. Aber so war er eben. Mama war eine typische *jiddische Mame*, sie war sehr überbehütend. Mein Vater ermunterte mich, Bücher zu lesen und das mache ich auch heute noch gern.

**Abraham Cukierman** (1932, WARSCHAU, POLEN)

Ich wohnte in einem der typischen Warschauer Häuser, in der Nowolipki-Strasse im jüdischen Viertel: sehr grosse Wohnblöcke, drei oder vier Stockwerke hoch, mit einem zentralen Innenhof, dem *Hoif*. Dort war Leben, dort spielte ich mit den Nachbarkindern. Ich bin nie davongerannt, das war eine eigene Welt für sich. Die Plakate in den Strassen waren Jiddisch geschrieben, und das mitten in Warschau. Sowohl Sprache als auch Kultur waren jüdisch. Draussen jedoch lauerte die Gefahr. Ich durfte bestimmte Gegenden nicht verlassen, das war gefährlich. Ein Pole war für uns wie der «Kinderschreck», um den man besser einen grossen Bogen machte.

Wie die meisten Juden in Warschau stammte auch mein Vater aus einer jüdisch-orthodoxen Familie. Trotzdem wuchs ich in einer Umgebung auf, in der Religion keine grosse Rolle spielte. Bei mir zuhause gab es zwar ein starkes Bewusstsein über die eigene jüdische Identität, doch dieses war sozialistisch eingefärbt und geprägt vom Kampf für Gleichberechtigung. Mein Vater war ausgebildeter Juwelier und arbeitete freiberuflich. Er hatte seine Werkstatt in der Küche unserer Wohnung eingerichtet.

Mein Vater war ein fanatischer Anhänger lyrischer Musik. Wir besaßen sogar ein Radio, was zu jener Zeit wirklich eine Sensation war. Es war unser wertvollster Besitz. Ich war als Kind sehr kränklich. Ich hatte jahrelang Probleme mit den Nieren und mit der Leber, ich wurde zweimal wegen meiner Osteomyelitis operiert. Als ich wieder

nach Hause kam, war ich sehr in mich gekehrt, vielleicht wegen der verordneten Ruhe während des Genesungsprozesses. Ich las sehr gern. Ich war sehr wissbegierig und das Lesen bot mir einen geschützten Rückzugsort. Als der Krieg ausbrach, besass ich bereits eine eigene kleine Bibliothek voller Kinderbuchklassiker. Ich besuchte eine jüdische Schule, in der erst in der vierten Klasse «polnische Sprache» im Stundenplan stand. Bis dahin fand alles auf Jiddisch statt. Und da ich bei Kriegsbeginn erst in der zweiten Klasse war, konnte ich noch kein Wort Polnisch.

Ich hatte zwei Freundinnen: eine für die Sommerferien und eine für den Winter. Und beide hatten den gleichen Namen, Pérale. Das bedeutet soviel wie «kleine Perle». Meine Mutter hiess genauso und in der jüdischen Tradition ist das ein schlechtes Omen. Also machte meine Mutter Spässe mit den Mädchen und sagte, dass sie mich nicht heiraten könnten. Meine Winterfreundin antwortete ungerührt: «Das macht nichts, ich habe noch einen zweiten Vornamen!»

**Kati Hantos** (1933, BUDAPEST, UNGARN)

Ich war alles in allem sehr privilegiert. Und zwar ganz einfach deshalb, weil meine Cousinen und Cousins bereits 1938 nach Argentinien gingen, so dass ich nicht nur Einzelkind, sondern von da an auch die einzig verbliebene Enkelin war. Ich hatte zwei Grossmütter und einen Grossvater, da sich mein Grossvater väterlicherseits von seiner Frau getrennt hatte. Mein Vater war damals etwa zwanzig Jahre alt, seine Familie war aus Budapest.

Obwohl wir nicht reich waren, wurde ich von allen sehr verwöhnt. Zu jener Zeit besass ich hundert Puppen!

Mein Vater war Doktor der Chemie und als Technischer Leiter in einer Fabrik ausserhalb Budapests angestellt. Wir lebten im ersten Stock über der Fabrik, besaßen Telefon und Radio und mein Grossvater hatte sogar ein Grammophon. Ich hatte ein Kindermädchen. Zuerst eine Jüdin, eine dieser korpulenten, gutmütigen Damen, sie kümmerte sich um mich, als ich noch ganz klein war. Später kam eine Deutsche, doch 1939 wurden all diese Mädchen von Hitler nach Deutschland zurückbeordert. Dank ihr sprach ich Deutsch. Meine Mutter ging nicht arbeiten. Sie war Physik- und Chemielehrerin, doch sie hat nie in ihrem Beruf gearbeitet. Nachdem sie ihren Titel in der Tasche hatte, reiste sie durch ganz Europa. Das war für jene Zeit sehr aussergewöhnlich. Ihr Vater war Kaufmännischer Leiter einer bedeutenden Schuhfabrik, deren Besitzer einer der wenigen jüdischen Barone war. Der Titel war Juden, die sich im Ersten Weltkrieg besonders verdient gemacht hatten, als Belohnung verliehen worden.

Meine Kindheit war sehr schön.

Mein Grossvater mütterlicherseits war sehr religiös. Ich begleitete ihn so lange in die Synagoge, bis ich dort hinausgeworfen wurde. Ich hatte so viel geredet, dass niemand mehr beten konnte. Freitagnachmittags oder samstags gingen wir manchmal in einen Klub. Die Sonntage verbrachten wir jedoch mit der ganzen Familie bei meinem Grossvater, der ein grosses und bedeutendes Haus besass. Unsere Familie war gross, meine Grossmutter hatte viele Schwestern, mein Grossvater noch einige Brüder. Ich spielte Friseur und quälte meine ganze Umgebung damit. Doch als das kleine Nesthäkchen liessen sie mich gewähren.

Ich erinnere mich auch noch gut an einen Freund von mir, sein Vater war Technischer Leiter der Fabrik nebenan. Wir hatten damals ein Schwimmbecken, eine Art Wasserreservoir und er kam immer vorbei und wir spielten zusammen. Viele von den Bekannten meiner Eltern waren jüdisch und auch er kam aus einer jüdischen Familie. Ich war getauft. In den 1930-Jahren liessen sich viele ungarische Juden taufen und änderten ihren Nachnamen. Ich wurde 1935 getauft. Mein eigentlicher Nachname ist Hartenstein. Wir änderten alle unseren Nachnamen. Wir gewöhnten uns daran und das war auch kein Geheimnis, alle wussten davon.

Ich war auf einer staatlichen Schule und hatte dort als Jüdin nie Probleme. Im Gegenteil. Da mein Vater Technischer Leiter dieser grossen Fabrik war, wurde ich bevorzugt. Auch viele der Arbeiterkinder gingen auf meine Schule und auch für sie blieb ich immer die Tochter des Doktors. Ich wurde diskriminiert, aber anders herum.

### **Cris Marie D'Argent**<sup>24</sup> (1933, WIEN, ÖSTERREICH)

Als ich ein Jahr alt war, zogen wir nach Paris. Dort verbrachte ich meine Kindheit. Wir sind aus zwei Gründen nach Frankreich gegangen: Zum einen hatte der Erste Weltkrieg meinen Vater tief erschüttert. Und als er durch einen befreundeten Textilfabrikbesitzer in Wien erfuhr, dass die Deutschen hunderttausende Meter Fallschirmstoff bestellt hatten, vermutete er, dass ein neuer Krieg vor der Tür stand – an dem er nicht teilnehmen wollte. Zum anderen waren die Aufstiegsmöglichkeiten als Bankangestellter in Wien sehr begrenzt. Als wir erst einmal in Paris waren, eröffnete er seine eigene Bank.

Wir lebten als katholische Familie. Erst als Jugendliche und bereits in Argentinien erfuhr ich, dass wir gar nicht katholisch waren. Über vieles wurde ich jedoch im Dunkeln gelassen. Als ich sieben Jahre alt war, zeigte ich meinen Eltern ein kleines Mari-

24 Der Name wurde geändert. Die Gründe, warum Cris Marie ihre wahre Identität nicht offenlegen will, werden im Laufe ihres Berichts deutlich werden.



enbildchen, das ich gegen einen Bleistift eingetauscht hatte. Sie sagten nichts dazu und sahen sich nur an. Das kam mir etwas seltsam vor.

Meine Mutter war Ungarin, Jahrgang 1910 und ihr Nachname klang sehr jüdisch. Doch das habe ich nie erkannt. Mein Nachname klingt für mich französisch. Ich wusste als Kind nicht, dass ich aus einer jüdischen Familie komme und das ist bis heute ein schwieriges Thema für mich.

**Alberto Danon** (1935, BIJELJINA, JUGOSLAWIEN, HEUTE BOSNIEN UND HERZEGOWINA<sup>25</sup>) Bijeljina bedeutet «weiss» und liegt an der serbischen Grenze. Bijeljina war eine Stadt in der etwa 30.000 oder 40.000 Menschen lebten. In der Nähe floss die Drina und die Leute badeten immer im Fluss. Die Umgebung war bergig. Mein Vater war der jüngste von 13 Geschwistern und hatte in Wien die Oberschule besucht. Er besass ein Geschäft mit dem Namen *Handarbeiten Danon*. Meine Mutter kam aus der Türkei und hatte einen bulgarischen Hintergrund. Ihr Vater war bulgarischer Jude, seine Geburtsstadt war Thessaloniki. Er hiess Behar. Wir sind *Sephardim*. Zuhause sprachen wir Jugoslawisch, doch wenn meine Eltern nicht verstanden werden wollten, dann sprachen sie Dyudeo oder Deutsch (siehe Einschub).

Von klein auf wurde ich als *Tchifut* betitelt, ein Schimpfwort für Juden. Ich wurde auch Abesinats genannt, Abessinier, wegen meiner dunklen Hautfarbe. Die meisten Menschen in Jugoslawien sind brünett, Kroaten sind jedoch oft blond.

Mein Vater war zwar religiös, setzte aber nie die *Kippa*<sup>26</sup> auf. Zuhause assen wir koscher und in der Synagoge hatte er seinen eigenen Platz. Dorthin nahm er mich immer mit. Freitags entzündete meine Mutter die Kerzen und ich erinnere mich daran, dass sie in jedes Fenster, das auf die Strasse hinausging, eine Kerze stellte, die sie vorher in ein Glas mit Weizen gesteckt hatte.

In Jugoslawien ging ich nie zur Schule. Ich war das Nesthäkchen, ich war kerngesund und munter und wurde sehr umsorgt. Mein Lieblingsessen waren To-

25 Die Gemeinde Bijeljina liegt heute im Dreiländereck Kroatien-Serbien-Bosnien und Herzegowina und ist Teil der so genannten «Republika Srpska», nach dem Dayton-Vertrag von 1995 eine Entität von Bosnien und Herzegowina. Die Existenz der «Republika Srpska» ist sehr umstritten, da sie massgeblich durch die ausgedehnten Vertreibungs- und Mordaktionen anderer Bevölkerungsgruppen durch bosnische Serben während des Krieges 1992 bis 1995 entstanden ist. (Anm. d. Üb.)

26 Kleine, runde Kopfbedeckung für den Hinterkopf. Jüdische Männer tragen sie beim Gebet, orthodoxe Juden auch im Alltag.

maten und gefüllte Paprikaschoten, *filovane paprike*. Ich erinnere mich noch heute an die letzten Worte meines Vaters. Als die Männer zur Deportation in die Konzentrationslager zusammengetrieben wurden, begleitete ich ihn noch ein Stück. Vor dem Transport wurden sie in eine Hütte gesperrt und mein Vater meinte noch zu mir: «Sag Mama, dass sie mir *filovane paprike* kochen soll.» Vielleicht schmeckt mir dieses Gericht deshalb so gut.

**Irene Dab** (1935, WARSCHAU, POLEN)

Wir lebten in einer Wohnung mitten im Zentrum. Unser Haus lag direkt neben dem berühmten *Hotel Polonia*, einem sehr alten, herrschaftlichen Gebäude, das heute immer noch steht. Trotz der Bomben, die Warschau quasi vollständig zerstörten, blieb dieses Hotel, das die Nazi-Elite beherbergte, unbeschadet.

Papa war im Grosshandel für pharmazeutische Produkte und chirurgische Instrumente tätig und war viel auf Reisen. Ich weiss, dass er in Russland und Deutschland war.

Zuhause wurde Polnisch gesprochen, Mama konnte kein Jiddisch. Wir lebten mit meiner Grossmutter und Tante mütterlicherseits, denn mein Grossvater hatte sich scheiden lassen und lebte bereits in Argentinien.

An die Eltern meines Vaters habe ich nur wenige Erinnerungen; da sie in Kielce lebten, sahen wir uns nur sehr selten. Ich weiss, dass sie religiös waren und dass mein Grossvater zweimal heiratete und insgesamt 13 Kinder hatte. Von diesen haben nur zwei die *Shoah* überlebt. Mein Vater und einer seiner Brüder.

Meine Eltern waren in einem Bridge-Klub und spielten an den Wochenenden Karten. Sie waren nicht religiös und sehr offen, sie beschränkten ihre Bekanntschaften nicht auf die jüdische Welt.

**Michel Neuburger** (1936, PARIS, FRANKREICH)

Ich wurde drei Jahre vor Kriegsbeginn geboren. An die Zeit vor unserer Flucht nach Südfrankreich kann ich mich nicht erinnern. Ich erinnere mich an nichts von zuhause. Das Einzige, was ich habe, ist ein Foto von dem Haus, in dem wir gelebt haben. Jedes Mal, wenn ich in Paris bin, gehe ich dorthin, nehme das Foto aus der Tasche und berühre die Wand. Ich weiss nicht, was ich mir dort zu finden erhoffe.

Mein Vater war Deutscher, er kam aus Nürnberg. Er war als Ingenieur bei einem deutschen Unternehmen angestellt, doch wurde er 1933 entlassen und er emigrierte nach Frankreich. Meine Mutter wurde in Kiew, in der Ukraine geboren. Mit achtzehn floh sie nach Danzig – heute Gdansk – in Polen und mit 26 nach Frankreich. Meine Eltern lernten sich in Paris kennen und heirateten

dort. Meine Grosseltern väterlicherseits flohen nach der *Kristallnacht*<sup>27</sup> aus Nürnberg. Sie kamen 1940 in Argentinien an.

An meine ersten Lebensjahre kann ich mich nicht erinnern. Als ich zum ersten Mal nach Europa zurückgegangen bin, im November 1970, besuchte ich das Krankenhaus, in dem ich geboren wurde. Als ich ankam, erklärte mir eine sehr alte Frau, dass zwar das Schild *Accouchement* – Entbindung – noch hing, doch das Krankenhaus den Betrieb eingestellt habe. Ich war auf der Suche nach dem Geburtenverzeichnis. Ich wollte sehen, ob ich in der Liste stand, ich wollte meinen Namen sehen, meinen Nachnamen und mein Geburtsdatum, den Namen der Ärztin, die mich auf die Welt gebracht hatte. Nicht, dass ich diese Daten nicht gewusst hätte, sie stehen in meiner Geburtsurkunde. Das ist eher eine Gefühlssache. Ich kann mir das nicht erklären. Leider konnte ich das Verzeichnis nicht finden.

**Maurice Aizensztajn** (1938, SEDAN, FRANKREICH)

Ich hatte einen sechs Jahre älteren Bruder. Meine Eltern besaßen ein Auto, sie waren recht wohlhabende Kaufleute.

Wir wohnten in der Rue De L'Horloge, Hausnummer 5 in Sedan. Dann flohen wir nach Niort, wo meine Eltern eine Wohnung mit zwei Schlafzimmern und einer Essküche in der Rue Du Soleil, Nummer 5 mieteten. Ich erinnere mich noch, wie mein Vater mit meinem Bruder ausging, während ich mich zuhause mit meiner Mutter schlafen legte. Ich weiss noch, dass ich gestillt wurde, bis ich etwa zwei Jahre alt war. Meine Mutter vergötterte mich, sie hielt mich immer in den Armen, wenn sie mir zu essen gab. Aber ich erinnere mich auch, dass mein Vater sehr streng war. Er hatte einen Gürtel und immer wieder misshandelte er meinen Bruder damit. Dann schickte mich mein Vater in den Kindergarten. Ich aber weinte und wollte nicht. Meine Mutter sagte, er solle mich lassen, aber er zerrte mich trotzdem hin.

27 Der Begriff *Kristallnacht* bezieht sich auf die Nacht vom 9. auf den 10. November 1938, in der es in ganz Deutschland und Österreich zu den Novemberpogromen kam. Diese waren die grössten antisemitischen Übergriffe der Vorkriegszeit. Im Morgenrauen waren die Schaufensterscheiben aller jüdischen Geschäfte zertrümmert. Die Novemberpogrome markieren den Übergang von der Diskriminierung zur systematischen Verfolgung, die nun kein Halten mehr kannte. [Der Begriff *Kristallnacht* war jahrzehntelang gebräuchlich, ist heute jedoch umstritten. Er soll sich ursprünglich gegen den beschönigenden, verfälschenden Sprachgebrauch im Nationalsozialismus gerichtet haben, indem er diesen in satirischem Spott übersteigerte. Die zur richtigen Deutung unentbehrliche Kenntnis der verwickelten Zusammenhänge ist heute aber nicht mehr selbstverständlich und daher wirkt die Bezeichnung eher verharmlosend. (Anm.d.Ü.)

Ich vermute, dass wir zuhause Jiddisch sprachen, denn als ich zu meinen Adoptiveltern kam, verwendete ich viele jiddische Begriffe. So bat ich beispielsweise um *Schmaltz* und sie wussten nicht, was das sein sollte. Meine Eltern sprachen ausserdem Französisch. Sie kamen aus Polen und waren in den 1920er-Jahren nach Frankreich emigriert.

**Claudia Piperno** (1938, ROM, ITALIEN)

Ich weiss noch, dass wir von Rom wegziehen mussten, weil mein Vater in Mailand Arbeit gefunden hatte. In Rom waren wir als jüdische Familie bekannt und mein Vater wurde aufgrund der Rassengesetze bei der römischen Strassenbahngesellschaft entlassen. Mein Nachname ist jüdisch-römisch, er ist in Rom sehr verbreitet und wohlbekannt. In Italien weiss man, dass jemand namens Piperno jüdisch ist. Auch die Nachnamen, die italienische Städte repräsentieren, sind jüdisch.

Meine Mutter war keine Jüdin, mein Grossvater väterlicherseits und sie haben sich ihr ganzes Leben lang nicht verstanden. Zum einen wegen der Religion und zum anderen wegen des kulturellen Hintergrundes. Mein Grossvater war ein Stadtmensch und gebildet, meine Mutter dagegen kam vom Land und hatte kaum die Schule besucht. Mein Grossvater konnte perfekt Hebräisch sprechen und auch schreiben, wobei ich nicht weiss, ob es die gleiche Art wie in Israel ist. Er hatte ein Gebetsbuch, in dem die Geburten und Todesfälle der Familie seit mehreren Jahrhunderten verzeichnet waren. Dort ist auch meine Geburt eingetragen. Auch eine meiner Tanten hatte einen Katholiken geheiratet. Soweit ich weiss, hatten Juden in Italien bisher immer in Frieden gelebt. Es gab keinen Grund, zu konvertieren, es wurde nie jemand verfolgt oder ermordet. «Ein ernstes, ruhiges, beobachtendes Kind, sie ist die erste ihrer Generation» – so wurde ich von meinen Eltern, Grosseltern, Tanten und Onkeln beschrieben. An einem nebligen Mailänder Wintertag ging ich zum ersten Mal mit in den Zoo. Ich ging an den Käfigen mit den Zebras, Löwen, Elefanten und Antilopen vorbei. Schliesslich blieb ich vor einer Robbe mit leuchtendem Fell und schwarzem Schnurrbart stehen, die nah am Gitter schnaubte. Sie gefiel mir sehr, so aus der Nähe, schwerfällig, gross und selbstbewusst. Völlig aus heiterem Himmel liess sich die Robbe plötzlich ins Wasser fallen und war verschwunden. Ich verstummte. Erst Stunden später, beim Abendessen, wurde es bemerkt. Sie dachten, das sei eine Laune von mir, um irgendetwas zu erreichen, doch ich hatte um nichts gebeten. Etwas war anscheinend mit mir geschehen und nun überschlugen sich alle darin, mich anzuspornen, zu verwöhnen oder herauszufordern. Alle auf ihre Weise. Alle, ausser mein Grossvater Marcos.

Am folgenden Tag riefen sie den Kinderarzt. Er untersuchte mich gründlich und bescheinigte mir schliesslich, dass ich «gesund wie ein Fisch» sei. Den Samstag darauf

## Die Sprachen

In der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen war es für europäische Juden nichts Ungewöhnliches, zwei oder drei Sprachen zu beherrschen. Eine sich ständig verändernde Grenzziehung, unstete Familiengeschichten, die jüngsten Migrationsbewegungen und die Beziehung zum jeweiligen Umfeld fanden auch in der Sprache ihren Ausdruck. Nach dem Ersten Weltkrieg hatte sich die Landkarte Europas dramatisch verändert. Neue Staaten waren entstanden, andere erstreckten sich wieder in ihren historischen Grenzen. Die Schulen veränderten sich, die Lehrpläne, der Geschichtsunterricht – und die Sprache, in der der Unterricht abgehalten wurde.

Die *Ashkenazim* – die aus *Ashkenaz*, dem deutschen Raum stammen – redeten seit etwa zehn Jahrhunderten in ihrer jiddischen Muttersprache miteinander. In einer ihnen meist feindlich gesonnenen Umgebung, in der sie explizit oder implizit von Vertreibung bedroht waren, definierte sich ihre Zugehörigkeit über zwei leicht mitzunehmende Elemente: über ein Buch, die Bibel, und über eine Sprache, das Jiddische.

Fast alle «Kinder» berichten, dass bei ihnen zuhause Jiddisch gesprochen wurde, sei es unter den Eltern oder den Grosseltern. Bei denjenigen aus Osteuropa (Polen, Russland, Belarus, Rumänien) wurde neben der jeweiligen Landessprache (Polnisch, Ukrainisch, Rumänisch) meist noch Russisch gesprochen. Diejenigen, die aus Ländern der österreichisch-ungarischen Monarchie kamen, sprachen neben der Landessprache zusätzlich Deutsch. In westlich gelegenen Ländern wie Frankreich, Belgien oder den Niederlanden wurde übergreifend Französisch gesprochen. Im engen Familienkreis dominierte jedoch Jiddisch, vor allem bei den erst kürzlich emigrierten Familien. Auch im Bericht des jugoslawischen «Kindes» Alberto Danon, dem einzigen Sefarden in der Gruppe, fällt die hohe Anzahl der gesprochenen Sprachen auf: Dyudeo-Espanyol oder Dyudezmo oder Dyidfo (bekannt als *Ladino*, spielt für die Identität der sefardischen Juden – die aus *Sefarad*, Spanien stammen – eine ähnliche Rolle wie Jiddisch für die *Ashkenazim*), Jugoslawisch, Deutsch und Türkisch. Und dies ist erst der Anfang – er war gerade erst fünf Jahre alt.

verkündete mein Grossvater, dass er erneut mit mir in den Zoo gehen würde. Zusammen und Hand in Hand gingen wir noch einmal an den Käfigen vorbei, bis wir wieder vor den Robben stehen blieben. Die Tiere waren kaum voneinander zu unterscheiden, sie schienen halb schlafend im Wasser zu schwim-

men. Es sah wie auf einer Postkarte aus: Der ältere Herr, schlank und elegant, mit Mantel und Filzhut, unbeweglich neben seiner kleinen Enkelin im Mäntelchen, mit handgestrickter Mütze und Handschuhen aus weisser Angorawolle. Die Zeit verschwamm im Nebel. Wir standen ganz allein in völliger Stille. Und plötzlich sprang eine Robbe aus dem Wasser, gesund und munter, schnaubte und schüttelte sich. Ich blickte zu meinem Grossvater auf und begann zu lachen. Danach bat ich ihn, mir heisse Maroni zu kaufen. Seitdem war mein Grossvater mein Komplize. Er hat mich noch viele Male zu den verschiedenen Käfigen begleitet. Nur er kannte den Vulkan, der in mir brodelte. Schliesslich starb er im Alter von 94 Jahren und durch seinen Tod brach der Vulkan schmerzhaft in mir aus. Ich blieb noch einsamer als zuvor zurück. Dies ist meine erste Erinnerung. Durch die Zeit verklärt, mit späteren Ereignissen vermischt. Ich fühle mich, wie wenn ich mit dem Gesicht himmelwärts auf meinen Erinnerungen treiben würde. Der Tod meines Grossvaters hinterliess einen so tiefen Riss, dass ich die Erinnerung daran in den folgenden Jahren in Dunkelheit hüllte. Die italienischen Juden galten genauso als Staatsbürger wie alle anderen auch. Deshalb – und weil sie die Gründer der Sozialistischen Partei Italiens waren – haben so viele Mussolini unterstützt. So war es immer in Rom, seit Jahrhunderten. Seit dem Römischen Reich leben Juden in Italien und beispielsweise haben sie die Gallischen Kriege von Julius Cäsar finanziert. Verfolgt zu werden war für unsere Familie und unsere Umgebung etwas völlig Neues, auf das wir psychisch überhaupt nicht vorbereitet waren.

Ich erinnere mich, wie wir einmal ein paar Freundinnen meiner Tante vor einer bevorstehenden Razzia warnten, damit sie sich noch rechtzeitig retten konnten. Ich ging mit meinem Vater mit, da es sicherer war, ein Kind an der Hand zu haben. Unauffälliger. Diese Frauen erzählten uns dann, dass sie bis Kriegsende in ein Konzentrationslager gebracht werden würden. Sie hatten keine Ahnung, was das in Wirklichkeit war, deshalb sind sie auch nicht geflohen. In Italien konnte man sich die tatsächliche Todesgefahr einfach nicht vorstellen.

**Pedro Boschan** (1939, BUDAPEST, UNGARN)

Ich wurde in Üjpest, einem Vorort von Budapest, in den Schoss einer jüdischen, jedoch agnostischen Familie geboren. Nicht atheistisch, auch wenn sie die Religion nicht praktizierten. Mein Vater hatte drei Brüder und fünf Schwestern, die vier Brüder betrieben zusammen eine Schuhfabrik. Mein Grossvater war bereits in einem kleinen Dorf namens Ada Schuhmacher gewesen, das im Grenzgebiet von Ungarn und Ju-

goslawien lag<sup>28</sup>. Mein Vater und seine drei Brüder hatten später dann die Schuhfabrik gegründet und nach einiger Zeit kam noch ein Teilhaber hinzu, der nicht zur Familie gehörte: Der Vater des letzten Freundes, den ich in der Grundschule hatte.

Wir lebten in einem grossen Haus mit Garten. Ich kann mich nur an sehr wenige Dinge erinnern, die vor dem Krieg passierten. Ich habe mir nur zwei Szenen von dort bewahrt: In der ersten muss ich etwa dreieinhalb Jahre alt gewesen sein. Ich spielte mit meiner älteren Schwester, wir sammelten mit Blättern Wasser und spritzten uns gegenseitig damit nass. In der zweiten Szene kletterte ich auf eine Leiter, die jemand an einem Kirschbaum vergessen hatte. Ich fiel runter und die Leiter auf mich drauf. Anscheinend habe ich mir den Schädel gebrochen, denn die Knochenplatten sind uneben geblieben. Ich erinnere mich auch noch daran, wie mein Grossvater mütterlicherseits im Sterben lag, denn ich wurde während seiner letzten Stunden an das Sterbebett gerufen. An meine Grossmutter mütterlicherseits kann ich mich nicht erinnern. Ich weiss aber, dass sie meiner Mutter sehr viel bedeutete. In unserem Haus lebten meine Grosseltern mütterlicherseits, meine Eltern, meine neun Jahre ältere Schwester, das Kindermädchen und ich.

Mein engerer Familienkreis hatte mit der jüdischen Gemeinde nur wenig zu tun. Alle Brüder meines Vaters waren Sozialisten. Zuhause gab es zwar jüdische Gerichte, doch nach ungarischer Tradition. Ich kann mich nicht daran erinnern, irgendeinen meiner Cousins oder Onkel jemals mit *Kippa* gesehen zu haben, auch der Kleidungsstil war nicht traditionell. Wir sprachen Ungarisch, nicht Jiddisch.

### **Sofia Ordinanc / Noëilly** (1939, BRÜSSEL, BELGIEN)

Ich weiss nur wenig über die Umstände meiner Geburt. Ich weiss, dass man mir den Namen Sofia gab, dass meine biologische Mutter Adèle hiess, genau wie meine Adoptivmutter, Adela. Erst vor Kurzem habe ich meine Geburtsurkunde erhalten.

Ich kenne die Geschichte meiner Eltern nicht. Ich weiss nicht, ob sie verheiratet waren, ich weiss nichts von dem früheren Leben, das ich gehabt haben muss. Ich besitze einige Unterlagen, in der eine Madame Bonnet erwähnt wird. Ich lebte bis zu meinem dritten Lebensjahr in ihrem Haus, aber ich habe nicht die leiseste Ahnung, wer das ist.

Anschliessend war ich wohl in einem Schloss unter der Führung einer Mademoiselle Saurelle. Von dort wurde ich abgeholt, anscheinend als meine Mutter krank wurde, nachdem ihr die Nazis zugesetzt hatten. An die Zeit davor kann ich mich nicht erinnern. Nach vielen Jahren erfuhr ich die damalige Adresse mei-

28 Ada liegt heute in Serbien. (Anm. d. Üb.)

ner biologischen Eltern, beziehungsweise meinen genauen Geburtsort. Ich weiss, dass mir meine Mutter den Namen Sofia gab.

**Hélène Goldsztajn** (1940, PARIS, FRANKREICH)

Meine Eltern stammten aus dem Dorf Serock in Polen, das etwa 35 Kilometer von Warschau entfernt liegt. Sie sprachen immer voller Wehmut von Serock, erzählten von der Stelle, wo der Narew in den Bug fliesst. Dort sei das Wasser wie ein grosser Spiegel. In ihrer Jugend fuhren sie dort im Sommer mit ihren Booten herum und im Winter liefen sie auf dem Eis Schlittschuh. In Serock haben meine Eltern geheiratet und bekamen ihre erste Tochter, die jedoch bald nach der Geburt starb. Später kam mein Bruder Hersz Maier, der heute Henri heisst. Auf der Suche nach einem besseren Leben und einem toleranteren Umfeld emigrierte mein Vater 1936 nach Frankreich. Meine Mutter und mein Bruder verliessen Polen zwei Jahre später und folgten ihm nach.

Meine Mutter sprach mit Stolz von ihrem Vater, er war ein Studierter, ein Talmudist. Mein Vater kam aus einer armen und kinderreichen Familie und musste bereits sehr früh arbeiten. Er konnte nur in den Chedergehen, in die traditionelle jüdische Schule. In Paris arbeitete er erst in der Fleischerei eines Verwandten, später mietete er ein Geschäft und eröffnete seine eigene.

Die fehlende Erinnerung an meine ersten sechs Lebensjahre ist das Thema, das mich am meisten umtreibt. Seit meine Eltern gestorben sind – meine Mutter vor dreissig, mein Vater vor fast zwanzig Jahren – ist mir schmerzlich bewusst, dass ich mehr wissen möchte, jedoch niemanden mehr zum Fragen habe. Wie ist es möglich, dass ich sie so oft von ihren Familien und den Kriegsjahren habe sprechen hören und mir trotzdem nur so wenige Ausschnitte ihrer Erzählungen im Gedächtnis geblieben sind? Ich weiss nur noch, dass beide aus grossen Familien stammten, die es zusammen sicher auf hundert Personen brachten. Und ausserdem weiss ich, dass von diesen hundert Personen nur fünf die Schrecken des Krieges überlebten.

**Josette Laznowski** (1940, PARIS, FRANKREICH)

Ich wurde drei Tage nach dem deutschen Einmarsch geboren. Ich hatte eine Schwester, die Jahrgang 1937 war. Meine Eltern kamen aus Polen. Meine Mutter stammte aus einem Dorf bei Warschau und mein Vater aus Tomaszow Mazowiecki. Sie gingen wenige Jahre vor dem Krieg nach Frankreich. Sie waren nicht religiös, sie waren fleissige Leute, die keinen Ärger haben wollten, so wie achtzig Prozent der Ausländer. Sie



kämpften ums Überleben. In Frankreich heirateten sie und Adèle, meine ältere Schwester wurde geboren. Mein Vater war Schneider und meine Mutter ging ihm zur Hand.

Meine Mutter erzählte mir, dass während meiner Geburt im Krankenhaus das Licht ausging, worauf ihr gesagt wurde, sie möge sich doch noch etwas gedulden. Doch anscheinend wollte ich mich nicht verspäten.

**Rosa Rotenberg / Rosi** (1941, WARSCHAU, POLEN)

Ich wurde im Warschauer Ghetto geboren und es gibt viele Dinge in meinem Leben, von denen ich nichts weiss. Meine Mutter kenne ich nicht, ich besitze nicht einmal ein Foto von ihr. Ich weiss, dass sie geschieden war und keine Kinder aus erster Ehe hatte. Mein Vater stammte aus einer sehr religiösen Familie, die es als Schande ansah, eine geschiedene Frau zu heiraten. Ich weiss nicht, wie alt sie waren als sie heirateten. Ich weiss nichts von meiner Mutter. Papa erzählte mir nie genau, wie sie sich kennenlernten, aber er sagte, dass er sie sehr liebte. Sie heirateten zum ungünstigsten Zeitpunkt, die Nazis waren in Warschau und die jüdische Bevölkerung im Ghetto.<sup>29</sup> Ich weiss, dass es ihnen peinlich war, unter den dortigen Lebensbedingungen ein Kind zu erwarten und Papa erzählte mir, dass meine Mutter versuchte, abzutreiben.

**Etel Kirsz**<sup>30</sup> (1941, PODKAMIEN, POLEN)

Ich wurde mitten im Krieg geboren. Laut meinen Eltern brachte meine Geburt grosse Freude in meine Familie und trug zur Versöhnung mit meinen Grosseltern bei. Sie verziehen meiner Mutter, dass diese die Kühnheit besessen hatte, sich ihren Partner selbst auszusuchen, anstatt den ihr zugeordneten Mann zu heiraten. Mir wurde erzählt, dass ich zuhause mit Hilfe einer Hebamme auf die Welt kam.

Soweit ich es verstanden habe, deportierten die Nazis meine Grosseltern im Oktober, kurz nach meiner Geburt. Mein Grossvater war der *Daien* des Dorfes,

29 Im Warschauer Ghetto waren Hochzeiten ausdrücklich verboten. Als Zeichen des Widerstands entschieden sich viele Jugendliche, trotzdem zu heiraten und es wurden mehrere gemeinsame Feierlichkeiten organisiert.

30 Der Name wurde geändert. «Etel» möchte ihre wahre Identität nicht offenlegen, damit ihre Kinder nicht erfahren, wie schwierig die Beziehung zwischen ihr und ihren eigenen Eltern war. Das Bedürfnis, die eigenen Nachkommen vor bestimmten schmerzhaften Informationen zu schützen, spiegelt vielleicht auch auf gewisse Weise den Verhaltenskodex wider, den alle «Kinder» eingeschärft i bekamen, um zu überleben: den Mund halten, nicht bemerkt werden, sich verstecken, keine Probleme verursachen.

was einem Richter entsprach, eine Respektsperson, eine wichtige Persönlichkeit in der Gemeinde. Mein Vater besass Felder und hatte auch Leute, die sie bearbeiteten. Dank vieler seiner katholischen Beschäftigten schafften wir es, zu entkommen und uns während des Krieges zu verstecken.

Aber an all das erinnere ich mich nicht. Meine Erinnerung beginnt erst mit dem Ende des Krieges.

## Kapitel 2

# Das Ende der bekannten Welt

Im Allgemeinen gehen die Menschen davon aus, dass ihr Leben weitgehend in normalen Bahnen verlaufen wird. Nicht anders die «Kinder». Obwohl sich eine Verschlechterung der Lage häufig schon früher abzeichnete, setzte die Verfolgung für alle überraschend ein. Die meisten Menschen neigen eher dazu, sich bis zum Schluss an Gedanken wie «mir wird nichts passieren» oder «das kann nicht wirklich wahr sein» zu klammern, als einer drohenden Gefahr ins Gesicht zu sehen.

Beginn und Verlauf der Verfolgung waren je nach Land oder Region unterschiedlich. Doch warnende Vorböten der bevorstehenden grässlichen Veränderungen waren überall erkennbar.

Auf den folgenden Seiten schildern die «Kinder» ihre Erinnerungen an jene Tage, die den Übergang zu Verlassenheit, Ungewissheit und Angst markieren. Ihr Alltag verlief nicht mehr in sicheren Bahnen, sondern wurde zu einem steinigem Pfad voller Hindernisse – zum Überlebenskampf.

## Polen

Am 1. September 1939 marschierten deutsche Truppen in Polen ein und besetzten das Land militärisch. Dies war der Auftakt des Zweiten Weltkriegs. Polnische Feldtruppen leisteten noch einen Monat Widerstand, bevor sie aufgeben mussten. Die Deutschen zogen sich wieder aus den östlichen Gebieten zurück und gemäss eines geheimen Zusatzprotokolls zum Deutsch-Sowjetischen Nichtangriffspakt vom 23. August 1939 wurde Polen zwischen Deutschland und der Sowjetunion aufgeteilt. Bis zum deutschen Überfall auf die Sowjetunion im Juni 1941 war Polen im Westen von Deutschland und im Osten von der Sowjetunion besetzt.

## WARSCHAU

*Als die Deutschen die Vorstädte von Warschau erreichten, stiessen sie auf starken Widerstand. Die katholische und jüdische Bevölkerung hatte sich zusammengetan, Schulter an Schulter wurden Gräben ausgehoben und Seite an Seite gekämpft. Doch gegen die deutschen Besatzer, die über die mächtigste Kriegs-*

*maschinerie in ganz Europa verfügten, hatten sie keine Chance. Trotzdem hielten sie der permanenten Bombardierung der Stadt über einen Monat lang stand. Etwa 3.000 jüdische und mehrere tausend katholische Zivilisten wurden bei den Flächenbombardements von Warschau durch die Deutschen ermordet.*

### **Abraham (7 Jahre)**

**DER TAG DES ÜBERFALLS.** Ich erinnere mich, wie eines nachts, völlig aus heiterem Himmel, ganz fürchterliche Explosionen zu hören waren. Ich hatte geschlafen und machte vor Schreck einen grossen Satz im Bett. Wir hörten Flugzeuglärm und Explosionen. Es gab ein grosses Durcheinander und alle hatten Angst. Nach ein oder zwei Tagen war klar, dass dies nun zur Routine werden würde – ohne vorherige Ankündigung, bei Tag und bei Nacht. Man musste sich eine Notfallausrüstung zusammenstellen. Die Leute kauften sich Gasmasken, denn sie befürchteten den Einsatz von Giftgas, so wie es die Deutschen bereits im Ersten Weltkrieg gemacht hatten. Der zivile Widerstand formierte sich sofort. Wir hörten die Radionachrichten, die rund um die Uhr von den neuesten Entwicklungen berichteten. Warschau leistete einen Monat Widerstand, der Rest von Polen war innerhalb einer Woche besetzt.

**DAS TÄSCHCHEN UM DEN HALS.** Wir Kinder hatten alle ein kleines Täschchen um den Hals. Darin befand sich ein Zettel, auf dem unser Name und die Adresse der Angehörigen standen, falls jemand während eines Bombardements alleine zurückblieb. Ausserdem waren etwas Geld und unsere Papiere darin.

**DIE VORRÄTE.** Als Allererstes ging mein Vater los und kaufte Vorräte, haltbare Lebensmittel mit hohem Nährwert. Und zum Glück tat er das, denn bereits nach drei Tagen gab es kein elektrisches Licht, kein Trinkwasser, kein Gas zum Kochen und keine intakten öffentlichen Verkehrsmittel mehr in der Stadt. Dank der Weitsicht meines Vaters erging es uns nicht so schlecht wie vielen anderen. Zumindest am Anfang. Es wurde permanent und um jede einzelne Strasse gekämpft, und daher war es überaus gefährlich, hinaus und einkaufen zu gehen. Viele kamen nie wieder zurück.

**DIE BADEWANNE.** Das fehlende Wasser machte uns zuhause nicht zu schaffen. Da wir etwas wohlhabender als der Durchschnitt waren, konnten wir uns ein wenig «Luxus» leisten, wozu auch eine eigene Badewanne zählte. So mussten wir nicht in die öffentlichen Bäder gehen, sondern konnten alle zuhause baden. Da das Befüllen der Wanne sehr umständlich war, benutzten wir alle dasselbe Wasser, zuerst wir Kinder und danach meine Eltern. Zufällig hatten wir genau am Abend der ersten Bombardierung

gebadet und das Wasser war noch nicht wieder abgelassen. Wir filterten es gründlich, kochten es ab und verwendeten es als Trinkwasser. Somit mussten wir uns nicht in Gefahr begeben und draussen nach Wasser suchen.

DER KELLER UND DIE ANGST. Es war kein Unterricht mehr. Während der Bombardierung verbrachten wir die meiste Zeit im Keller, wo sich eine Spiegelfabrik befand. Dort gab es grosse Tische, denn die Spiegel wurden aus Glas hergestellt und gearbeitet wurde an den Tischen. Wir nahmen also ein paar Decken mit und verbrachten die Nacht dort unten. Mein Handlungsspielraum beschränkte sich darauf, Angst zu haben, zu zittern und an der Hand eines Erwachsenen dorthin mitzugehen, wo dieser mich hinführte. Ich konnte nicht selbständig agieren, sondern nur aufnehmen, was um mich herum geschah. Ich erinnere mich noch gut an die Panik. Während die halbe Stadt brannte, lauschte ich aufmerksam den Gesprächen der Erwachsenen.

DIE BOMBEN.<sup>31</sup> Sie sprachen über die Tag und Nacht geflogenen Bombenangriffe und unterschieden zwei Bombentypen voneinander: Brand- und Sprengbomben. Letztere zerstörten bei ihrem Aufprall alles, was unter ihnen lag. Sie waren so schwer, dass mit ihnen ein ganzes Gebäude zum Einsturz gebracht werden konnte. Die Brandbomben dagegen waren kleiner, doch sie vergossen eine Flüssigkeit, die sich durch den Kontakt mit Luft entzündete. Die Männer hatten auf den Hausdächern Nachtwachen organisiert und erwarteten die Brandbomben mit Zangen und Fässern voller Sand. Wurden Sprengbomben abgeworfen, flog alles in die Luft. Doch waren es Brandbomben, hatten sie einige Sekunden Zeit, sie mit der Zange zu packen und in die Fässer zu stecken, bevor sie explodieren konnten. Mein Vater hatte drei dieser bereits entschärften Bomben auf unserem Dach gesammelt. Sie konnten kein Feuer mehr entfachen. Ich glaube, auf mich wirkten diese Berichte ähnlich wie die Abenteuergeschichten aus dem Radio. Auf unser Haus fiel keine Bombe, das meiner Grosseltern wurde jedoch getroffen. Eines Nachts wurde ihre gesamte Wohnung zerstört, so dass sie keine Bleibe mehr hatten. Deshalb zogen sie bei uns ein, als wir Polen verliessen.

GEFÄHRLICHE AUSFLÜGE. Wir passten uns schnell an diese neue Realität an. In den Angriffspausen liefen wir manchmal hinaus, um zu sehen, was geschehen war. Aber man konnte die Angriffe nicht voraussehen. Mein Vater ging einmal los, um etwas zu suchen, und schaffte es dann nicht mehr zurück. Er war nur

31 Die Bombardierung der polnischen Hauptstadt durch deutsche Kampfflieger gilt als erstes Flächenbombardement einer Grossstadt. Als erstes Flächenbombardement überhaupt wird der Angriff der deutschen *Legion Condor* auf die baskische Kleinstadt Guernica während des Spanischen Bürgerkriegs 1937 angesehen. (Anm. d. Üb.)

gegenüber, doch da ein neuer Angriff geflogen wurde, musste er in einem Hauseingang Schutz suchen. Als er zurückkam, war er durch die Splitter überall verletzt. Er hätte tot sein können. Nach den Bombardierungen sahen wir manchmal nach meinen Grosseltern väterlicherseits. Auf dem Weg sah ich in den Strassen tote Pferde liegen, Hunde frassen ihre Eingeweide. Mir machte dieser Anblick weit weniger aus als den Erwachsenen.

FREMDE MÄNNER IN DEN STRASSEN. Nach einer Weile sah ich diese fremden Männer in den Strassen, es waren die Deutschen in ihren Uniformen. Zum Glück habe ich nie selbst einen ihrer Gewaltausbrüche miterleben müssen. Doch mein Vater kam eines Tages völlig schockiert nach Hause. Er hatte gesehen, wie die Deutschen einen religiösen Juden zusammenschlugen und demütigten. Irgendwann mussten wir dann diesen gelben Flicker tragen, wie wir den Stern wütend nannten, der nun zur Zwangskennzeichnung wurde. An diesem Punkt beschloss mein Vater: «So geht es nicht weiter!» Er hatte die Gewalt und den Spott der Deutschen gegen diesen religiösen Juden sehr ernst genommen. Wie wenn er die Botschaft verstanden hätte, dass alle Juden vernichtet werden sollten. Er begann also mit den Vorbereitungen für unsere Flucht.

Ich nahm all dies mit einer schrecklichen Angst auf. Ich hatte nur eine einzige persönliche Begegnung mit einem Deutschen: Ich spielte mit einem Nachbarjungen im Hausflur und plötzlich trat jemand kräftig gegen die Eingangstür. Sie flog auf und ein riesiger Offizier stürmte herein, er kam mir dreissig Meter gross vor. Er brüllte etwas auf Deutsch und hatte einen Revolver in der Hand. Ich weiss nicht warum, vielleicht weil wir so erschrocken aussahen, aber er ging wieder. Das war das erste Mal in meinem Leben, dass jemand mit einer Waffe auf mich zielte. So ein Erlebnis vergisst man nie wieder.

DIE WETTE. Mit meinen sieben Jahren konnte ich die Tragweite der Ereignisse nicht erfassen. Doch ich hörte, was die Erwachsenen sprachen und ich fühlte diese Atmosphäre voller Beunruhigung und Sorge. Entgegen der Meinungen in unserem Umfeld, vertrat mein Vater die Ansicht, dass der Krieg mit Sicherheit lange dauern würde. Er bezog seine Informationen aus den ausländischen Rationachrichten und Zeitungen und im Unterschied zu den anderen war er davon überzeugt, dass dieser Krieg anders als der Erste Weltkrieg verlaufen würde.

Er schloss sogar mit einem Nachbarn eine Wette ab, mit dem Vater meiner Winterfreundin. Dieser meinte, der Krieg würde nicht länger als sechs Monate dauern, mein Vater ging dagegen von mehreren Jahren aus, er sagte, dass ein ausgeklügelter Plan dahintersteckte. Der Wetteinsatz war eine Flasche Bier. Natürlich gewann mein Vater, denn nach sechs Monaten war klar, dass das Ganze

länger gehen würde. Dank dieser Haltung meines Vaters haben wir überlebt. Als davon gesprochen wurde, dass die Deutschen ein Ghetto errichten wollten, entschieden sich meine Eltern, ihr Schicksal selbst in die Hand zu nehmen und zu fliehen. Im Frühjahr 1940, wenige Monate nach dem deutschen Überfall auf Polen, zogen wir zu meinen Grosseltern mütterlicherseits nach Sokolow.

## **LUBLIN**

*Lublin war ein wichtiges Zentrum jüdischen Lebens. Die jüdische Bevölkerung umfasste 40.000 Menschen, was ein Drittel der Gesamtbevölkerung ausmachte. Dieser standen zwölf Synagogen, drei Friedhöfe, ein Krankenhaus, zwei Tageszeitungen, ein Waisen- und ein Altenheim zur Verfügung. Nach mehrtägigen Bombardements und einem kurzen Kampf in den Vorstädten marschierten am 18. September 1939 die Deutschen in die Stadt ein. Im März 1941 wurde das Ghetto errichtet. Hanka lebte in der Nähe, im Ghetto von Piaski, das bereits zwei Jahre zuvor eingerichtet worden war.*

### **Hanka (8 Jahre)**

**DIE PFERDEBEINE.** Als die Deutschen in die Stadt einmarschierten, lebten wir im zweiten Stock eines Hauses in der Lubertowska-Strasse in Piaski bei Lublin. Ich erinnere mich, wie ich mit einer Freundin im Hauseingang sass. Die Beine der Pferde beeindruckten mich sehr. Sie waren lang und kräftig und jagten mir grosse Angst ein.

**RUSSEN UND DEUTSCHE.** Auch vor den Bomben hatte ich grosse Angst. Die ganze Atmosphäre war von Panik erfüllt, die Menschen flohen, überall herrschte ein heilloses Durcheinander und selbst meine Eltern waren völlig verunsichert – all dies erschreckte mich sehr. Nach einer Weile zogen die Deutschen ab und die Russen kamen. In dieser Zeit wollte mein Vater meine Mutter davon überzeugen, dass wir besser fortgingen, aber sie wollte nicht. Er plante, in Russland einen Zufluchtsort zu suchen und uns später nachzuholen, doch meine Mutter schickte mich vor, um ihn davon abzuhalten. Die Russen blieben nur wenige Monate und als die Deutschen zurückkamen, war es zu spät.

**DAS GHETTO.** 1939 wurde das Ghetto von Piaski errichtet, in das wir umgesiedelt wurden. Wir waren unter den Letzten. Ich erinnere mich, dass Leute von überall her in das Ghetto zwangsumgesiedelt wurden, aus der Tschechoslowakei, aus Rumänien. Diejenigen, die bereits dort waren, mussten die Neuankömmlinge aufnehmen. Es gab viel zu wenig Platz für alle.

## ŁÓDŹ

*Am 8. September 1939 besetzten die Deutschen Łódź, Radom und Tarnow in Polen. Łódź war zu diesem Zeitpunkt ein wichtiges Industriezentrum und mehr als ein Drittel der 665.000 Einwohner waren jüdischen Glaubens. Viele von ihnen flohen zu Beginn der deutschen Besatzung nach Warschau, da sie dachten, dass die Lage dort besser sei.*

### **Judith** (12 Jahre)

DER WEISSE ANZUG. Am 3. September 1939 erklärten Frankreich und Grossbritannien Deutschland den Krieg und alle sagten, dass mit ihrem Beitritt alles in drei Monaten beendet sei. Am 5. September 1939 entschieden sich die Männer bei uns zuhause, sich der Verteidigung Warschaus anzuschliessen, das seit Monatsanfang belagert war. Sie überlegten auch, nach Russland zu gehen. Überall herrschte grosse Verwirrung. Die Männer gingen zu Fuss nach Warschau und meine Mutter entschloss sich, ihnen zu folgen. An einer Weggabelung wussten wir nicht, in welche Richtung sie gegangen waren und wir hatten Angst, sie nicht zu finden. In diesem Augenblick tauchten die deutschen Kriegsflugzeuge auf und bombardierten die Wege. Ich erinnere mich, dass ich einen weissen Anzug trug und dass ein Mann schrie: «Die soll ihren Anzug ausziehen! Sonst ist sie eine Zielscheibe für die Deutschen!» Am Ende sind wir nach Łódź zurückgekehrt und haben im Haus meiner Grosseltern auf die Rückkehr der Männer gewartet. Erst vier Tage später kam mein Vater zurück – wie ein unerwartetes Geschenk zu meinem zwölften Geburtstag. Wir gingen wieder nach Hause.

DIE PANZER. Zwei Tage zuvor waren die Deutschen einmarschiert. Ich beobachtete sie vom Balkon meiner Grossmutter aus, die in der Hauptstrasse wohnte. Als wir sie kommen hörten, sind wir dort hinausgegangen. Der Lärm der Panzer war Furcht einflössend, die ganze deutsche Truppe ist einmarschiert. Das Metall kreischte auf dem Strassenpflaster. Wir hatten Angst.

POLLYANNA. Nach dem Überfall der Deutschen befahlen sie uns, den Davidstern<sup>32</sup> zu tragen. Ich fühlte mich dabei sehr stolz, denn ich malte mir aus, er sei eine Medaille. Allerdings störte mich der Stern auf dem Rücken, da ich diesen nicht sehen konnte. Und ausserdem wusste ich eigentlich, dass Medaillen und Ehrenabzeichen grund-

32 Die geläufige Bezeichnung «Davidstern» ist eigentlich nicht korrekt, denn im Gegensatz zum Davidstern als selbstgewähltem national-religiösem Symbol des Judentums ist der «Judenstern» ein im NS eingeführtes Zeichen zur Kennzeichnung von Juden, das in seiner Form den Davidstern verhöhnt. (Anm. d. Üb.)



sätzlich nie auf dem Rücken getragen wurden. Mit dem Stern begann ein Spiel, das ich den ganzen Krieg überspielen sollte. Als ich noch etwas jünger war, hatte ich *Pollyanna* von Louisa May Alcott gelesen, der Autorin von *Betty und ihre Schwestern*.<sup>33</sup> Die Protagonistin ist ein kleines Mädchen, das so einige Abenteuer bestehen muss. Es hatte allerdings ein Spiel erfunden, mit dessen Hilfe ihm die Gefahren nichts mehr anhaben konnten. Es war ein psychologisches Spiel und es ging einfach darum, immer die positive Seite der Dinge zu sehen. Ich fühlte mich also wie die Heldin aus *Pollyanna*, die mir während des gesamten Krieges eine treue Begleiterin war. Ich denke, dass ich mit ihrer Hilfe überlebt habe.

### **Freda** (14 Jahre)

ERWACHSEN. Von einem Tag auf den anderen waren wir erwachsen. Zuhause wussten wir, was geschehen war, denn wir besaßen ein Kurzwellenradio und hörten es in den Nachrichten. Ausserdem hatte mein Vater eine Schwester, die mit ihren beiden Kindern in Berlin lebte. Darüber, dass sie geschieden war, wurde nicht viel geredet, das Thema war Tabu. Doch die Entwicklungen in Deutschland wurden reg diskutiert.

DAS ENDE DER SOMMERFRISCHE. Am 1. September waren wir noch auf dem Land. Als wir im Radio hörten, dass die deutschen Truppen einmarschiert waren, suchte mein Vater jemanden mit einem Wagen und ein Mann brachte uns zurück nach Łódź. Auf der Fahrt konnte ich die Flugzeuge sehen. Sie machten mir keine Angst, im Gegenteil, bei meinen Eltern fühlte ich mich sicher und alles kam mir wie ein Abenteuer vor. Das neue Schuljahr fing ganz normal an. Während der ersten Monate der deutschen Besatzung lebten wir weiter in unserer Wohnung, ich habe sogar noch meine Freunde aus den Sommerferien zum Essen eingeladen. Wir lebten in einem sehr schönen Viertel namens Narutowicz, das nach einem ehemaligen polnischen Präsidenten benannt war.

DIE FLUCHT NACH WARSCHAU. Ende 1939 mussten wir unsere Wohnung verlassen und zogen zu meiner Tante. Dort war es schon ziemlich voll. Das war, bevor wir ins Ghetto kamen, den gelben Stern mussten wir bereits tragen. Etwas später zogen meine Tante und mein Onkel nach Warschau, wo es etwas sicherer zu sein schien als in Łódź, und wir mussten uns also eine Wohnung mieten. Diese lag dann schon näher am Ghetto. Mein Vater war mit anderen Männern zusammen nach Warschau gegangen. Am Anfang schickte er Briefe und Geld, zu mei-

33 Judith verwechselt hier die Autorin: *Pollyanna* ist von Eleanor H. Porter. (Anm. d. Üb.)

nem 15. Geburtstag habe ich sogar eine Geburtstagskarte bekommen. Im April 1941 erhielt meine Mutter eine Vorladung zur *Gestapo*. Eigentlich wollte sie hin, doch da sie krank wurde, ging ich an ihrer Stelle. Bei meiner Ankunft legte ich das Schreiben vor und ein Mann zeigte mir einen Brief von meinem Vater, in dem er schrieb, dass er jemanden dafür bezahlt hätte, uns nach Warschau zu schmuggeln. Wir sollten uns fertig machen und würden dann abgeholt werden. Allem Anschein nach hatte mein Vater jemanden von der *Gestapo* bestochen, damit wir gehen konnten. Als ich meiner Mutter zuhause erzählte, dass Papa uns erwarten würde und alles vorbereitet hätte, war sie überglücklich. Doch letztendlich sind wir nie gegangen, wir blieben in Eödz, und ich weiss nicht einmal warum. Aber am Ende hätte es sowieso keinen Unterschied gemacht, selbst wenn wir gegangen wären. Heute wissen wir, wie die Zustände im Warschauer Ghetto waren. Es gab kein Entrinnen.

## LWÓW

*Die Deutschen nahmen auch Ostpolen ein, wo Städte wie Lwów oder Bialystok lagen. Doch bereits nach wenigen Tagen zogen sie sich wieder zurück und gemäss des geheimen Zusatzprotokolls des Deutsch-Sowjetischen Nichtangriffspakts marschierten am 17. September 1939 sowjetische Truppen in Ostpolen ein. Im Juni 1941 brachen die Deutschen jedoch den Pakt mit der Sowjetunion und besetzten das gesamte polnische Staatsgebiet.*

*Lwów war eine wunderschöne Stadt, in der 110.000 Juden lebten. Ihr deutscher Name war Lemberg und sie war die ehemalige Hauptstadt des Königreichs Galizien-Lodomerien (die zweite ehemalige Hauptstadt in Polen ist Krakow). In Lwów lebte die drittgrösste jüdische Gemeinde Polens und die kosmopolitische Stadt wetteiferte in ihrer Fortschrittlichkeit und Blüte des jüdischen Kultur- und Arbeitslebens mit Warschau und Krakow.*

## **Ania** (11 Jahre)

DIE FERIEEN. Ich hatte nicht die geringste Vorstellung vom Krieg. Ich erinnere mich an den letzten Tag der Sommerferien und dass mir der Kriegsbeginn völlig gleichgültig war. Das einzig Interessante daran war, dass ich am Montag nicht in die Schule gehen musste. Die Ferien gingen weiter.

DER STERN. Als sich die Russen wegen des deutschen Angriffs nach knapp zwei Jahren zurückzogen, nahmen sie viele Jugendliche mit, die mit ihnen kämpfen mussten. Unter ihnen war mein Bruder. Die Verfolgungen der Juden setzten sofort ein und wir

## Das Ende des Sommers

Der Wagen rumpelte  
durch die Strassen von Warschau,  
zwei breite Bohlen,  
zwei Holzräder an den Seiten.

Die Hufe klapperten im Trab  
auf den Pflastersteinen  
der Twarda-Strasse.

Voll beladen mit den Habseligkeiten  
des Sommers,  
der zu Ende ging.

(in Eile zusammengepackte Habseligkeiten:  
die Rückkehr  
drängte,  
die Stürme des Krieges  
brachen los).

Die vertrauten Häuserwände zogen  
an dem Mädchen vorüber,  
die sie nun  
mit anderen Augen sah.

Dieses Gedicht schrieb Zosia in Erinnerung an ihre Zeit als Elfjährige.

mussten eine Armbinde mit dem *Magen David*<sup>34</sup> tragen. Dieser musste gut sichtbar sein, acht Zentimeter Durchmesser, blauer Stern auf weissem Grund. Wir waren alle gekennzeichnet. Ukrainische Männer haben jüdische Mädchen von 15 oder 16 Jahren vergewaltigt. Man musste ihnen auch immer irgendwelche Sachen geben, Radios zum Beispiel. Als Juden durften wir weder Radios noch Pelze oder Schmuck besitzen. Wenn sie entdeckten, dass jemand etwas nicht abgegeben hatte, brachten sie ihn um. Als ich später doch weiter auf die Schule gehen wollte, sagte die Lehrerin, dass ich nicht mehr am Unterricht teilnehmen dürfe, weil ich Jüdin sei.

34 «Schild Davids»/Davidstern. Später wurde der so genannte «Judenstern» eingeführt: ein gelber, aus zwei überlagerten, schwarz umrandeten Dreiecken bestehender, 6-zackiger Stern mit der schwarzen Aufschrift «Jude», (s.o., Anm. d. Üb.)

## BIALYSTOK

*Im September 1939 besetzten die Deutschen Bialystok zum ersten Mal, doch anschließend gehörte die Stadt zur sowjetischen Besatzungszone. Am 22. Juni 1941 marschieren die Deutschen in Russland ein und am 27. Juni wurde Bialystok vom Reich annektiert. Dieser Tag wurde später der «Rote Freitag» genannt: Das deutsche Polizeibataillon 309 brannte die Synagoge nieder, in die es zuvor 1.000 Juden getrieben hatte. Nach unterschiedlichen Schätzungen wurden in den ersten zwei Wochen der deutschen Besatzung 4.000 – 6.000 jüdische Einwohner bei gewalttätigen Übergriffen oder Massenerschiessungen ermordet.*

### **Dina** (7 Jahre)

DIE UNIFORMEN. Ich kann mich an die Deutschen, an ihre Panzer und Uniformen gut erinnern. Sie blieben etwa zehn Tage. Ich habe aus dieser Zeit noch einige Erzählungen meiner Mutter im Kopf. So berichtete sie beispielsweise von einem Mann, der mit den Händen in den Hosentaschen die Strasse entlang spazierte. Plötzlich schrien ihn ein paar Deutsche an, er solle gefälligst die Hände aus den Taschen nehmen. Da er kein Deutsch konnte, verstand er sie nicht und sie haben ihn auf der Stelle erschossen.

Am 20. September haben die Deutschen Bialystok besetzt. Sie kamen mit ihrer Infanterie, mit Lastwagen und Panzern, ihre Kampfflugzeuge flogen über die Stadt. Noch am gleichen Tag brachte meine Mutter meinen Vater zum Bahnhof, er sollte nach Vilnius in Litauen fahren. Meine Mutter befürchtete, dass ihn die Deutschen in ein Arbeitslager stecken würden, genauso wie sie es im Ersten Weltkrieg mit ihren Gegnern gemacht hatten. Wir sind dann sofort zu meiner Tante Sonia und ihrer Familie gezogen. Mama verkaufte unseren gesamten Besitz.

UNTER SOWJETISCHER HERRSCHAFT. Auf der Grundlage des Deutsch-Sowjetischen Nichtangriffspakts wurde Polen geteilt und Bialystok fiel am 22. September unter sowjetische Herrschaft. Ich erinnere mich noch, wie wir auf die Strasse gingen und den Abzug der Deutschen und die Ankunft der Sowjettruppen beobachteten.

Meine Mutter begann, unser Wiedersehen mit Papa in Vilnius zu planen.

### **Mira** (11 Jahre)

DER KRIEG! Als die Schule wieder losgehen sollte, fingen die Bombardierungen an. Es war morgens. Papa war auf der Arbeit und Mama klebte am Radio und plötzlich rief sie: «Der Krieg! Deutschland hat Polen angegriffen!»

Im Krankenhaus, in dem mein Vater Direktor war, gab es einen sehr grossen Keller. Dort war wegen den Bombardierungen ein Alarmsystem und ein Bunker eingerichtet.

tet worden. Es war schrecklich, dort unten zu sitzen und den Lärm der Kampf-  
flieger und Bomben zu hören. Obwohl ich später noch Schlimmeres durchma-  
chen musste, glaube ich, dass sich mir die Bombardierungen am meisten ins Ge-  
dächtnis gegraben haben. Vielleicht, weil das der Anfang war.

DIE ERSTEN DEUTSCHEN. Dann tauchten die ersten Deutschen auf. Die Wehr-  
macht, die normalen Soldaten, noch nicht die SS<sup>35</sup>. Trotzdem haben sie einen  
tiefen Eindruck bei mir hinterlassen. Da mein Vater Deutsch sprach, unterhielt er  
sich manchmal mit ihnen. Sie waren nicht gewalttätig, sie kamen ins Krankenhaus  
und unterhielten sich mit dem Personal. Ein junger Soldat fragte mich mit Nach-  
druck, ob ich Deutsch könne, ob ich *Volksdeutsche sei*, eine Polin mit deutschen  
Vorfahren. Er riet mir, mich als solche auszugeben und nicht zu sagen, dass ich  
Jüdin sei.

DIE ANKUNFT DER RUSSEN. Noch in der gleichen Woche, in der die Deutschen ein-  
marschiert waren, zogen sie sich auch wieder zurück und die Rote Armee kam.  
Neben der Befreiung von den Deutschen eröffnete uns das auch die Möglichkeit,  
meinen Bruder wieder zu sehen, der in Moskau studierte. Die Juden gingen zu-  
sammen mit den polnischen Kommunisten auf die Strasse, um sie zu begrüßen.  
Sie waren die Befreier. Ich stellte mich mit meiner roten Kittelschürze ans Fenster,  
liess sie im Wind flattern und stiess Freudenschreie aus.

DAS LEBEN WURDE BESSER. In Bialystok kehrte wieder der Alltag ein. Die Schulen  
wurden wieder geöffnet und mein hebräisches Gymnasium wurde auf zehn Klas-  
sen erweitert. Die Lehrkräfte mussten Schnellkurse in Russisch machen. Ich war  
überglücklich! Ich würde meinen Bruder Lonia wiedersehen, der in Russland war,  
ich beherrschte die Sprache und manchmal musste ich sogar einem Lehrer aus-  
helfen, der sie nicht so gut konnte wie ich. Viele jüdische Kinder, die arm waren,  
konnten nun in die Sommerferien fahren, es wurde viel für die Jugend getan. In  
diesen zwei Jahren habe ich keinen Antisemitismus wahrgenommen. Die Verfol-  
gung der Juden hatte aufgehört-obwohl man auch jetzt schon bemerken konn-  
te, dass nicht alles in Ordnung war. Leute wurden nach Sibirien verschleppt, ei-  
nige Lebensmittel waren Mangelware und vor den Läden gab es lange Warte-  
schlangen. Aus den deutsch besetzten Gebieten kamen Flüchtlinge an, die  
Fürchterliches berichteten. Langsam machte sich auch der Platzmangel in den  
Wohnungen bemerkbar, denn die Ankömmlinge mussten ja irgendwo unterge-

35 Militärische Elitetruppe unter dem Kommando von Heinrich Himmler. Die *Schutzstaf-  
fel der NSDAP (SS)* wurde zunächst als persönliche Schutztruppe Adolf Hitlers gegrün-  
det, später war sie jedoch massgeblich an der so genannten «Endlösung der Juden-  
frage» beteiligt.

bracht werden. In mein Zimmer zog die Köchin des Krankenhauses und ich schlief wieder bei meinen Eltern. Mir machte das nichts aus, denn die Köchin hatte eine kleine Tochter, die erst wenige Monate alt war und die ich sehr mochte. Ihr Name war Basiunia.

**Lea (13 Jahre)**

**DIE RUSSEN.** Unter der russischen Besatzung wurde das Leben wieder besser. Für mich hörte der Antisemitismus auf. An meiner polnischen Schule war ich immer die Beste gewesen. Ich wurde für einen Auftritt auf der Jahresabschlussfeier ausgewählt, wo ich singen sollte. Als die Russen kamen, richteten sie eine Schule ein, in der alle Fächer auf Russisch unterrichtet wurden. Ich lernte innerhalb von sechs Monaten perfekt Russisch. Das war eine sehr schöne Zeit für mich. Doch mit dem Einmarsch der Deutschen 1941 fand sie ein jähes Ende.

**DIE ANGST.** Der Name Hitler war in aller Munde. Wir Juden waren zwar schon zuvor nicht beliebt gewesen, doch nun ging es um weit mehr. Allerdings konnte ich nicht begreifen, was das genau war, es wollte mir nicht in den Kopf. Ich glaube, ich habe es bis heute nicht verstanden. Alle hatten grosse Angst. Viele haben Polen aus Furcht verlassen. Es gingen Gerüchte um, dass die Deutschen uns in ein Ghetto oder Arbeitslager stecken würden, so wie sie es bereits an anderen Orten getan hatten. Ich packte eine Aktentasche mit dem Nötigsten, wegen der Zweifel. Auch meine Mutter hatte für alle Familienmitglieder eine kleine Tasche vorbereitet.

**DER GESCHICHTSLEHRER.** Alle Juden sollten sich registrieren lassen. Die Deutschen waren nämlich sehr sorgfältig. Sie wollten niemanden übersehen und alles musste umfassend dokumentiert werden. Wir gingen alle hin, natürlich, etwas anderes war nur schwer vorstellbar. Ich stellte mich an und dann sah ich, dass einer von denen, die die Namen notierten, mein Geschichtslehrer war. Ich bewunderte ihn sehr. Und ausgerechnet er war derjenige, der meinen Namen auf die Liste setzte. Er blickte dabei nicht auf, wie wenn er sich schämen würde. Aber ich weiss nicht, ob das wirklich so war oder ob ich mir das nur so ausdachte, um ihn zu entschuldigen.

**EIN WEITERER VORHOF ZUR HÖLLE.** Alles geschah innerhalb von 15 Tagen, eins nach dem anderen. Als die ersten deutschen Soldaten ankamen, sah einer von ihnen meinen kleinen Bruder, der damals fünf Jahre alt war, und gab ihm ein Stück Brot. Das waren die Soldaten der Armee, vielleicht waren sie nicht einmal Nazis. Sie haben uns nicht gefragt, ob wir jüdisch seien. Diejenigen, die danach kamen, waren völlig anders, die kannten ihren Auftrag genau. Wenn man heute darüber nachdenkt, ist es unfassbar, doch wir waren alle vorbereitet. Wir wussten, dass sie uns holen würden

und über allem lag das Gefühl des Unvermeidlichen. Eines Tages kamen sie ohne Vorankündigung und holten uns im Morgengrauen ab. Sie sagten uns, dass sie uns töten würden. Frauen, Kinder und alte Menschen wurden zusammengefasst, die Männer brachten sie woanders hin. Sie luden uns auf Lastwagen und wir fuhren etwa fünf oder sechs Stunden, bis wir in eine sehr grosse Stadt kamen, Pruzany<sup>36</sup>. Hier kam ich in einen weiteren Vorhof zur Hölle: ins Ghetto.

## Westeuropa

Am 10. Mai 1940 überfiel die deutsche Wehrmacht die neutralen Staaten Niederlande, Belgien, Luxemburg und in der Folge Frankreich.

### NIEDERLANDE

*Als die Deutschen die Niederlande besetzten, lebten 140.000 Juden dort. Zwischen 1942 und 1944 wurden 110.000 Menschen deportiert. Von ihnen überlebten weniger als fünf Prozent. Obwohl politische und religiöse Gruppen versuchten, sie zu verstecken, waren bis 1945 drei von vier holländischen Juden ermordet worden.*

*Ein beachtlicher Teil der niederländischen Bevölkerung verteidigte die 140.000 dort lebenden Juden. Am 25. Februar 1941 fand aus Protest gegen die Deportationen ein Generalstreik statt.<sup>37</sup> Doch viele andere, auch aus dem Regierungs- und Polizeiparat, kollaborierten mit den Deutschen.*

### Frida (8 Jahre)

ARGENTINIEN. Dank dem Abenteuer meines Vaters in Argentinien, von dem er mit argentinischen Papieren zurückgekehrt war, waren wir im Konsulat als argentinische Staatsbürger registriert. Zu Beginn der deutschen Besatzung

<sup>36</sup> Pruzany gehörte 1939 zu Polen, war dann erst deutsch, später sowjetisch und bis 1944 wieder deutsch besetzt. Die Stadt lag im Distrikt Brest-Litovsk, seit 1991 gehört sie zu Belarus. (Anm. d. Üb.)

<sup>37</sup> Nach den ersten grossen Razzien wurde u.a. von der mittlerweile verbotenen Kommunistischen Partei zum Streik aufgerufen. In Amsterdam kam der öffentliche Nahverkehr zum Erliegen, die Arbeit auf den Werften und in der Stahlindustrie wurde niedergelegt, Schüler sowie städtische Bedienstete beteiligten sich, in der ganzen Stadt waren Geschäfte und Büros geschlossen. Am folgenden Tag weitete sich der Streik auf ganz Nordholland aus. Doch die deutschen Besatzungstruppen schlugen ihn blutig nieder. (Anm. d. Üb.)

sprach mein Vater mit dem Konsul, er wollte herausfinden, ob wir die Niederlande verlassen könnten. Der Konsul versicherte ihm, dass es in Holland keine Probleme geben würde und meinte ausserdem, dass eine Flucht gefährlich sei, da alle Grenzen geschlossen wären. Letztendlich riet er meinem Vater, er solle sich einfach ruhig verhalten. Egal, was passieren würde, er als argentinischer Staatsbürger sei nicht davon betroffen. Papa war ganz und gar nicht überzeugt, doch mit zwei Kindern illegal über die Grenze zu kommen, war schwierig. Ausserdem hatte meine Mutter ihre ganze Familie in Holland. Also blieben wir.

IMPROVISIERTE SCHULEN. Zu Beginn sind wir weiter auf die Schule gegangen, während der ersten beiden Jahre der Besetzung hat sich nicht viel verändert. Ich habe noch die dritte Klasse besucht, das war 1942. Ab dann war jüdischen Kindern der Besuch einer öffentlichen Schule verboten. Da es in unserer Nähe keine jüdische Schule gab, wurde im jüdischen Gemeindezentrum provisorisch eine eingerichtet. Dort haben jüdische Lehrer unterrichtet und es kamen Kinder aus der ganzen Gegend.

ARGENTINISCHE PAPIERE. Meine Eltern nutzten die Vorteile ihrer argentinischen Papiere und unterstützten viele Leute. Papa hatte Kontakt zum Widerstand und konnte einige Verstecke für Verwandte von uns organisieren. Meine Mutter verteilte Bezugsscheine für Lebensmittel und ich erinnere mich noch an einige Momente, in denen es gefährlich für sie wurde. Sie besuchte auch Leute mit dem Fahrrad in ihren Verstecken und brachte ihnen Geld, das sie im Sattel verborgen hielt. Einmal war es schon sehr spät und sie war immer noch nicht zurück, so dass sich mein Bruder und ich grosse Sorgen machten. Ein anderes Mal war sie bis zur Ausgangssperre noch nicht wieder da und ich musste durch einen Wald, um sie zu suchen. Als sie zuhause ankam, erzählte sie uns, dass jemand mit einer Waffe auf sie geschossen hätte.

## **BELGIEN**

*Belgien kapitulierte am 28. Mai 1940 vor dem deutschen Angriff, womit etwa 65.000 Juden in die Hände der Deutschen fielen. Viele von ihnen waren zuvor aus den deutsch besetzten Gebieten geflohen und hatten sich in Sicherheit gewähnt. Insgesamt besaßen nur zehn Prozent die belgische Staatsbürgerschaft, alle anderen waren Flüchtlinge. Zu Beginn der Besetzung wurden alle Juden sowie jüdische Geschäfte registriert.*

*Im Mai 1942 wurde das Tragen des gelben Judensterns angeordnet, doch Dank der geringen Kooperationsbereitschaft der belgischen Behörden konnten sich noch viele der Betroffenen verstecken. Viele Frauen und Männer versuchten Widerstand zu leisten und es kam zu öffentlichen Protesten. Auch Königin Elisabeth*



*gelang es, etliche Juden zu retten. Diejenigen jedoch, die es nicht mehr schafften, wurden nach und nach deportiert. Die Einführung und Umsetzung der anti-jüdischen Massnahmen verliefen ähnlich wie in den anderen deutsch besetzten Gebieten und etwa die Hälfte der in Belgien lebenden Juden wurde ermordet. Zwischen Sommer 1942 und Mitte 1944 wurden 26.500 jüdische Menschen nach Auschwitz deportiert.*

### **Herty** (12 Jahre)

VON EINEM TAG AUF DEN ANDEREN. Als meine Eltern beschlossen, von Bratislava fortzugehen, war das sehr beängstigend für mich. Ich wurde aus der Schule genommen und von meinen Freundinnen weggerissen. Sie hatten zwar schon zuvor über eine antisemitische Welle gesprochen, über das, was gerade alles passierte, doch das hatte mich nicht interessiert. Bei uns in der Gegend waren die Leute überhaupt nicht antisemitisch. Etwas später allerdings, als Hitler kam, haben sich einige verändert. Meine Eltern entschieden sich von einem Tag auf den anderen, zu gehen.<sup>38</sup> Mein Vater war bereits in Brüssel als er meine Mutter anrief und sagte, dass wir nachkommen sollten. Es war Herbst. Ich glaube, meine Mutter und ich kamen im November 1939 in Brüssel an. Die restliche Familie blieb zurück, denn niemand konnte sich vorstellen, was passieren würde. Trotz der Bedrohung und der Angst war es nicht einfach, zu gehen. Auch meine Grosseltern blieben. Einen Monat nach unserer Abreise starb mein Grossvater und meine Grossmutter blieb allein zurück. Einige Monate vor Kriegsende wurde sie deportiert.

DIE ZUGFAHRT. Wir mussten in Aachen umsteigen und nahmen voller Angst den Zug nach Brüssel. Meine Mutter hatte mir eingeschärft, dass ich niemandem erzählen dürfte, wer wir sind. Meine Mutter sah nicht «jüdisch» aus, sie war blond. Mein Haar war zwar etwas dunkler, doch auch ich entsprach nicht dem antisemitischen Stereotyp.<sup>39</sup> Wir hatten nur sehr wenig Gepäck. Mein Vater

38 Herty war zu jung, um davon zu wissen, doch am 8. Oktober gab es ein Pogrom in Bratislava, wo etwa 17.000 Juden lebten.

39 Einige Kinder hatten grosse Schwierigkeiten, da ihr Aussehen der antisemitischen Vorstellung des «Jüdischen» entsprach. Mit körperlichen Merkmalen, die in das antisemitische Raster fielen (brünett, klein gewachsen, kurzsichtig, dunkle Augen, lockige Haare, gebogene Nase, grosse Ohren), war es besonders in Polen – jedoch nicht nur dort – unmöglich für sie, sich unauffällig zu bewegen. Das Aussehen war ein extrem wichtiger Faktor, um eine neue Identität annehmen und unentdeckt überleben zu können. Somit hatten Mädchen mit glatten, blonden Haaren, hellen Augen, einer kleinen Nase und kleinen Ohren die besten Überlebenschancen (Jüdische Jungen werden noch in der Woche ihrer Geburt beschnitten).

hatte gesagt, dass wir nur einen Koffer mitnehmen und uns schnell auf den Weg machen sollten, damit wir keine Aufmerksamkeit auf uns lenkten. Man durfte nicht merken, dass wir auf der Flucht waren. Wir fuhren tagsüber von Bratislava nach Brüssel. Als unsere Papiere kontrolliert wurden hatte ich grosse Angst, mein Herz klopfte zum zerspringen. Wir hatten keinen jüdischen Nachnamen, Karniol ist maurischer Herkunft und bezeichnet einen kostbaren Stein. Sie fragten meine Mutter aus und mich fragten sie, in welche Klasse ich ging. Ich antwortete auf Slowakisch. Mein Vater hatte gemeint, dass weder Mama noch ich Deutsch sprechen sollten, Slowakisch wäre sicherer. Ich sagte, dass wir meinen Vater in Brüssel besuchen würden.

EIN ANDERES LEBEN, EINE ANDERE IDENTITÄT. Die Ankunft war schrecklich für mich, denn die Umstellung war gewaltig. Mein Vater hatte ein Zimmer mit Bad gemietet, doch wir hatten keine Küche. Er ass immer in einem Restaurant. Wir schliefen alle zusammen in diesem Zimmer. Am Anfang hatten wir noch Geld, doch nachdem die Deutschen in Brüssel einmarschiert waren konnte Papa nicht mehr auf die Strasse gehen. Ich ging zur Schule. Wegen der Sprachprobleme wurde ich zwar zwei Klassen zurückgestuft, doch ich schloss die Grundschule erfolgreich ab. Bereits nach wenigen Monaten konnte ich Französisch. Später kam ich auf die France Fisher-Schule, eine Oberschule für Mädchen.

Obwohl das Tragen des *Judensterns* obligatorisch war, trugen wir ihn nicht. Mein Vater wollte sich nicht als Jude kennzeichnen. Im Gegensatz zu vielen anderen ist er auch dem Befehl nicht nachgekommen, sich im lokalen *Judenregister* einzutragen. Wir hatten falsche Papiere und ich ging unter einem falschen Namen in die Schule: Lilianne De Trez. Irgendwann bekam ich meinen Ausweis in die Hand gedrückt und mir wurde gesagt, dass dies von nun an mein Name sei. Niemand wusste, dass ich Jüdin war.

So lange ich dort auf die Schule ging, verlief mein Leben normal. Gut, was damals eben so als «normal» galt. Papa wartete zuhause immer auf mich, weil er Rommé spielen wollte, er hatte ja nichts zu tun. Aus Angst, erkannt zu werden, verliessen meine Eltern das Haus nicht mehr. Ich war die Einzige, die einkaufen ging. Ich ging zum Gemüseladen an der Ecke und sie schickten mich auch auf den Schwarzmarkt, um Eier zu kaufen. Die Leute im Viertel dachten, Papa sei ein Nazi-Polizist und könne das Haus nicht verlassen, weil er krank sei. In Wirklichkeit blieb er aus Angst vor einer Verhaftung zuhause.

DER VERRAT. Einmal im Monat besuchte uns ein Bekannter aus Bratislava. Er war meiner Mutter sehr unsympathisch, doch mein Vater wusste nicht, wohin er ausweichen sollte und er konnte ihn auch nicht hinauswerfen. Letztendlich stellte sich heraus,

dass er mit der *Gestapo* zusammenarbeitete und die Namen von versteckten Juden verriet, um sein eigenes Leben zu retten. Er denunzierte uns. Ich war in der Schule als die *Gestapo* meine Eltern abholte, doch sie haben mein Bett gesehen. Mein Vater wurde gefoltert, damit er ihnen den Aufenthaltsort der Person verriet, die das Bett benutzte.

DIE RETTUNG. Da das Auto der *Gestapo* auf der Strasse stand, fragten sich alle Nachbarn, wen sie wohl holen würden. Schliesslich sahen sie meine Eltern und ein weiteres jüdisches Ehepaar herunterkommen, das sich auch im Haus versteckt hatte. Eine Nachbarin, Frau Lopes Dfas, wusste, dass ich in der Schule war, und sie rannte sofort los, um mich zu retten.

### **Elsa** (17 Jahre)

SCHAM UND EMPÖRUNG. Den Stern tragen zu müssen machte mich einerseits wütend und auf der anderen Seite begann ich, die Ablehnung der anderen zu spüren. In der Schule wurde ich manchmal *sale juif genannt*, dreckiger Jude. Das hatte ich nie zuvor gehört, schliesslich hatte ich fast nur jüdische Freunde. Ausserdem habe ich mich etwas geschämt, glaube ich, weil ich mich kennzeichnen musste. Es war eine Mischung aus Scham und Empörung. Für Juden wurde bald eine Ausgangssperre verhängt. Da wir also nachts nicht mehr hinausgehen durften, blieb ich entweder bei meinen Freundinnen oder wir blieben bei mir.

MEINE ERSTE LIEBE. Mein Bruder war nach Südfrankreich gegangen. In seinem Freundeskreis gab es einen Jungen, der sich für mich interessierte – und ich interessierte mich auch für ihn. Er hiess Georges. Wir haben uns ineinander verliebt und er wurde mein erster Freund. Ich war oft bei ihm zuhause, traf seine Eltern und seinen älteren Bruder, auch dessen Freundin war oft dort. George kam auch zu uns nach Hause, unsere Familien kannten sich.

## **FRANKREICH**

*Am 10. Mai 1940 marschierte die deutsche Wehrmacht in Frankreich ein. Am 14. Juni wurde Paris besetzt und am 22. Juni kapitulierte Frankreich und unterzeichnete einen Waffenstillstandsvertrag, der zu einer Teilung des Landes führte: Die Nordhälfte unterstand der deutschen Militärverwaltung und im Süden entstand ein «freies» Gebiet, die so genannte «Vichy-Republik». Von den 350.000 in Frankreich lebenden Juden war die Hälfte erst vor Kurzem aus den Nachbarländern geflohen. Die Hälfte der französischen Juden lebte in Paris. Die deutschen Soldaten waren nicht sehr zahlreich – nur drei Bataillone mit etwa 3.000 Mann – und waren für die Umsetzung der anti-jüdischen Massnahmen daher auf die Kooperation der französischen Bevölkerung angewiesen.*

*Doch dies bereitete keine grösseren Probleme. Bereits in den ersten zwei Jahren erliess das Marionettenregime von Vichy aggressive anti-jüdische Gesetze. Es gab zahlreiche Deportationen und Hetzjagden, Rafles, an denen sich die französische Polizei rege beteiligte. Die festgenommenen Juden wurden in das Sammel- und Durchgangslager Drancy verschleppt und von dort aus weiter in die Vernichtungslager deportiert. Bei der Grande Rafle du Vel' d'Hiv im Juli 1942 wurden 13.000 Juden festgenommen, darunter 4.000 Kinder. Eine Woche später wurden die Kinder in Viehwaggons nach Auschwitz deportiert. Innerhalb von sechs Monaten wurden 42.500 Juden von Drancy nach Auschwitz deportiert. Zwanzig Prozent der jüdischen Bevölkerung Frankreichs, etwa 77.000 Menschen, wurde in den Vernichtungslagern ermordet.*

### **Enrique** (8 Jahre)

ALS FREIWILLIGER. Mein Vater hatte sich als freiwilliger Soldat in einem französischen Regiment registrieren lassen, zu dem nur Ausländer gehörten. Er wurde am 10. Mai 1940 einberufen, an dem Tag, an dem die Deutschen Frankreich überrannten. Sie schickten ihn in den Süden, wo er eine Einführung bekommen sollte, er hatte ja keinerlei militärische Erfahrung.

DER LETZTE ZUG. Da die vorrückenden Deutschen nicht aufzuhalten waren, flohen meine Mutter und ich mit einigen Nachbarn nach Südfrankreich. Wir fuhren mit dem letzten Zug, der Paris am 13. Juni 1940 verliess. Am folgenden Tag marschierten die Deutschen in Paris ein. Dieser Zug verliess den Gare d'Austerlitz in Richtung Bordeaux. Er war endlos. Alle Waggons waren überfüllt und wir zwängten uns mit unseren Habseligkeiten immer weiter nach vorne durch, bis wir einen Platz fanden. Ich weiss nicht mehr genau, wie alles war, aber ich glaube, dass sie den Zug geteilt haben, damit er kürzer wird. Er hatte ja drei Lokomotiven. Soweit ich verstanden habe, wurde der hintere Teil bombardiert. Wir kamen jedoch sicher und unversehrt an.

SPANIEN ODER PARIS? Wir blieben drei oder vier Tage in Bordeaux und bevor die Deutschen kamen, gingen wir zu meinem Vater. Er lebte in einem kleinen Dorf nördlich von Toulouse namens Sept Fonds. Meine Mutter mietete eine Wohnung und Papa kam immer zu Besuch. Am 22. Juni wurde der Waffenstillstandsvertrag unterzeichnet und das Dorf blieb in der «freien» Zone. Meine Mutter meinte, dass Paris unsicher sei, da die Deutschen dort waren. Sie wollte lieber ins nahe Spanien fliehen. Für sie war die Sache klar. Für meinen Vater jedoch nicht. Er wollte nicht nach Spanien, sondern nach Paris zurück. Dort hatten wir unsere Wohnung und unseren Alltag, es ging uns gut. Nach den Informationen, die wir hatten, sah es ausserdem so aus, als ob nichts weiter passieren würde. Unsere Vermieterin dagegen bot uns Ar-

beit an und meine Mutter wollte dort im Dorf bleiben. Aber wir gingen nach Paris zurück.

DAS PINKELN. In Sept Fonds wurde mir eingeschärft, dass ich immer alleine pinkeln gehen sollte, egal wo. Ich strengte mich sehr an, das auch so zu machen. Wenn doch andere Jungs in der Nähe waren, bedeckte ich mich automatisch mit der Hand. Zu jener Zeit hatte ich keine Probleme deswegen, ich wurde nicht entdeckt. Doch das sollte sich noch ändern.

### **Micheline** (14 Jahre)

DAS FERIENLAGER. Wie zu jener Zeit üblich, war ich im September 1939 in einem Ferienlager für jüdische Kinder. Nach der Kriegserklärung Frankreichs an Deutschland wurde uns gesagt, dass alle Teilnehmenden dort bleiben sollten und niemand nach Paris zurückkehren könne. Es wurde nämlich mit einer Bombardierung der grossen Städte gerechnet, so dass Bleiben sicherer erschien. Wir zogen in das Rathaus um. Ich weiss noch, dass es kalt war und wir keine Kohlen zum Heizen hatten. Und dass unsere Lehrerin aus Österreich kam. Die Vorstellung, länger zu bleiben, gefiel mir gut. Uns wurde gesagt, dass wir beim Spülen und Putzen ein wenig zur Hand gehen sollten. Ich erinnere mich, dass ich in jener Zeit keine Angst hatte, mir kam alles eher wie ein Spiel vor. In der Nähe des Rathauses gab es einen Brunnen und die Leute ohne fliessendes Wasser zuhause holten es hier. Wir holten unser Wasser auch immer mit einem Zuber, uns machte das grossen Spass.

Ich erinnere mich, dass in den Strassen Lautsprecher angebracht worden waren, aus denen Hitlers Reden schallten. Seine Art zu schreien machte Angst, man bekam eine Gänsehaut. Als ein Teil Frankreichs an die Deutschen ging und als klar war, dass es keine Kämpfe mehr geben würde, interessierten sich die Leute jedoch nicht weiter.

ZURÜCK IN PARIS. Ich kam im Dezember nach Paris zurück. Ich wurde von einer Frau nach Hause gebracht, doch mit dem Kopftuch und den Holzschuhen vom Land erkannte mich meine eigene Mutter nicht mehr. Dann ging ich wieder zur Schule, wo wir Wollsachen für die Soldaten aus den französischen Kolonien in Afrika strickten, die als Freiwillige an der Front dienten.<sup>40</sup> Jede Klasse übernahm eine Patenschaft für ein oder zwei Soldaten. Bis zum Einmarsch der Deutschen fehlte es uns an nichts. Mein Vater meldete sich als Freiwilliger für den Krieg, doch weil er so dünn war, haben sie ihn nach drei Wochen wieder nach Hause geschickt.

40 Während des Zweiten Weltkriegs dienten fast 500.000 afrikanische Soldaten in der französischen Armee. Ihre wichtige Rolle im Krieg gegen Deutschland findet bis heute kaum Erwähnung, ihr Kampf um Anerkennung und gegen Diskriminierung bei den Rentenansprüchen dauert nach wie vor an. (Anm. d. Üb.)

## **Die Vichy-Republik, das «freie» Frankreich**

Zwischen 1940 und 1944 war das französische Staatsgebiet fast vollständig von den Deutschen besetzt. Nur ein Teil im Süden, Vichy, blieb unter französischer Verwaltung. Doch auch die Regierung der Vichy-Republik, oder des so genannten «freien Frankreichs», unter der Führung von Marschall Philippe Pétain, war antisemitisch. Sie führte das *Judenstatut ein*, in dem das Judentum als «Rasse» definiert wurde und entliess alle Juden aus wichtigen Positionen. Alle Juden wurden mit Adresse, Beruf und Besitz registriert. Bezugsscheine und Ausweispapiere waren mit dem Wort *Juif* gekennzeichnet. Im Rahmen der «Arisierungsmassnahmen» wurden sie enteignet. 30.000 Juden wurden in französische Speziallager verschleppt, wo 3.000 durch die miserablen Bedingungen umkamen. Ein Drittel der 84.000 Juden, die während des Krieges aus Frankreich deportiert wurden, kamen aus der «freien» Zone.

### **Francis (15 Jahre)**

DIE FAHRT NACH SÜDEN. Als die Deutschen am 10. Mai 1940 in Belgien einmarschierten, war meinem Vater sofort klar, dass wir in der Falle sassen: Auf der einen Seite war die deutsche Grenze und auf der anderen marschierten die Deutschen über Belgien nach Frankreich. Deshalb entschied er sich zur Flucht. Er mietete einen grossen Wagen, den wir mit Möbeln und allerlei anderen Dingen beluden und in Richtung Süden losschickten. Allerdings hatte er sich verrechnet, denn die Deutschen kamen genauso weit. Wir luden also unser Auto so voll wie wir nur konnten und flohen noch weiter in den Süden, Richtung Spanien. Unseren Besitz mussten wir zurücklassen. Als am 22. Juni 1940 der Waffenstillstandsvertrag unterzeichnet wurde, waren wir in der «freien» Zone, unsere Habseligkeiten jedoch in besetztem Gebiet.

ROANNE. Wir waren in der Nähe von Toulouse, etwa 200 Kilometer von der spanischen Grenze entfernt. Die Gegend war sehr arm und meine Eltern lebten von ihrer täglichen Arbeit, so dass wir keine Rücklagen hatten. Und die Sache zog sich in die Länge, so dass wir schliesslich nach Roanne zurückkehrten, in die Nähe von Lyon. Dort waren wir näher an unseren Sachen und Papa kannte dort auch mehr Leute. Das war im Oktober 1940 und ich war bereits 16 Jahre alt.

DIE SCHULE. Als wir uns eingerichtet hatten, begann meine zwölfjährige Schwester mit der normalen, ich dagegen bereits mit einer kaufmännischen Schule. Wir wurden nie diskriminiert, die Direktorin der kaufmännischen Schule kannte auch meinen Nach-

namen und trotzdem hatte ich nie Probleme. Im Gegenteil, sie vermittelte mir kleinere Arbeiten, mit deren Hilfe ich überleben konnte.

DIE TÜR. Die finanzielle Lage zuhause war sehr schlecht, so dass ich nach meinem ersten Schuljahr eine Lehre in einem Warenlager begann. Nachdem ich mich beim Besitzer vorgestellt hatte, musste ich eine 15-tägige Probezeit absolvieren und danach konnte ich bleiben. Der Besitzer zeigte mir auch eine Tür, die in seine Wohnung führte, und meinte, falls es Probleme gäbe, sollte ich sie benutzen. Er zeigte mir also einen Fluchtweg für den Notfall. Und genau dieser trat später auch ein und Dank der Tür konnte ich entkommen.

### **Maurice** (1 Jahr)

SICH ALS FRANZOSE FÜHLEN. 1939 verliessen wir Sedan, das im besetzten Teil Frankreichs lag, und gingen nach Niort im Südwesten des Landes, in die «freie» Zone. Ich erinnere mich weder an die Vorbereitungen, noch an die Reise oder die Ankunft. Ich erinnere mich an nichts. Mein älterer Bruder erinnert sich jedoch an einen grossen Platz namens Jardin L'Abreche. Mein Vater ging dort mit ihm spazieren, unterhielt sich mit den Deutschen und spielte in einem Café mit seinen Freunden *Beulotte*, ein französisches Kartenspiel. Da sich mein Vater als Franzose fühlte, verliess er Niort nicht, als es an der Zeit war. Offensichtlich dachte er immer noch, die Bedrohung kontrollieren zu können.

SOLIDARISCHE NACHBARN. 1942 gingen die Deportationen der Juden aus Niort los. Kaum begannen die Deutschen mit den Verhaftungen, brachte uns meine Mutter zu unseren Nachbarn. Ich weiss nicht, ob sie sie damals darum bat, sich um uns zu kümmern. Jedenfalls nahmen sie uns mit zu sich nach Hause, sie lebten in einer Wohnung im ersten Stock, darunter lag eine Drogerie.

DAS ÄRZTLICHE ATTEST. Meine Eltern wurden zwar verhaftet, aber noch nicht deportiert. Daraufhin verlor meine Mutter den Verstand. Sie wurde verrückt. Sie blieb für einige Tage bei befreundeten Nachbarn während mein Vater Dank der Geistesgegenwart eines Arztes ins Krankenhaus kam. Kaum hatte dieser nämlich von der Verhaftung gehört, stellte er ein Attest aus, das meinem Vater Transportunfähigkeit bescheinigte. Damit holte er ihn aus dem Präsidium. Mit uns wurde es ganz genauso gemacht. Meine Mutter blieb den ganzen Krieg über in einer psychiatrischen Einrichtung.

## Der Balkan

Im Laufe des Zweiten Weltkriegs wurden mehr als 550.000 Juden aus Rumänien, Jugoslawien, Griechenland und Bulgarien von den Deutschen ermordet. Die Bedingungen waren jedoch von Land zu Land unterschiedlich.

### RUMÄNIEN

*In Rumänien waren die Massaker ganz besonders grausam. Anschliessend trieben deutsche, rumänische und ukrainische Soldaten die Überlebenden aus den rumänisch besetzten Gebieten Bukowina und Bessarabien in Todesmärschen nach Transnistrien. Nach Schätzungen wurden 420.000 rumänische Juden umgebracht.*

#### **Anushka** (10 Jahre)

DER EINMARSCH DER RUSSEN. Wir mussten Russen bei uns unterbringen. Trotz ihrer angegriffenen Gesundheit bemühte sich Mama sehr um eine gute Beziehung zu ihnen und behandelte sie nicht wie Besatzer. Davon erhoffte sie sich ein einfacheres Zusammenleben und einen respektvollen Umgang. Die Russen kochten in unserer Küche und in jenen kurzen Momenten zeigten sie sich freundlich.

Während der ersten Tage der Besetzung verliessen wir unser Haus nicht. Wir hatten alle grosse Angst, dass unser Name auf irgendeiner Schwarzen Liste aufgeführt war und wir nach Sibirien deportiert werden würden. Man sprach von Sibirien wie von der Hölle. Wir wussten, dass dort eisige Kälte herrschte und dass auch regimekritische Russen zur Strafe an diesen gefürchteten Ort verschleppt wurden. Wir wussten, dass man dort im Winter sterben konnte.

SCHLECHTE VORZEICHEN. Schon bald wurden Kleidung und Lebensmittel knapp. Da wir zu diesem Zeitpunkt noch nicht wussten, was wirklicher Hunger bedeutet, erschien er uns bereits unerträglich. Dann schmierte irgendein rumänisches Gespenst im Morgengrauen Unheil verkündende Worte an die Häuserwände im Zentrum: «Jidani nach Palästina!» Jidani war eine abwertende, verletzende Bezeichnung für Juden, ähnlich wie Judiada auf Spanisch.

### JUGOSLAWIEN

*Jugoslawien wurde im April 1941 geteilt und die jüdische Bevölkerung verteilte sich auf Ungarn, Italien, Deutschland, Bulgarien und den unabhängigen Staat Kroatien. Dort regierte der faschistische Führer Ante Pavelic mit der ultra-nationalistischen Bewegung*



*Ustša. In Kroatien wurde etwa eine halbe Million der serbischen und jüdischen Bevölkerung ermordet. Eine offizielle Bekanntmachung, die in Serbokroatisch und Deutsch veröffentlicht wurde, hatte folgenden Inhalt: «Alle Juden müssen sich am 19. April bis 8 Uhr auf der städtischen Polizeiwache registrieren lassen. Juden, die sich dieser Massnahme entziehen, werden erschossen.» Mehr als 80 Prozent der 80.000 jugoslawischen Juden wurden von den Nazis und der Ustša ermordet.*

**Alberto** (5 Jahre)

PAPA WAR BETRUNKEN. Als der Krieg begann, war mein Vater in einer Taverne und meine Mutter schickte mich los, um ihn zu holen. Ihm gefiel es nicht, wenn er Alkohol trank. Die Männer tranken Wein und Slivovitz, sie sangen und grölten und waren sich einig, dass sie gegen die Deutschen kämpfen würden. Als ich meinen Vater so sah, war ich entsetzt. Ich wollte ihn nur noch mit nach draussen nehmen, damit ich das nicht weiter mit ansehen musste. Er ging bereitwillig mit und ich brachte ihn nach Hause. Ich war schockiert, denn in diesem Zustand hatte ich ihn noch nie gesehen. Kurze Zeit später kämpfte er als Freiwilliger auf der Seite Jugoslawiens, doch sie verloren.

BIJELJINA BESETZT. Wo Papa war, wusste ich nicht. Mama liess ihn irgendwie wissen, dass er nicht zurückkommen sollte. Bijeljina war voll mit Deutschen, die Lage war sehr kritisch. Sie hatten bereits mit den Deportationen der Juden begonnen und alle Häuser, in denen welche lebten, waren mit dem *Magen David* oder einem «J» gekennzeichnet.

Das hatten die Kroaten gemacht, sie hatten die Häuser markiert. Als die Deutschen einmarschierten, gab es kein Jugoslawien mehr, wir lebten nun im Unabhängigen Staat Kroatien, ein Marionettenregime der Deutschen. Das Tragen eines Davidsterns, schwarz auf gelbem Grund, wurde für uns alle Pflicht. Es gab auch die Kennzeichnung durch ein «J» auf der Brust, «J» für Jude. Wir waren alle markiert. Mama teilte also Papa mit, dass er nicht kommen sollte, denn sie hatten bereits damit begonnen, unser Geschäft und das Haus aufzulösen.

MAMA VERGEWALTIGT. Ich war immer bei meiner Mutter. Auch als sie vergewaltigt wurde. Das erste Mal, als sie der Gestapo-Chef vergewaltigte. Sie kamen nachts in unser Haus und zerrten sie in ein Zimmer. Ich verstand nicht wirklich, was geschah, ich war fünf Jahre alt. Später, als mein Vater wieder zurück war, stürmte eines Nachts mit viel Gebrüll erneut die *Gestapo* herein. Da ich noch klein war, schlief ich zwischen meinen Eltern. Meine Mutter sagte noch etwas auf Dyudeo zu meinem Vater, doch diese Verbrecher polterten bereits in unser Zimmer. Meinem Vater setzten sie eine Pistole an die Schläfe und dann wurde

meine Mutter von allen vergewaltigt. Ich habe viele Male zugesehen, wie meine arme Mutter vergewaltigt wurde. Doch ich habe nicht verstanden, dass sie das ertrug, um uns zu retten, und ich habe sie eine Hure genannt. Ich habe alles meinem Vater erzählt, doch er konnte nichts dagegen tun.

ICH WEINTE WIEDER. Trotz offener Türen waren wir Gefangene. Es kam häufig vor, dass sie Juden auf der eigenen Hausschwelle ermordeten. Ich weiss noch von einer schwangeren Frau, die ein kleines Kind hatte – sie haben beide mit dem Bajonett umgebracht. Auch an den serbischen Bauern wurden viele Morde verübt.

Meine Erinnerungen an diese Dinge brachten mich oft zum Weinen. Doch dann versiegten meine Tränen für eine lange Zeit. Erst viele Jahre später, als mein Sohn sich mit der Geschichte auseinandersetzte, weinte ich wieder mit der gleichen Verzweiflung.

DER TOD WAR ETWAS ALLTÄGLICHES. Ich fühlte mich einigermaßen sicher, doch die anderen nicht. Ich hatte keine Angst. Doch ich sah, dass etwas Fürchterliches vor sich ging und ich hasste die ganze Menschheit. Ich vertraute nur noch Tieren, Menschen jedoch nicht mehr. Der Tod war überall. Kein Tag verging, ohne dass ich Tote sah. Das wird etwa eineinhalb Jahre so gegangen sein, von Mitte 1941 bis Ende 1942. Wir litten unter schrecklicher Kälte, es waren 20 Grad unter null. Wir hatten weder etwas zum Heizen, noch konnten wir Lebensmittel kaufen. Juden war das verboten.

PAPA KOMMT ZURÜCK. Als mein Vater von der Front zurückkam, arbeitete er als Strassenkehrer, während meine Mutter in der Gestapo-Zentrale putzte. Morgens war ich immer mit Papa zusammen. Alte und Kinder ermordeten sie auf der Türschwelle. Nicht nur die Deutschen, sondern auch die Kroaten, die manchmal sogar noch grausamer waren. Dabei ging es auch um die Begleichung offener Rechnungen zwischen Serben und Kroaten. Dann kam der Befehl, dass sich die Männer zur Deportation in die Lager melden sollten. Obwohl meine Mutter meinte, dass mein Vater besser fliehen sollte, meldete er sich zusammen mit meinem Onkel freiwillig. Er wollte nicht fliehen. Er sagte, dass er mit seinen Brüdern beschlossen hätte, nicht feige davonzulaufen. Dann küsste er die Mezuzah<sup>41</sup> und ging. Sie mussten den gelben *Magen David* tragen und sie bestickten ihn mit goldener Holzwole, so dass er wie ein Zeichen des Stolzes aussah. Dieser Aberwitz ging so weit, dass sie sich einbildeten, sich damit rächen zu können.

41 Kleine Schriftkapsel, die ein Pergament mit zwei Bibelabschnitten enthält und sich in einem traditionellen jüdischen Haushalt am Türrahmen sowohl der Eingangstür als auch der Türen im Hausinneren befindet.

Ich begleitete ihn an dem Tag, als er ins Lager ging. Auf dem Weg wurden wir von einem Typen angepinkelt und angespuckt, aber mein Vater meinte nur, dass er das lassen solle und wir gingen weiter. Das hat sich mir tief ins Gedächtnis eingebrannt.

## **UNGARN**

*Noch bis 1944 schienen die 725.000 ungarischen Juden in Sicherheit zu sein. Sie konnten sich nicht vorstellen, dass sie den gleichen Weg gehen sollten wie die jüdische Bevölkerung von Deutschland, Frankreich oder Osteuropa.*

*Am 19. März 1944 wurde Ungarn von deutschen Truppen besetzt. Bis dahin war das Radio die wichtigste Informationsquelle gewesen, doch nun wurden alle Geräte beschlagnahmt. Es wurde angekündigt, welche Orte bombardiert werden sollten, damit die Leute Vorsorge treffen konnten. Diese Ankündigungen gingen mit anti-jüdischer Propaganda einher, die immer unverhohlener und aggressiver wurde. Das bis dahin vermeintlich freundschaftliche Verhältnis zu anderen Bevölkerungsgruppen kippte ins Gegenteil. Die Umsetzung der Vernichtungspläne für die 725.000 Juden, von denen der Grossteil bis dahin unbehelligt gelebt hatte, begann. Zwischen dem 15. Mai und 9. Juli 1944 wurden mehr als 430.000 ungarische Juden in die Gaskammern von Auschwitz deportiert.*

### **Kati (9 Jahre)**

ICH ERINNERE MICH NUR AN DIE ANGST. Für mich begann alles, als Hitler mein Fräulein, mein Kindermädchen, nach Deutschland zurückbeordnete. Das war etwa 1939 und von nun an wurde alles anders. Doch das Schlimmste war die Verhaftung meines Vaters 1942. Mein Onkel, der Juwelier, wurde mit der ungarischen Armee nach Russland geschickt, Ungarn war mit Deutschland verbündet. Mein Vater wurde dagegen in ein Arbeitslager an der russischen Grenze verschleppt. Ich hatte schreckliche Angst, ich wusste nicht, was bei einem russischen Einmarsch mit meinem Papa geschehen würde. Die Russen waren sehr gefürchtet und man erzählte sich Geschichten über ihre Übeltaten. Meine erste Erinnerung an die Angst gilt den Russen. Mama bekam eine Sondererlaubnis und sie ging meinen Vater besuchen. Ich blieb bei meinem Grossvater. 1942 war ich neun Jahre alt. Ich erinnere mich nur an wenig. Mein Vater kam zurück, aber ich erinnere mich nicht mehr daran. Aus dieser Zeit erinnere ich mich nur an die Angst.

## **Tommy** (17 Jahre)

DIE, DIE ARBEIT HATTEN, WAREN SICHER. Als die Deutschen kamen, haben sie Papa in ein Arbeitslager gesteckt. Unser Hotel war immer noch geöffnet und wurde von meiner Mutter weiter geführt. Man sagte, dass denjenigen, die Arbeit hatten, nichts geschehen würde. Ein Freund von mir hatte einen Onkel, der Architekt war und dieser beschaffte ihm, seinem Bruder und mir Arbeit in einer Baustofffabrik. Ich genoss das. Nach der Arbeit gingen wir zusammen aus und besuchten Konzerte.

DIE ERSTE BOMBARDIERUNG. Dann wurden wir in der Fabrik von der ersten Bombardierung überrascht. Wir rannten zum unterirdischen Bunker, doch neben dem Eingang lag ein Benzintank und wir befürchteten, dass bei einem Treffer der Keller überflutet und wir ertrinken würden. Also gingen wir nicht hinein, sondern sprangen über die Einfriedung und versteckten uns ausserhalb des Geländes. Von dort aus sahen wir die Flugzeuge kommen und beobachteten, wie die getroffenen Benzintanks explodierten. Meine Eltern erfuhren aus dem Radio, was in der Fabrik los war und sie machten sich grosse Sorgen. Wir gingen zu Fuss nach Hause zurück, denn alles war durch die Bomben zerstört worden. An diesem Tag verboten mir meine Eltern, weiter in die Fabrik zu gehen.

DIE LANGSAME RUTSCHBAHN. Einige Monate später kam der Stern. Und als es Juden verboten wurde, christliche Angestellte zu beschäftigen, mussten wir das Hotel schliessen. Wir konnten die Gäste nicht mehr versorgen. Wir überliessen es einer Vertrauensperson und zogen weg. Ich half beim Umzug. Wir zogen in das Haus, in dem die Cousine meiner Mutter mit meiner Grossmutter und meinen beiden Cousins lebte, die Zwillinge waren. Es lag in einer gehobenen Jüdischen Wohngegend und wir bekamen zwei Zimmer. Ein Schlafzimmer für meine Eltern und ein Wohnzimmer, in dem ich schlief. Auch eine Frau, die zuvor als Flüchtling bei uns im Hotel gewohnt hatte, zog mit uns mit.

Die Schule war für alle geschlossen. Doch trotz allem ging es uns einigermaßen gut, es hatte sich eine Gruppe Jugendlicher zusammengefunden und wir hatten sogar einen Plattenspieler, auf dem wir die einzige Platte hörten, die wir besaßen: Mozart. In unserem Haus lebte auch eine Schwimmerin. Da Juden der Besuch des Schwimmbads verboten war, lief sie zum Training immer die Treppen hinauf- und hinunter. Sie überlebte und wurde später Weltmeisterin im Schwimmen.

So verbrachten wir das Jahr, von Mai 1944 bis zum 20. Oktober. Dann wechselte die Regierung und die Situation der jüdischen Bevölkerung verschlechterte sich dramatisch. Im Oktober wurden alle Juden zwischen 16 und 60 Jahren in die Arbeitslager eingezogen. Und hier beginnt eine andere Geschichte.

## Kapitel 3

### Im Ghetto

Die Einrichtung der Ghettos war eine der ersten Massnahmen, die von den Nazis nach der Invasion in Osteuropa ergriffen wurden. Dies betraf in erster Linie Polen, wenn auch nicht ausschliesslich. Die Ghettos dienten dazu, die jüdische Bevölkerung zu kontrollieren und stellten eine Vorstufe der Vernichtungspolitik dar, die in der Folgezeit umgesetzt werden sollte. Es gab sowohl abgeriegelte wie auch offene Ghettos. Die jüdische Bevölkerung war in diesen «Jüdischen Wohnbezirken» – wie die Ghettos euphemistisch bezeichnet wurden – gefangen und völlig entrechtet. Das Leben bestand aus Entbehrung, Hunger, Krankheit und Verzweiflung, die Wohnungen waren völlig überfüllt. In Räumen, die für vier oder fünf Personen gedacht waren, lebten nun zehn oder fünfzehn Menschen. Die Möglichkeiten, Lebensmittel zu beziehen, waren stark eingeschränkt worden – die tägliche Kalorienzufuhr überstieg nie 1.100 Kalorien. Die Nazis praktizierten das, was in der Soziologie als «Saubere Gewalt» bezeichnet wird: die Ermordung durch Verhungernlassen. Ein Austausch mit der Aussenwelt war nur über den Weg des Schmuggels möglich – zunächst Lebensmittel, dann Waffen. Kinder waren durch ihre geringe Grösse ideal dafür, da sie durch Löcher in der Ghettomauer hinein- und hinausschlüpfen konnten. Wenn sie von den Nazis entdeckt wurden, wurden sie auf der Stelle getötet. Täglich starben Hunderte an Hunger und Typhus, auf den Strassen wimmelte es von bettelnden Menschen. Den Familien blieb nichts anderes übrig, als sich an die neue Situation anzupassen, sie lebten jedoch in ständiger Angst davor, deportiert zu werden. In dieser Lage lernten die «Kinder», unter immer bedrückenderen Bedingungen zu leben.

#### Das Warschauer Ghetto

Das Ghetto in Warschau war das grösste im deutsch besetzten Polen. Vor dem Krieg war Warschau eine kosmopolitische Stadt und das bedeutendste Zentrum jüdischen Lebens in Europa gewesen. Der jüdische Bevölkerungsanteil belief sich auf 375.000 Menschen, was etwa 30 Prozent der gesamten Stadtbevölkerung ausmachte.

Die Einrichtung des Ghettos wurde am 12. Oktober 1940 verkündet, zu *Jom Kippur*, dem Versöhnungstag<sup>42</sup>. Ganze Viertel wurden evakuiert, es herrschte ein unglaubliches Chaos. Menschen rannten von einem Ort zum anderen. Im Oktober wurden 113.000 polnische Christen und 138.000 Juden umgesiedelt, die von ihrem Hab und Gut nur das mitnehmen durften, was auf einem Karren Platz fand. Sämtliche zurückgelassenen Güter wurden von den Behörden beschlagnahmt.

Für die Kinder wurde das Leben unerträglich. Ihre Eltern versuchten alles, um sie zu retten – und mussten nach kurzer Zeit feststellen, dass die einzige Möglichkeit darin bestand, ihre Kinder über die Ghettogrenze nach draussen zu bringen und jemanden zu finden, der sie aufnahm. Mit der Aussicht, sie wahrscheinlich nie wieder zu sehen.

### **Irene** (4 Jahre)

EIN MÜTZCHEN UND EIN MÄNTELCHEIN. Bis das Warschauer Ghetto errichtet wurde, lebten wir mit Mama, meiner Tante und meiner Grossmutter in einer Wohnung. Papa wurde auf der Strasse verhaftet, weil er die Armbinde mit dem Stern nicht tragen wollte, und musste für neun Monate ins Gefängnis. Während dieser Zeit mussten wir ins Ghetto *umsiedeln*. Wir wussten, dass er lebte, weil er uns immer mal wieder über jemanden eine Nachricht zukommen liess. Ich erinnere mich an die *Umsiedlung*, an die Menge von Kisten, die zu packen waren und an das Wägelchen, das wir ausleihen mussten, um sie zu transportieren. Ich erinnere mich an die langen Menschenzüge und daran, dass es kalt war, es war ja im Oktober 1940. Ich hatte ein Wollmützchen und eine Art Mäntelchen. An mehr kann ich mich nicht erinnern.

DER WEG IN DEN GARTEN. Wir blieben ziemlich lange im Ghetto, bis uns mein Papa herausholte. Einmal hatte ich einen Unfall, ich verbrühte mich mit kochendem Wasser. Das war fürchterlich, denn es war mitten im Winter und meine Mutter riss mir die ganze Winterkleidung ab, die mit den Wunden verklebt war. Ich hatte etwa sechs Wochen ein lahmes Bein, es gab nichts zur Infektionsverhütung.

Ich war bis 1941 im Ghetto, bis zu meinem sechsten Lebensjahr. Ich fing an, zu einem kleinen Gärtchen zu gehen, das einige Meter von unserem Haus entfernt lag. Ich

42 Jüdischer Feiertag zehn Tage nach dem jüdischen Neujahrsfest, *Rosch ha-Shana*, an dem die so genannten «Ehrfurcht gebietenden Tage», die *Jamim Noraim*, beginnen. Der Glaube besagt, dass während dieser Zeit die Namen derjenigen ins Buch des Lebens eingeschrieben werden, die aufgrund ihrer Verdienste ein glückliches neues Jahr haben werden. Für Gottes Urteil werden sowohl die Reue für die anderen zugefügten Taten als auch deren Wiedergutmachung berücksichtigt. Der Versöhnungstag, der Tag des Betens und Fastens, ist der heiligste jüdische Feiertag.

## Das Überleben im Warschauer Ghetto

Im Warschauer Ghetto lebten auf einer Fläche von zehn Quadratkilometern eine halbe Million Menschen. Im ersten Jahr starben zehn Prozent der Bevölkerung an Hunger und Epidemien. Das Verlassen des Ghettos war verboten, es war auch untersagt, ausserhalb zu arbeiten. Um die wenigen Arbeitsplätze, die es innerhalb des Ghettos gab, wurde erbittert gekämpft. Diejenigen, die keine Arbeit hatten, mussten ihre Kleidung und ihren Schmuck verkaufen, um sich ernähren zu können. Zwangsarbeit wurde mit kleinen Essensrationen «entlohnt» und auch im Ghetto angefertigtes Kunsthandwerk wurde von den Nazis mit Lebensmitteln erpresst. Durch die Überfüllung nahm das Leid im Ghetto immer mehr zu. Im Frühling 1941 waren die Zustände im Ghetto unerträglich geworden. Die Lebensmittel wurden immer knapper, die Kleidung bestand hauptsächlich aus Lumpen und Medikamente gab es keine. Seife war ein Luxusartikel, der unmöglich zu bekommen war, Margarine wurde löffelweise verkauft und die Menschen bezahlten ein Vermögen für einen *Arbeitsnachweis*, der ihnen – zumindest für einige Zeit – eine gewisse Sicherheit versprach. Diejenigen, die in einer der drei Fabriken des Ghettos arbeiteten, wurden nicht deportiert, erhielten eine grössere Lebensmittelration und konnten ihre Angehörigen in der Fabrik unterbringen.

Auf die Strasse zu gehen war immer gefährlich, man wusste nie, ob man auch wieder zurückkehrte. Unter diesen Bedingungen litten die Kinder fürchterlich. In Lumpen und Verbände gewickelt streiften sie in den Strassen herum. Die am Boden zerstörten Eltern mussten mit ansehen, wie ihre geliebten Kinder immer schneller verfielen. Die Sterberate der Jugendlichen erreichte im Winter 1941 ihren Höhepunkt.

merkte mir den Weg und ging alleine. Manchmal machte mir Mama irgendetwas zu essen, aber die Jungs auf der Strasse nahmen es mir weg. Zu Hause habe ich das nicht erzählt. Zum einen wegen dem Kummer, den dies meiner Mama sicher bereitet hätte, und zum anderen hatte ich das Gefühl, dass das meine eigene Schuld sei. Ich musste ständig meinen Weg ändern, denn die Deutschen zerstörten immer wieder irgendein Haus oder Gebäude.

KEINE FRAGEN. Ich akzeptierte alles, ich stellte keine Fragen. So, als ob alles nur eine vorübergehende Sache wäre, die irgendwann einmal aufhören würde. Zu dieser Zeit war alle Energie auf das Überleben gerichtet, man fragte sich nicht gross, warum einem diese Dinge passierten.

Das war auch so, als sie mich von meiner Mutter trennten. Das musste sein und man stellte das nicht in Frage. Solche Fragen stellt man sich nur, wenn alles in Ordnung ist.

Wenn mir gesagt wurde, dass ich nicht sprechen soll oder gehen soll oder etwas nicht lesen soll, dann habe ich einfach gehorcht ohne das in Frage zu stellen, ohne zu fragen. Von diesem Gehorsam hing einfach alles ab, ich habe an nichts anderes gedacht. Ich kannte alle Gefahren, die es gab und wusste auch, dass sie mich umbringen konnten, falls ich etwas falsch machen würde. Ich war bei Erschiessungen dabei, der Tod war ein ständiger Begleiter.

IN EINER TRAGETASCHE AUS DEM GHETTO. Eines Abends sagte mir Papa plötzlich, dass er mich am nächsten Morgen aus dem Ghetto bringen wolle und dass ich mich von Mama verabschieden solle. Am nächsten Morgen gab ich Mama, meiner Tante und meiner Grossmutter einen Kuss. Dann ging ich mit Papa. Wir gingen ein Stück zu Fuss und dann steckte er mich in eine Tragetasche. Auf diese Weise kamen wir eingezwängt zwischen den Menschenmassen durch die Kontrolle. Ich blieb mit Papa irgendwo, um auf den Einbruch der Dunkelheit zu warten. Als schliesslich die Nacht anbrach, brachte er mich zu einer grossen Frau, die in einer Wohnung wohnte, und sagte mir, dass ich jetzt dort bleiben würde. Er ging. Ich weiss nicht, ob er in dieser Nacht zum Ghetto zurückging oder was er gemacht hat.

### **Zosia** (11 Jahre)

PROVIANT. Unser Haus lag innerhalb des Ghettos. Deshalb hatten wir zwei Jahre lang zu essen, der Keller war nämlich voll mit Proviant. Da gab es 100 Kilo schwere Säcke mit aller Art Lebensmittel. Das bedeutete, dass ich keinen Hunger litt. Zumindest nicht während der ersten zwei Jahre im Ghetto.

HOMER, ODYSSEUS UND TROJANER. Als die Bombardierung aufhörte und die Deutschen einmarschierten, wollten meine Eltern und auch die von anderen Mädchen, dass wir weiter zur Schule gingen. Es wurden kleine Gruppen von fünf oder sechs Mädchen gebildet. Wir wechselten jeden Tag das Haus, in dem wir uns trafen, um keine Aufmerksamkeit auf uns zu ziehen. Das war ja alles verboten. Auf diese Art hatten wir noch lange weiter Schule, Sommer und Winter. In der Grundschule hatten wir nur eine Lehrerin, später in der Sekundarschule hatten wir für jedes Fach eine andere. Wenn die Stunde aus war, ging die eine Lehrerin und es kam die nächste, jeden Tag in einem anderen Haus. Ich erinnere mich besonders an eine von ihnen, die uns die Geschichte des antiken Griechenlands und Roms beibrachte. Sie liebte ihr Fach so sehr, dass wir alle davon beflügelt wurden. Es war ein Ausbrechen, wie



eine Reise durch Raum und Zeit, als wir mit Homer, Odysseus und den Trojanern auf du und du verkehrten.

BEWEGLICHE ZIELSCHEIBEN. Es gab zwei Ghettos. Das eine nannten wir grosses Ghetto und das andere kleines Ghetto, sie waren über eine Brücke miteinander verbunden. Da einige Mädchen auf der einen und andere auf der anderen Seite lebten, mussten wir ziemlich oft über diese Brücke. Manchmal standen Soldaten darunter, die uns als Zielscheiben verwendeten, sie schossen auf uns. Und wir, die kleinen Mädchen, die wir letztendlich doch waren, wir freuten uns, wenn wir auf der anderen Seite ankamen, ohne dass sie uns getroffen hatten, als ob das ein Spiel wäre. Wir wussten, dass sie uns töten wollten, wir wussten, dass wir für sie bewegliche Zielscheiben waren, aber wir waren kleine Mädchen und sind damit wie mit einem Spiel umgegangen.

DIE RAZZIEN. Das war organisierte Erniedrigung, langsam und mit mathematischer Präzision. Ich erinnere mich an die ersten Razzien, die Deutschen fielen mit ihren Lastwagen in die Strasse ein: einer vorne, der zweite einige hundert Meter dahinter. Alle, die greifbar waren, wurden auf die Lastwagen gezerrt, ohne ihnen mitzuteilen, wohin sie gebracht werden würden. Genauso brachten sie meinen Papa nach Treblinka, wo sie ihn vergasteten. Wir rannten alle. Zu dieser Zeit gab es noch keine *Bunker*, aber irgendwie versteckten wir uns. Nach einigen Stunden, wenn wieder Stille eingekehrt war, waren wir wieder beruhigt. Sie hatten «nur» die Bäckerfamilie mitgenommen. Wir fühlten eine verschämte Erleichterung: «Ach! Also war das eine Sache, die nur sie betraf, das richtete sich nicht gegen uns! Gut... Die Bäckerfamilie also.» Und alle seufzten wir tief auf vor lauter Erleichterung. Es vergingen einige ruhige Tage und dann kehrten sie eines schönen Tages zurück, dieses Mal suchten sie nach der Anwaltsfamilie. Wir fühlten uns gerettet, hatten wir doch einen weiteren Tag überstanden, vielleicht hörte alles einmal auf. Terror, Angst, Erleichterung, erneut Terror. Der ging auch von den eigenen Polizisten des *Jüdischen Ordnungsdienstes* aus, die den Deutschen jeden Tag zehn Personen ausliefern mussten. Wenn sie die nicht zusammenbringen konnten, dann haben sie die Quote mit ihren eigenen Angehörigen aufgefüllt. Das hätte kein Tier gemacht und auch kein menschliches Wesen, wenn es vorher nicht mit diesen entwürdigenden Tricks völlig durcheinandergebracht worden wäre. Doch es gab auch noch ein paar Menschen, die die Zähne zeigten: ohne die wäre der Ghettoaufstand nicht möglich gewesen. Diese Leute hatten sich vor allem ihre Würde erhalten. Sie haben vierzig Tage Widerstand geleistet. In einem Ghetto, das mit Flugzeugen, Kanonen und Artillerie angegriffen wurde. Sie haben länger durchgehalten als die Verteidigung von ganz Frankreich.

DIE KLEINEN. Einmal haben wir uns während einer *Aktion* mit vielen anderen zusammen in einem sehr kleinen Keller versteckt. Niemand sprach ein Wort, damit wir nicht entdeckt wurden – doch plötzlich fing ein kleines Kind zu quengeln an. Ich erinnere mich noch gut, wie sie zu ihm sagten: «Die Deutschen kommen» und wie es daraufhin still wurde. Nicht, dass es das Gesagte verstanden hätte, aber die Atmosphäre des Schreckens hatte bewirkt, dass es mit dem Weinen aufhörte. Das war es. Das sind Dinge, die du weder vergessen noch verstehen kannst. Ich habe von Fällen gehört, bei denen weinende Kinder das Versteck verlassen mussten. Einmal kam eine Mutter ohne ihr Kind zurück.

DIE *HAPERS*<sup>43</sup>. Der Hunger war so gross, dass man sich auf der Strasse vor den *Hapers* in Acht nehmen musste wenn man ein Paket bei sich trug, egal ob gross oder klein. Die *Hapers* zwangen einem alles ab, was man hatte, sie rissen es einem einfach aus der Hand. In Windeseile hatten sie das Paket geöffnet und wenn sie etwas zu essen darin fanden, verschlangen sie es auf der Stelle. Und das alles in einer Geschwindigkeit, für die ich keine Worte finde. Das, was nicht essbar war, warfen sie weg.

EIN «LITERARISCHER PROZESS». In einer grossen Wohnung, die mit vielen Menschen gefüllt war, sollte der «Literarische Prozess» beginnen. Da es bereits nach der Ausgangssperre war, waren die Eingangstüren des Gebäudes verschlossen: Wir waren sicher. Diejenigen, die konnten, hatten ein Eintrittsgeld bezahlt, mit dem die Ärmsten der Armen unterstützt werden sollten. Auf einem leeren Stuhl sass der unsichtbare Hauptdarsteller: Bonche Shvaik, der beschuldigt wurde, ein Stück Brot gestohlen zu haben, worüber Gott erzürnt war. Aufgeführt wurde ein Werk von I. L. Peretz, das ich bis dahin noch nicht gelesen hatte. Am Tisch hatte ein Anwalt den Vorsitz, ihm zur Seite sassen der Staatsanwalt und der Verteidiger. Die Worte, die sie austauschten, erweckten bei mir den Eindruck, einem Fechtkampf beizuwohnen. Mit meinen elf Jahren war ich geblendet von allem, was ich da sah und hörte, die Argumentationen und die Atmosphäre der Gerichtsverhandlung zogen mich völlig in ihren Bann. Für einen Moment vergass ich, dass nur wenige Meter entfernt auf der Strasse Leichen herumlagen, die vom Hunger aufgebläht waren. Schliesslich ging der Prozess zu Ende: Gott und die Sterblichen verziehen Bonche. Er hatte auch Hunger gehabt und hatte gestohlen, um ein Leben zu retten.

DAS VERSTECK IM BADEZIMMER. Mein Bruder arbeitete immer noch bei den Astra-Werken. Immer wenn er zur Arbeit ging, schloss er unsere Wohnung mit einem

43 *Haper* ist ein jiddisches Wort und kommt von *hapn* (entreissen, greifen). Quellen: *Yad Vashem, Warsaw Historical Jewish Institute* und *Warsaw University Holocaust Center* (Anm. d. Üb.).

grossen Vorhängeschloss ab, damit es im Falle einer *Aktion* so aussah, als ob hier niemand leben würde. Wir blieben drin. Mama, die Schwiegermutter meines Bruders und mein kleiner Freund, ein Kind wie ich. Im Bad hatten wir ein Versteck vorbereitet, falls doch einmal jemand kommen würde. Das war eine grosse Kiste mit zwei Stühlen darin, die von einem Berg Schmutzwäsche verdeckt wurden. Ich erinnere mich gut an den Tag, als wir von dem Versteck Gebrauch machen mussten. Wir hörten das Brüllen der Deutschen, als sie die Treppen heraufpolterten und wir versteckten uns alle vier in der Kiste, eng aneinandergedrückt, die Kinder über den zwei Frauen. Als wir hörten, wie sie sich daran machten, die Tür aufzubrechen, zuckten wir zusammen. Unsere Herzen schlugen wie wild und wir vergossen dicke Tränen: «Wenn doch nur die Schläge aufhören würden! Die draussen und die drinnen!» flehte ich innerlich. Sie stürmten ins Badezimmer und schlugen auf die Kiste. Schliesslich gingen sie wieder, da sie annahmen, sie enthielte nichts als schmutzige Wäsche. Es ist mir unmöglich, meine Gefühle in diesem Moment zu beschreiben. Das Gefühl der Lähmung war so stark, dass mich die Erinnerung daran mein ganzes weiteres Leben über begleitete.

DER NAZI STREICHELTE MICH. Einen Tag nach einer *Aktion* kamen wir verängstigt aus unserem Versteck und meine Mutter entschloss sich, Schmalz kaufen zu gehen. Ich begleitete sie. Die Läden waren keine richtigen Läden, sondern waren kaum so gross wie ein Zimmer. Sie waren im Erdgeschoss eingerichtet und die, die davon wussten, gingen hin und kauften ein. Wir traten ein und gleich darauf bemerkten wir die deutschen Soldaten. Die, die flüchten konnten, flohen, andere schafften es nicht mehr. Wie wir. Ich stand, wie gelähmt, mitten im Laden. Einer der Soldaten kam auf mich zu und streichelte mich. Er tat mir nichts. Er wird den Blick in meinem versteinerten Gesicht gesehen und bemerkt haben, dass ich mich nicht bewegen konnte.

VON EINEM HAUS INS NÄCHSTE. Immer wieder kamen die Deutschen in die Häuser und verkündeten über Lautsprecher, dass alle Hausbewohner in ein anderes Viertel ziehen müssten. Dann nahmen wir alles, was wir tragen konnten, und gingen. Anfangs gaben sie uns noch eine Stunde, um alles zusammenpacken und an einen anderen Ort transportieren zu können. Später, als die Deutschen alle Juden mitnahmen, die sie erwischten, sind wir trotz der Ausgangssperre nachts raus gegangen, um neue leer stehende Häuser zu suchen, in denen wir bleiben konnten. So haben wir in vielen verschiedenen Häusern gelebt. *PESSACH*. Als wir vor einer *Aktion* am Vorabend des *Pessach* zum Sedermahl zusammen sassen, konnte ich nicht aufhören, mir vorzustellen, was die jüdischen Menschen in Ägypten und in der Wüste durchlitten hatten. Während ich anschliessend von *Bunker zu Bunker rannte*, fragte ich mich: «Wie wird das Se-

dermahl in Zukunft sein? Werden sie sich an unsere Qualen erinnern? Werden sie unbequeme und stinkende Verstecke und *Bunker* einrichten, um sich ein Weilchen dort hineinzusetzen? Werden sie spielerisch Namen und Identitäten ändern und sich bestrafen, wenn sie durcheinanderkommen? Werden sie den Gashahn für ein Minütchen aufdrehen und ein wenig daran schnuppern? Wird ein Spielzeugrevolver auf dem festlich gedeckten Tisch liegen, um an den Aufstand im Ghetto zu erinnern?».

EINE KISTETOMATEN. Zwischen einer *Aktion* und der nächsten mühten sich die Menschen auf die Strasse, um zu sehen, ob sich ein Familienmitglied retten konnte oder ob jemand ein leerstehendes Haus oder ein wenig zu essen gefunden hatte. Eines Tages, gerade als wir das Haus verliessen, brach plötzlich ein grosser Tumult los. Es schien, als ob die Deutschen zurückkämen, die Menschen stoben in alle Richtungen auseinander. Meine Mama, mein Bruder und ich fassten uns an den Händen und gingen in ein Gebäude an der Ecke Gęsiq- und Zamenhoffa-Strasse, wo wir zusammen mit anderen in die fünfte Etage stiegen. Jemand kannte dort einen kleinen Raum, einen Dachboden, der als Bunker hergerichtet war. Die Tür war hinter einem grossen Eichenschrank versteckt und um in den Raum zu gelangen, nahmen wir ein paar Bretter aus der Rückwand des Schranks und setzten sie anschliessend von innen wiederein – jetzt waren wir versteckt. Wir versuchten, uns einzurichten und es geschah etwas Unglaubliches: Jemand hatte eine Kiste Tomaten bei sich! Frische Tomaten! Bereits der blosser Anblick liess uns das Wasser im Mund zusammenlaufen. Wir waren achtzehn Menschen. Zehn Tage lang blieben wir dort versteckt. Wir schliefen alle auf dem Boden. Das Einzige, was wir assen, waren Tomaten. Wir hatten alle Durchfall und Hunger. In einer Ecke des Raumes stand ein Kübel, wo wir unsere Notdurft verrichteten. An den Hunger erinnere ich mich nicht mehr. Aber was mir immer noch gegenwärtig ist, ist die erniedrigende Beschämung, die es bedeutet, die Notdurft vor allen anderen verrichten zu müssen.

EIN SÄUGLING ZWISCHEN DEN BÜSCHEN. Das Gebäude, in dem mein Bruder arbeitete, nannte sich Szop<sup>44</sup>, es war wie eine Insel, ein abgeschlossener Ort. Der Fabrikbesitzer erlaubte, dass die dort arbeitenden Menschen ihre Angehörigen in der Nähe einquartierten. Also nahm mein Bruder uns und seine Frau sowie deren Mutter mit; die Väter-sowohl ihrer wie auch unserer – waren bereits deportiert worden. Als die Deutschen kamen, sagte mein Bruder, dass wir zu den Büschen laufen und uns dort verstecken sollten. Die, die sich nicht mehr verstecken konnten, wurden

44 Die Aussprache des polnischen Wortes Szop entspricht dem englischen Shop (Anm.d.Ü.).

von den Deutschen mitgenommen, ausser denjenigen, die in der Fabrik arbeiteten (ich schrubkte dort die Fussböden). Nachdem bereits Stunden vergangen waren, stand ich auf, um mich umzuschauen, aber mein angespannter Bruder packte mich und warf mich zurück auf den Boden. Obwohl die Deutschen gegangen waren, versteckten wir uns noch für ein paar Tage. Dann kamen sie zurück und nahmen auch die mit, die dort arbeiteten. An diesem Tag versteckte sich mein Bruder mit uns. Sie nahmen alle mit. Wir konnten entkommen und gingen irgendwo anders hin. Alles war gefährlich. Wenn wir in ein Gebäude kamen und Essen fanden, das von den vorherigen Bewohnern zurückgelassen werden musste, dann warteten wir mit dem Kochen bis es dunkel war, damit die Deutschen den Rauch nicht sehen konnten. Ich weiss nicht, warum wir nach drei Tagen noch einmal zurück in die Fabrik gingen. Dort fanden wir einen kleinen Säugling, der in seinem Kinderwagen zwischen den Büschen zurückgeblieben war. Er hatte ein ganz gelbes Gesicht. Wir konnten ihn nicht mitnehmen und so liessen wir ihn zurück. Diese Begebenheit hat mich mein ganzes Leben lang verfolgt. Ich war zwölf Jahre alt.

### **Das Ghetto von Łódź (Litzmannstadt)**

Vor dem Krieg war Łódź das industrielle Zentrum Polens. Mehr als ein Drittel der 650.000 Personen umfassenden Bevölkerung war jüdisch. Im September 1939 besetzten die Deutschen die Stadt, benannten sie in Litzmannstadt um und steckten die Synagogen in Brand. Das Ghetto wurde am 8. Februar 1940 im ärmsten Teil der Stadt errichtet. Die 164.000 Juden aus Łódź wurden auf 48.100 Zimmer verteilt, also etwa vier Personen auf einen Raum. Es gab weder fliessendes Wasser noch Toiletten. Die Deutschen kürzten die Lebensmittelrationen auf ein Minimum, die hygienischen Zustände waren menschenunwürdig. Dies führte zu zahlreichen Krankheiten, die viele nicht überlebten.

Die *Liquidierung* des Ghettos begann 1942 mit der Deportation der ersten 55.000 Juden. Ab Frühling 1944 wurden die letzten 77.000 Überlebenden vor dem Einmarsch der Roten Armee nach Chelmno und Auschwitz deportiert.

Das Ghetto in Łódź war das erste, das mit einer Mauer abgeriegelt war und das letzte, das bis 1944 bestehen blieb.

### **Judith (13 Jahre)**

ZWANZIG IN EINER WOHNUNG. Noch bevor wir ins Ghetto mussten, haben sie eines Tages meinen Papa festgenommen und zusammengeschlagen. Wir trugen bereits den Stern. Meine Mutter war entsetzt und schickte meinen Bruder nach

Warschau; sie sagte, dass es dort immer noch ruhig sei. Dann mussten wir ins Ghetto, wo wir mit der ganzen Familie zusammenlebten. Wir waren zwanzig Personen in einer Wohnung für fünf. Meine Mutter, mein Vater, mein Grossvater und ich verliessen unser Haus in einem Karren. Mein Grossvater hielt einen Kehrbesen in der Hand. Ich musste sehr darüber lachen, denn das war ein groteskes Bild. Für mich war das ein Abenteuer. Als ich ins Ghetto ging hatte ich 39 Grad Fieber, Angina. Ich weiss nicht mehr, ob sie mir etwas von meiner persönlichen Habe mit eingepackt haben. Ich erinnere mich jedoch, dass ich viel gelesen habe. Die ersten zwei Jahre hatten wir auch ein Theater im Ghetto. Ich blieb bis 1944 mit meinen Eltern zusammen.

**DIE ARBEIT.** So lange mein Vater im Elektrizitätswerk arbeitete, hatten wir etwas mehr zu essen. Meine Mutter arbeitete wieder in der Apotheke. Ich begann in einer Fabrik, in der für die deutschen Soldaten eine Art Überschuh aus Stroh hergestellt wurde, um die Füsse vor Erfrierungen zu schützen. Das feuchte Stroh wurde gepresst und zusammengenäht. Etwas später wurde Papa zum Direktor einer Fabrik ernannt, in der Holzwaren für Deutschland hergestellt wurden. Solche Dinger, mit denen sich die Soldaten die Stiefel ausziehen konnten, wie ein umgekehrter Schuhlöffel. Papa nahm mich mit, als er dort anfang, dort waren die Bedingungen etwas besser als an meinem alten Arbeitsplatz. Wir konnten auch aus unserer ersten Unterkunft ausziehen, in der im Winter die Wände mit Eis überzogen waren. Im Ghetto hatten wir noch ein Jahr Schule.

**DIE LIEBE.** Mit zwölf Jahren habe ich zum ersten Mal einen Jungen geküsst. Er ist später nach Warschau gegangen. Auch im Ghetto hatte ich eine Romanze, ich war sehr verliebt. Der Junge arbeitete mit mir zusammen im Büro, aber als uns Papa auf die Schliche kam, versetzte er ihn in eine andere Fabrik. Das habe ich ihm nie verziehen. Ich erinnere mich an unsere Spaziergänge in einem alten Friedhof, der voller Veilchen war. Jedes Mal, wenn ich Veilchen sehe, muss ich an ihn denken. Er hiess Tadeo. Ich hatte mehrere Liebschaften im Ghetto.

**VERANTWORTLICHKEITEN.** Mit meinen 14 oder 15 Jahren musste ich lernen, arbeiten, einkaufen und den Haushalt machen, da meine Mutter arbeiten ging. Ausserdem hatten wir Gemüse angebaut, um das ich mich auch kümmern musste. Die Anbaufläche war gross, wo die Samen herkamen, weiss ich nicht. Wir zogen in einen Raum, in dem es einen kleinen Gasherd gab, und nun waren wir nur noch zu dritt in einem Zimmer. Das Leben war nun anders, ich arbeitete im Fabrikbüro und machte die ganzen Abrechnungen.

**DAS ENDE MEINES GLAUBENS.** Im Ghetto gab es einen Platz, den Basarplatz. Eines Tages brachten die Nazis 20 Leute dorthin und hängten sie öffentlich um uns unser Aus-

## Der Rettungsversuch im Ghetto von Łódź

Der Vorsitzende des Judenrats, Mordechai Chaim Rumkowski, führte das Ghetto von Łódź autoritär und autokratisch. Seine Hoffnung bestand darin, möglichst viele Juden am Leben erhalten zu können, indem er das Ghetto zu einer riesigen Zwangsarbeitsfabrik im Dienste der Deutschen umfunktionierte. Er glaubte, dass die Nazis von der Ermordung der Bewohner absehen würden, wenn diese nützlich für sie wären. Also gingen die Menschen im Ghetto von Łódź jeden Tag zur Arbeit, obwohl die Lebensbedingungen genauso unerträglich waren wie in den anderen Ghettos auch. Ein Arbeitsplatz war für das Überleben zentral und die meisten Kinder arbeiteten ab ihrem neunten Lebensjahr. Es wurden grosse Textilbetriebe eingerichtet, in denen sich selbst die Kleinsten nützlich machen konnten. Alle Bewohner des Ghettos leisteten Zwangsarbeit. Mit allen Mitteln wurde versucht, Lebensmittel für die Kinder zu beschaffen. Diejenigen, deren Eltern bereits deportiert worden waren, wurden in anderen Familien oder Waisenhäusern untergebracht, wo für sie gesorgt wurde und wo sie Nahrungsmittel bekamen. Im September 1942 wurde die Deportation aller Kinder unter zehn Jahren angeordnet. Rumkowskis Strategie ist bis heute umstritten. Auf der einen Seite wird ihm vorgeworfen, ein Komplize der Nazis gewesen zu sein, da er ihre Bedingungen akzeptierte und die geforderte «Quote» an sie auslieferte. Auf der anderen Seite steht die Einschätzung, dass die 60.000 Juden, die 1944 Dank Rumkowski noch am Leben waren, überlebt hätten, wenn die Rote Armee nicht vor den Toren von Łódź stehen geblieben, sondern in die Stadt einmarschiert wäre.

geliefertsein zu demonstrieren. Das habe ich gesehen. Etwas später bekam ich wegen des Vitaminmangels Bindehautentzündung und kam ins Ghetto-Krankenhaus. Nach nur einem Tag holte mich mein Vater jedoch wieder ab. Er hatte gehört, dass die Deutschen das Krankenhaus *evakuieren*<sup>45</sup> wollten und er rettete mich um ein Haar. Nachdem ich zurück war, kamen die Deutschen zu einer

45 Die Bezeichnung *evakuieren*, bzw. *Evakuierung* ist irreführend, da sie eigentlich die Rettung vor einer drohenden Gefahr ausdrückt. Sie gehört zur euphemistischen NS-Terminologie; dahinter steht nicht die suggerierte Rettung sondern die massenhafte Ermordung der jüdischen Bevölkerung, die aus den Ghettos in die Konzentrations- oder Vernichtungslager deportiert wurde. (Anm. d. Üb.)

Hausdurchsuchung und mein Vater versteckte meine Mutter, meinen Grossvater und mich hinter ein paar Holzpaletten. Die Deutschen hatten Hunde, doch sie fanden uns nicht. Als sie wieder gingen, konnte ich sehen, wie sie die gefangenen Menschen an den Beinen packten und wie blosse Gegenstände auf die Lastwagen warfen. In diesem Moment dachte ich, dass Gott nicht existieren kann, denn ansonsten würde er so etwas nicht zulassen. So verlor ich meinen Glauben.

**DIE EVAKUIERUNG.** Die *Evakuierung des Ghettos* begann im Juli 1944. Wir hatten unglaubliches Glück, denn wir wurden von einem Deutschen gekauft. Er plante Fer-tighäuser in Deutschland, zu deren Errichtung er einige Leute aus dem Ghetto mitnehmen wollte. Sie erlaubten meinem Vater, eine kleine Gruppe Angehöriger mitzunehmen. Er musste also aus der ganzen Verwandtschaft und dem Freundeskreis eine kleine Gruppe aussuchen, die gerettet werden sollte. Wie in dem Film «Sophies Entscheidung». Schliesslich wählte er seinen jüngeren Bruder, der eine kleine Tochter hatte, die 1940 geboren worden war und den Transport ins Konzentrationslager nicht überlebt hätte. Er sah es als seine Pflicht an, dieses Mädchen zu retten. Meine Grosseltern waren bereits im Ghetto umgekommen. Während wir auf unseren Transport nach Deutschland warteten, mussten wir das Ghetto aufräumen. Wir gingen von Haus zu Haus, zogen die Bettdecken heraus und warfen alles in die Innenhöfe. In der Wohnung von Freunden fand ich Fotos. Von Juli bis Oktober ging das so. So habe ich überlebt.

### **Freda** (15 Jahre)

**DIE ARBEIT.** Wir waren im Ghetto von tödz, das war ein abgeriegeltes Ghetto. Mein kleiner Bruder und ich arbeiteten, meine Mutter konnte nicht, da sie sehr krank war. Morgens gingen wir zum Arbeitsressort, in die Werkstätten, und abends wurden wir wieder ins Ghetto zurückgebracht.

**FOTOS.** Nach dem Krieg fand eine Freundin von mir im ehemaligen Ghetto einen Briefumschlag mit Fotos von meiner Familie. Das sind die einzigen Fotos, die ich heute habe. Ausserdem fand sie ein Heftchen mit den Marken vom Ressort, die mein Bruder gesammelt hatte. Er arbeitete in der Tischlerei. Mit seinen zwölf Jahren machte er alles, er war bereits erwachsen. Er schleppte Wasser und sägte Holz. Für sich selbst kaufte er nie etwas, alles war für Mama und das, was wir im Haushalt brauchten. Für den Hunger, den wir leiden mussten, gibt es keine Worte. Man musste sich vor allen in Acht nehmen, denn die Leute nahmen einem das Brot weg, oder was man eben gerade hatte. Es war unmöglich, Lebensmittel zu bekommen.



MEINE TÄTIGKEITEN. Meine erste Arbeit war ziemlich gut, ich stellte Stoffblumen und andere Verzierungen für Kleidung her. Doch was danach kam, war wesentlich härter. Ich musste im Freien arbeiten, war der Kälte, dem Wind und dem Schnee ausgesetzt. Ich musste Zöpfe aus Stroh herstellen, es war entsetzlich. Wir flochten die Zöpfe und machten uns die Hände dabei kaputt. Aus den Zöpfen wurde für die deutschen Soldaten an der Ostfront eine Art Überschuh als Schutz vor der Kälte hergestellt. Meine Mutter kam einen Tag mit, doch sie konnte es nicht ertragen und wurde sehr krank.

Später kam ich in eine Werkstatt, wo Schlafsäcke für die Soldaten hergestellt wurden. Dort war ich für die Abschlussarbeiten verantwortlich. Bis zum letzten Tag habe ich dort gearbeitet. Wir wurden mit einer Art Geld bezahlt, das im Ghetto gedruckt wurde und auch nur dort gültig war. Aber wir konnten ja sowieso nirgendwo anders hin. Ausserdem gaben sie uns auch Lebensmittelmarken.

DIE LEBENSMITTEL. Es wurde von Tag zu Tag schlimmer, uns ging es sehr schlecht. Wir Kinder, mein Bruder und ich, arbeiteten, um uns und unsere Mutter ernähren zu können. Ausserdem mussten wir sie pflegen. Da wir nur ein Bett besaßen, schliefen wir alle drei zusammen. So war es auch etwas wärmer.

Ein junge aus unserem Haus hatte sich in mich verliebt. Er hiess Simón, war etwas kräftiger und hatte blaue Augen. Er war zusammen mit seiner Mutter ins Ghetto *umgesiedelt* worden, sein Vater war tot. Sie betrieben eine Art Lebensmittelladen, wo sie allerlei Delikatessen<sup>46</sup> und vor allem Reis verkauften. Ich hatte nie Zeit für ihn. Doch als Mama krank wurde, haben wir Dank ihm überlebt. Er brachte mir alles, was ich brauchte. Er bewunderte, dass mein Bruder und ich auf das Wenige, das wir hatten, verzichteten und es meiner Mutter gaben. Wir pflegten sie. Und mein Bruder kümmerte sich um uns beide. Früher, zu einer Zeit, als meine Mutter noch Geld hatte, hatte Marek eine Privatlehrerin, die immer sehr stolz auf seine Intelligenz war. Er blieb bis zum letzten Augenblick ein Optimist. DIE KRANKHEITEN. Mein Bruder hatte sich über die Läuse mit Typhus angesteckt und ich pflegte ihn. Zum Glück steckte ich mich nicht an. Ich brachte ihn ins Krankenhaus und dort wurde er gerettet. Danach bekam er die Masern und dieses Mal steckte ich mich auch an. Kurz darauf bekam ich eine Bronchitis und ich weiss nicht, wie ich das überlebte. Am ersten Tag, als ich wieder aufstehen konnte, musste ich gleich raus und mich für ein paar Kartoffeln anstellen gehen. Es war mitten im Winter, ich zog mich warm an und ging los. Ich machte mir grosse Sorgen, denn ich fühl-

46 Freda verwendet auch im spanischsprachigen Original das deutsche Wort «Delikatessen». (Anm. d. Üb.)

te, dass mich meine Mutter und mein Bruder brauchten. Als sie mich dagegen später ins Lager brachten, war ich alleine und ich machte mir keine Sorgen mehr.

SIE GABEN UNS EIN STÜCK BROT. Ich hatte keine Ahnung, dass es Vernichtungslager gab. 1944, sechs Monate vor dem Einmarsch der Russen, wurden wir über Lautsprecher zum Sammelplatz gerufen. Man wolle uns an einen anderen Ort bringen. Wir entschieden uns, zu gehen. In der letzten Nacht im Ghetto sagte Marek, dass ich mir keine Sorgen machen solle, dass wir uns retten würden und dass Mama nie wieder arbeiten müsste, dass sie geheilt werden würde. Wir gingen und trugen unsere Mutter und wir bekamen alle ein Stück Brot. Dann wurden wir im Zug nach Auschwitz deportiert.

## Die Ghettos in Rumänien

Im europäischen Vergleich war der Antisemitismus in Rumänien bereits vor dem Krieg sehr weit verbreitet. Nach Kriegsbeginn setzte eine gnadenlose Verfolgung sowohl durch die deutschen als auch die rumänischen Todesschwadronen ein. Die Hälfte der jüdischen Bevölkerung Rumäniens wurde ermordet. Selbst die Deutschen zeigten sich vom «undisziplinierten Mordrausch» der Rumänen überrascht.

In der Bukowina und in Bessarabien wurden mehr als 250.000 Juden bei Massenerschiessungen ermordet, sie wurden im Dnister ertränkt oder starben an Hunger und Krankheiten in den Ghettos oder Zwangsarbeitslagern.

### **Anushka** (12 Jahre)

HERAUSGERISSEN. Als wir in Hotin im Keller sassen, kamen einige nichtjüdische Nachbarn vorbei und berichteten uns von Gerüchten, dass uns die Deutschen und Rumänen in ein Konzentrationslager stecken wollten.<sup>47</sup>

47 Am 7. Juli 1941 wurde Hotin von deutschen und rumänischen Truppen besetzt. Die SS ging von Haus zu Haus und ermordete etwa 2.000 der insgesamt 15.000 Juden der Stadt. Bei einer nächtlichen *Aktion* wurden einige Tage später jüdische Frauen von der SS entführt, vergewaltigt und anschliessend erschossen. Der Rabbiner und alle jüdischen Ärzte wurden ermordet. Die letzten jüdischen Einwohner der Stadt wurden am 1. August in einem nahen, östlich gelegenen Dorf erschossen, nachdem sie von den rumänischen Soldaten dazu gezwungen worden waren, ihre eigenen Massengräber zu graben. Diese Ereignisse und die Atmosphäre jener Tage bilden den Hintergrund von Anushkas Bericht, in dem sie sagt, sie sei herausgerissen worden – selbst, wenn sie sich aufgrund ihres; damaligen Alters weder direkt an die Vorfälle, noch an genaue Daten erinnert.

Sie behielten Recht. Die Nazis und Rumänen kamen, um uns abzuholen, sie gaben uns nur wenige Minuten zum Packen. Ich warf einen letzten Blick auf meine Puppen, auf meinen Plüschbären, auf die Porzellanfiguren von Mama. Ich sah aus den Augenwinkeln, dass meine Mutter etwas in ihrer Kleidung verbarg, während sie weinend einige Mäntel zusammenpackte. Sie strich liebevoll über einige Kleidungsstücke und verharrte vor der Fotografie meines Vaters. Ich weiss nicht mehr, wie lange das dauerte, ich hatte mein Zeitgefühl verloren. Schliesslich stiegen wir auf einen der Pferdekarren, inmitten einer Büsserschar mit pathetischem Gesichtsausdruck und Bündeln auf dem Rücken. Wie viel kann man in wenigen Minuten retten? Wir Kinder drückten uns voller Verzweiflung an unsere Eltern. Die Alten hielten die Tränen zurück. Diejenigen, die keinen Platz mehr gefunden hatten, mussten zu Fuss neben den Karren herlaufen. Ich beobachtete, wie ihre Kleidung immer schmutziger wurde, wie sie mit der Zeit kaputt ging und wie ihre Erschöpfung immer mehr zunahm. So zogen wir mehrere Tage und Nächte und waren der Witterung schutzlos ausgesetzt. Unsere Glieder wurden steif, da wir immer in derselben Position verharren mussten. Doch trotz allem gab es noch Annehmlichkeiten. So wurden beispielsweise jedes Mal die Pferde angehalten, wenn wir austreten mussten. Erst viel später wurde mir klar, was dies für ein Privileg gewesen war. Langsam versanken wir in der entwürdigenden Demütigung, die mangelnde Hygiene mit sich bringt. Doch das Allerschlimmste war die Unsicherheit. Wir wussten weder, wo sie uns hinbringen wollten, noch was sie mit uns vorhatten. Fragen zu stellen, war zwecklos, die Rumänen taten so, als ob sie uns nicht hören würden. Für sie waren wir wie jede andere Ladung auch, es war ihnen egal, ob sie Menschen oder Tiere transportierten. Wir konnten nicht mehr klar denken. Alles war nur noch darauf ausgerichtet, noch ein paar weitere Stunden zu überleben. Ich erinnere mich an die pathetische Stille, die über dem Karren lag. Selbst das Weinen der Kinder und das Klagen der Alten waren kaum zu hören. Mama deckte mich zu und zog mich dicht an sich, wie eine Henne ihr Küken. Sie versuchte, mich zu beruhigen. Die Kälte während der Nacht war kaum zu ertragen. Ab und zu warfen uns die Rumänen etwas Brot zu und gaben uns ein wenig Wasser. Nach einigen Tagen hielten die Karren bei Einbruch der Dunkelheit an und sie befahlen uns, abzusteigen.

DAS ERSTE GHETTO: SECURENI<sup>48</sup>. Das war das erste Ghetto, in das ich kam. Wir wurden auf die leerstehenden, baufälligen Häuser verteilt, in denen zuvor andere jü-

48 Das Ghetto, bzw. Sammellager von Secureni lag in Bessarabien, das Gebiet gehört heute jedoch zur Ukraine. Am 6. Juli 1941 drangen Deutsche und Rumänen in die Kleinstadt ein, in der 5.000 Juden lebten. Diese wurden an jenem und an den folgen

dische Familien gelebt hatten. Diese waren bereits «umgesiedelt» worden, wer weiss wohin. Es gab weder Licht noch Brennholz zum Kochen. Die Stadt hatte eine Ähnlichkeit mit Hotin, abgesehen davon, dass sie schon früher ausgelöscht worden war. Wir wurden in vier oder fünf Häuserblocks gepfercht, während direkt daneben die Leute ihr normales Leben weiterführten. Das Ghetto hatte zwar keinen Zaun, doch liefen uniformierte Rumänen mit Maschinengewehren im Anschlag Patrouille. Das ging zwei endlose Monate lang. Unsere Angst und unser Elend wurden jeden Tag grösser, vom Hunger erst gar nicht zu sprechen. Nach und nach starben die Alten. Die Augen meiner Mutter schienen vor lauter Weinen kleiner geworden zu sein. Eines Morgens trieben uns die Rumänen völlig überraschend aus dem Ghetto und zwangen uns, mit unbekanntem Ziel loszumarschieren.<sup>49</sup>

Die Karawane machte sich auf den Weg. Flüsternd versuchten wir, unser Ziel herauszubekommen. Wir waren viele Tage und Nächte unterwegs und einige verliessen die Kräfte. Völlig erschöpft stürzten sie nieder, die Füsse geschwollen und voller Blasen.

DAS ZWEITE GHETTO: ATACHI. Wir kamen nach Atachi, eine kleine Stadt am Ufer des Dnister. Dort blieben wir einige Tage, dann wurden uns unsere Papiere abgenommen und wir wurden gezwungen, kleine Flösse zu besteigen. Sie waren völlig überladen und während der Überfahrt stürzten einige Leute ins Wasser und ertranken in den Fluten, ohne dass die anderen ihnen helfen konnten. Die Schreie waren markerschütternd. Unsere Papiere bekamen wir nie wieder zurück, wahrscheinlich haben sie sie ins Wasser geworfen. Dort wurde mir endgültig bewusst, dass wir für unsere Wachen keine Menschen, sondern nichts weiter als Gegenstände waren.

DAS DRITTE GHETTO: MOGILEV PODOLSK. Wir stiegen in Mogilev Podolsk aus, das heute in Belarus liegt. Die Wachen trieben uns direkt ins umzäunte Ghetto und brachten uns in einer Ruine unter, die zuvor russischen Juden gehört hatte. Das Haus war bombardiert worden und die wenigen Räume, die es überhaupt noch gab, waren vollständig leer und zerstört. In jedes Zimmer wurden drei oder vier Familien gesteckt. Eine Toilette gab es nicht. Einige Männer brachten Wasser

den Tagen von der christlichen Bevölkerung auf den Friedhof getrieben, gefoltert und ermordet. Am 30. Juli begann der Todesmarsch, der einen Monat dauerte. Anushka wurde an diesen Ort verschleppt, als dessen jüdische Bevölkerung bereits vernichtet war.

49 Am 3. Oktober 1941 wurden die meisten jüdischen Häftlinge von Secureni auf ein Feld getrieben und noch am gleichen Tag ermordet. Die Überlebenden wurden nach Transnistrien deportiert, unter ihnen Anushka.

in Eimern und gaben uns ein paar Stücke Brot. Mama riskierte ihr Leben: Sie schlüpfte unter dem Stacheldraht durch, um zu den ukrainischen Bauern zu gelangen. Dort arbeitete sie und bekam dafür ein paar Lebensmittel, von denen wir uns ernährten. So verbrachten wir ein paar weitere Monate, bis wir erneut aufbrechen mussten. Und wieder folgte ein Marsch unter ständiger Beobachtung, bei dem ein Murren oder eine leise Unterhaltung mit Peitschenhieben bestraft wurde.

DAS VIERTE GHETTO: SHARGOROD. Wir kamen nach Shargorod in der Ukraine. Dort trafen wir, wie durch ein Wunder, meine Tante Buzia, die Schwester meiner Mutter, und ihren Mann, meinen Onkel Iosl. Freude und Trauer, verzweifelte Fragen ohne Antwort, dumpfe Seufzer, Tränen. Bereits nach wenigen Tagen erkrankte ich an Typhus. Meine Tante schnitt mir die verlausten Zöpfe ab, sie scherte mich fast kahl. Ich fantasierte im Fieber und war völlig kraftlos, ich konnte nur noch krabbeln wie ein Baby. Die Epidemie kostete vielen im Ghetto das Leben. Doch ich erholte mich und erneut kam der Befehl zum Abmarsch.

DAS FÜNFTTE GHETTO: STEPANKA. Wir kamen völlig erschöpft, schmutzig, verlaust, mit verschmierten Kleidern und ohne Überlebenswillen in Stepanka an. Wir müssen entsetzlich ausgesehen haben, denn einige Bauern wurden bei unserem Anblick von Mitleid erfasst und sie boten uns eine Unterkunft an, gaben uns Wasser, damit wir uns waschen konnten und zum ersten Mal assen wir in Würde. In diesem Stadium war eine warme Mahlzeit ein unschätzbare Leckerbissen, eine absolute Ausnahme in unserem Alltag. Dort trafen wir einen anderen Onkel von mir, der uns berichtete, dass seine Frau – eine Schwester meiner Mutter – und sein ältester Sohn vor Hunger in seinen Armen gestorben waren. Den Schrei meiner Mutter werde ich nie vergessen. Trotz des Schreckens, den sie jeden Tag mit uns zusammen durchlebte, stellte sie an jenem Tag erneut die Frage nach Gott. Ich bekam wieder Fieber und überall sprossen rote Flecken: Ich hatte Scharlach. Um pinkeln zu gehen, musste ich bei eisiger Kälte nach draussen, barfuss. Und trotzdem waren jene Tage etwas erträglicher. Die Bauern waren auf ihre Art freundlich und wir wären gerne dort geblieben. Doch es sollte anders kommen: Eines Nachts wurde uns wieder befohlen, unsere Bündel aufzunehmen.

ZURÜCK IM DRITTEN GHETTO. Die Wachen brachten uns in das Ghetto von Mogilev Podolsk zurück. Ich weiss nicht mehr, was um mich herum geschah. Wir kehrten in die Ruine zurück. Wieder die gleiche Wohnung, der gleiche ekelige Gestank. Seltsam, dass unser Geruchssinn nicht durch die Kälte betäubt worden war. Diese unbeschreiblichen Gerüche der verwesenden Körper riechen zu müssen, hinterliess mir eine unauslöschliche Narbe. Wir schliefen auf der Erde, wie die Tiere.

Lebensmittel gab es nicht. Mama versuchte, wieder unter dem Stacheldraht durchzukriechen, um etwas zu organisieren, doch sie passte nicht durch. Für mich war das viel einfacher, ich war so dürr, dass ich wie ein mit Haut überzogenes Skelett aussah. Mama hatte Zweifel, doch es war unsere einzige Alternative zum Hungertod. Ich nahm das Abenteuer in Angriff. Ich musste eine Bäuerin finden, bei der ich ein Kleidungsstück, das wir von anderen Leuten bekommen hatten, gegen Essen eintauschen konnte. Vielleicht lag es an meinem schlechten Stern, doch ausgerechnet an jenem Tag nahmen die Nazis ihre Razzien wieder auf. Und da stand ich und beging das schlimmste Vergehen, dessen man sich im Ghetto nur schuldig machen konnte: Ich versuchte, durch den Stacheldraht zu kommen.

ERWISCHT. Ich erinnere mich daran, wie ich rannte. Um mich herum sah ich, wie auch andere verzweifelt versuchten, den Uniformierten zu entkommen. Es war eine Menschenjagd. Wie die Tiere in den Pferch, jagten sie uns zu einem Bahnhof, wo Güterwaggons bereit standen. Sie stiessen uns in diese stinkenden Behälter ohne Lüftung und verriegelten sie. Durch eine Ritze konnte ich auf den Bahnsteig sehen. Ich entdeckte Mama, die nach mir rief. Ungeachtet der Todesgefahr hatte sie das Ghetto verlassen, um nach mir zu suchen. Auf der Brust trug sie den Davidstern und überall fragte sie verzweifelt nach mir. Sie bettelte darum, dass die Deutschen sie in den Zug liessen, damit sie bei mir sein konnte. Doch sie stiessen sie auf die Erde und traten sie zusammen. Sie jedoch hörte nicht auf zu schreien: «Anushka, doch maia<sup>50</sup>!» Der Zug setzte sich in Bewegung und wir waren getrennt. Nichts in meinem Leben war noch von Bedeutung, ich wollte nur noch sterben. An die Fahrt kann ich mich nicht mehr erinnern. Ich weiss nur noch, dass die anderen mich anschrienen und schlugen, damit ich mit dem Weinen aufhörte. Wie lange die Fahrt dauerte, weiss ich nicht. Doch ich erinnere mich noch an den Moment, an dem wir zum ersten Mal einen ekeligen Geruch wahrnahmen, der sich von den anderen, die wir bisher ertragen mussten, unterschied. Wir kamen dort an, wo die wirkliche Grenze zwischen Leben und Tod verlief. Die Wachen stiessen uns aus den Waggons und brachten uns an einen Ort, von dem ich erst später entdeckte, dass er ein Vernichtungslager war.

## Das Ghetto von Lwów

Am 22. Juni 1941 begann der deutsche Angriff auf die Sowjetunion und in der Folge kam es auch in Lwów zu Massenmorden, denen innerhalb kürzester Zeit mehr als 6.000 Menschen zum Opfer fielen.<sup>51</sup> Im Juli wurde der Befehl zum Tragen des Judensterns erlassen, am 8. November wurde das Ghetto eingerichtet und alle Juden in diesen umzäunten Bereich gezwungen. Während der Zwangsumsiedlung wurden etwa 5.000 ältere und kranke Juden erschossen, jüdische Frauen wurden auf dem Weg verprügelt. Ania konnte mit Hilfe der von ihrer Mutter beschafften Papiere von hier entkommen. Dieser war klar gewesen, dass das bloße Überleben nun oberste Priorität hatte. Ania hat es geschafft – im Gegensatz zu ihrer Mutter, die ihre vierzehnjährige Tochter gehen liess, obwohl sie das ungewisse Schicksal ihrer Tochter nicht kannte und auch nicht wusste, ob diese völlig auf sich allein gestellt die entfesselte Jagd auf Juden überstehen würde. Nachfolgend schildert Ania ihre ersten Schritte in einem ihr aufgezwungenen Abenteuer, in dem sie die Hauptrolle einnehmen musste, um zu überleben.

### **Ania** (13 Jahre)

DAS SCHLIMMSTE VIERTEL DER STADT. Ich kam in das Ghetto von Lwów. Es war im schlimmsten Viertel meiner Stadt eingerichtet worden, wo es manchmal weder Wasser noch elektrisches Licht gab. Juden war es verboten, zur Schule zu gehen, einen Park zu betreten oder öffentliche Transportmittel zu benutzen. Ich sah, wie die Deutschen einem Rabbiner den Bart abrissen und ihm – während er blutete – befahlen, mit einer Zahnbürste die Strasse zu fegen. So wollten sie seine Persönlichkeit zerstören, ihm seine Würde rauben.

Am Anfang holten sie die Jugendlichen morgens zur Zwangsarbeit ab und brachten sie dann wieder zurück. Doch später tauchten Bekanntmachungen auf, dass das Ghetto am 7. September 1942 abgeriegelt werden sollte. Die Deutschen begannen, die Leute in die Lager zu deportieren, sie brachten sie sofort um oder verbrannten sie lebendig. Meine Schwester musste im Zwangsarbeitslager Janowska arbeiten, in der Stadt. Später konnte sie jedoch fliehen.

51 Die Deutschen marschierten am 30. Juni 1941 in Lwów ein. Direkt im Anschluss organisierten polnische und v.a. ukrainische Antisemiten zusammen mit der Einsatzgruppe C ein Pogrom, bei dem etwa 4.000 Juden sowie einige polnische Professoren ermordet wurden. Bei einem zweiten Pogrom, den so genannten «Petlura-Tagen», wurden weitere 2.000 Juden aus Lwów umgebracht. (Anm. d. Üb.)

Meine Mutter lebte bei jemandem versteckt, meinen Vater hatten sie bereits mitgenommen und ermordet. Meinen Bruder hatten die Russen.

**MAMA WAR AM LEBEN!** Unsere katholischen Nachbarn hatten ihre Häuser verlassen müssen, da sie im Ghetto lagen. Sie mussten auf die «arische Seite». Einmal, während einer *Akcja*, einer *Aktion*, versteckte ich mich dort für einige Tage bei einer Witwe, doch anschliessend ging ich wieder ins Ghetto zurück. Meine Schwester fragte ungläubig, warum ich zurückgekommen sei, aber ich wollte doch wissen, was aus ihr geworden war. Sie meinte, dass es am Abend erneut eine *Akcja* geben sollte, die die ganze Nacht dauern würde. Also brachte sie mich zu einer Frau, die nahe am Ghetto wohnte und in ihrem Keller viele Leute versteckte. Meine Schwester konnte sich nicht verstecken, da sie sich zur Arbeit an- und abmelden musste. Sie sagte, dass ich bleiben sollte wo ich war, denn im Versteck meiner Mutter gäbe es keinen Platz mehr. Ich bat sie, mir die Wahrheit zu sagen, ob Mama wirklich noch lebte. Sie schwor es. Dann versteckte ich mich. Als die *Akcja* vorüber war, konnte ich wieder nach draussen – und dann sah ich meine Mutter wieder und hatte endlich die Gewissheit, dass sie wirklich am Leben war. Ich war überglücklich und küsste ihre Hände und Füsse, aber sie begriff nicht, warum ich das tat. Ich zwickte sie, um mich zu vergewissern, dass sie wirklich lebte und wir wieder beisammen waren.

**FALSCHES PAPIERE.** Die Lage wurde immer dramatischer. Da ich blond war und helle Augen hatte, dachte meine Mutter, dass ich ausserhalb des Ghettos eine Überlebenschance hätte. Sie entschied sich, mir falsche Papiere zu kaufen, die mich als «Arierin» auswiesen. Aber ich wollte nicht gehen. Ich wollte bei ihnen bleiben. Mama sagte jedoch, dass eine von uns gehen müsste, dass jemand überleben müsste, um unsere Geschichte erzählen zu können. Fancia, meine Schwester, könne nicht gehen, da sie im Zwangsarbeitslager arbeitete, doch sie werde versuchen, auch für sie falsche Papiere zu bekommen. Bei mir sei es jedoch dringend, denn die Jüngsten holten sie als erste ab.

## **Das Ghetto von Lublin**

Das Ghetto in Lublin wurde im März 1941 eingerichtet, 34.000 Juden waren dort eingesperrt.

### **Hanka** (9 Jahre)

**DAS VERSTECK.** Als wir in das Ghetto von Lublin kamen, richtete mein Vater mit ein paar anderen zusammen ein Versteck ein. Es war ein doppelter Boden im Erdgeschoss und um in den Zwischenraum zu gelangen, musste man durch einen Schrank. Als wir uns



einmal verstecken mussten, war auch eine Nachbarin dabei. Wir warteten auf die Nazis und hielten den Atem an. Bereits das kleinste Geräusch hätte uns verraten und wäre unser Todesurteil gewesen. Doch der eineinhalbjährige Sohn der Nachbarin hörte nicht auf, zu weinen. Alle flehten sie an, sie möge ihn beruhigen, er solle doch aufhören zu weinen. Schliesslich ging sie aus dem Versteck und kam ohne ihn wieder zurück. Von unten konnten wir hören, wie ihn die Deutschen gegen eine Wand schlugen und ermordeten. Die Erinnerung an diese grausame Tat liess mich seitdem nie wieder los. Das Versteck lag direkt unter dem Fussboden, man konnte sich nicht einmal aufsetzen, nur liegen. WARUM WOLLEN SIE MICH UMBRINGEN? Meine Mutter ermahnte mich, ruhig zu sein, sie sagte, dass wir alle den Mund halten müssten. Auf meine Frage, warum, meinte sie, dass sie uns umbringen wollten und wir still und leise sein müssten, damit sie uns nicht entdeckten. Das habe ich nicht verstanden. Ich wusste, dass ich eine Strafe zu erwarten hatte, wenn ich ungehorsam war. Ich wusste zwar nicht, was «umbringen» bedeutete, aber es klang sehr bedrohlich. Also fragte ich meine Mutter: «Warum wollen sie mich denn umbringen? Ich habe doch nichts Falsches gemacht!»

Auch eine Frau mit ihrer dreijährigen Tochter war im Versteck. Ich weiss noch, wie sie vor lauter Durst geweint hat und wie sie ihr schliesslich den Urin eines Mannes zu trinken gaben. Als die Deutschen kamen, habe ich ihre Schuhsohlen über mir gesehen und gehört, wie sie bemerkten, dass der Raum sehr niedrig sei. Schon früher hatte ich manchmal gehört, wie Versteckte entdeckt wurden. Die Leute weinten dann und riefen «*Sh'ma Israel!*»<sup>52</sup>, worauf sie angeherrscht wurden, dass sie still sein sollten. Zum Zeichen, dass die durchsuchten Häuser judenrein waren, wurden die Türen mit Brettern vernagelt. Als sie unser Haus durchsuchten, fragten sie die Besitzerin, warum der Raum so niedrig sei. Sie meinte nur, dass das schon immer so gewesen wäre und zum Glück suchten sie nicht weiter. Wir hörten alles, was gesprochen wurde und waren wie gelähmt. Als die Deutschen gegangen waren, kamen der Mann und der Schwager der Frau und wollten das Versteck öffnen. Sie wussten nicht, dass wir dort waren, sondern vermuteten verstecktes Geld. Doch die Frau erlaubte es ihnen nicht. Nach alledem wussten wir, dass wir fliehen mussten. In jener Nacht brann-

52 Das *Sh'ma Israel* und die nachfolgenden Toraverse bilden das jüdische Glaubensbekenntnis an den Einen Gott: «Höre, Israel, der Herr ist unser Gott, der Herr ist einzig.» Diese Worte gehören zu den religiösen Ritualen angesichts des nahenden Todes, so dass sie häufig bei einer Bedrohung oder Todesgefahr ausgerufen wurden.

te es im Ghetto. Da die Haustür zugenagelt war, mussten wir durch das Fenster im Treppenhaus steigen. Wie wir später über die Ghettomauern gekommen sind, weiss ich nicht mehr. Diese waren nämlich sehr hoch.

## Das Ghetto von Pruzany

Die Einrichtung des Ghettos von Pruzany war bis zum 22. September 1941 abgeschlossen, später musste es jedoch aufgrund der Häftlingszahlen noch vergrössert werden. Hierher wurden etwa 2.000 Juden aus der Umgebung und weitere 2.000 aus Bialystok gebracht. Lea gehörte wahrscheinlich zur zweiten Gruppe.

### Lea (15 Jahre)

DER WEG INS GHETTO. Nach etwa fünf oder sechs Stunden Fahrt auf einem Lastwagen kamen wir in eine grosse Stadt namens Pruzany. Bevor sie die Männer mitnahmen, brachten sie alle Intellektuellen um. Auch die Menschen, die nicht gehen konnten, zwangen sie auf die Knie und ermordeten sie. Mein Vater und meine beiden Onkel waren mit einer anderen Gruppe gegangen und wir verbrachten drei Tage in völliger Unsicherheit und ohne zu wissen, was mit ihnen geschehen war. Doch dann kamen auch sie an – zehn Prozent der Männer hatten den Marsch jedoch nicht überlebt.

Die Deutschen planten in Pruzany die Einrichtung eines Ghettos. Sie zwangen einige Intellektuelle, die das Massaker überlebt hatten, einen *Judenrat* zu bilden. Dieser sollte die interne Ghettoverwaltung übernehmen und hatte auch die Aufgabe, uns einen Wohnraum zuzuweisen. FLÜCHTLINGE. Schon 15 Tage nach der deutschen Invasion waren wir zu Flüchtlingen geworden und besaßen nichts mehr. Die Leute, die schon vorher in Pruzany gelebt hatten, konnten ähnlich weitermachen wie zuvor, in ihren Wohnungen und mit ihren Möbeln und Sachen. Wir dagegen hatten alles verloren. Allerdings hatte meine Familie das Glück, dass die drei Männer diesen mörderischen Fussmarsch überlebt hatten, der vielen anderen das Leben kostete. Der Mann meiner Tante Sara war an der Front und wir haben nie wieder etwas von ihm gehört. Deshalb klammerte sich Sara, die eine dreijährige Tochter hatte, sehr an meine Mutter, die sie beschützte. Wir lebten zu siebt in einem Raum. Die Deutschen hatten beschlossen, uns zusammenzupferchen, so konnten sie uns leichter vernichten. Das war im Juli 1941.

KARTOFFELN. Die allgemeine Lage war sehr schlecht, auch für die nichtjüdische Bevölkerung. Die Kartoffelernte konnte nicht eingeholt werden und schien bereits verloren.

Uns wurde gesagt, dass das Ghetto endgültig abgeriegelt werden würde. Zuvor durften wir auf die Felder gehen und so viele Kartoffeln ausgraben und mitnehmen, wie wir tragen konnten. Wir gingen mit Taschen los und sammelten so viel wie wir nur konnten, denn uns war sehr wohl bewusst, dass dies unsere einzige Nahrung sein würde.

Das Ghetto wurde mit Stacheldraht umzäunt, unterbrochen von Beobachtungsposten für die Deutschen. Es gab ein Tor, durch das die Leute zur Zwangsarbeit gehen mussten. Sie bekamen 250 Gramm Brot, das für die ganze Familie reichen sollte. Innerhalb des Ghettos wurden alle Belange vom *Judenrat geregelt*, die Deutschen machten nichts.

Wir hatten eine Lebensmittelkarte, mit der wir beim Hilfskomitee um ein Stück Brot baten. Am Anfang hatten wir noch etwas zu essen, wir konnten vor der Abriegelung des Ghettos noch ein paar Sachen zusammentragen. Später kamen einige Bauern an den Zaun und schoben Essen unten durch, das sie eintauschen wollten: ein wenig Gerste gegen einen Goldring, etwas Mehl für ein Paar Schuhe. Wir Flüchtlinge hatten jedoch nichts zu tauschen, da wir nichts mitnehmen konnten. Also hungerten wir bereits im Ghetto und ich bin mehr als nur einmal mit leerem Magen von zuhause losgegangen, weil ich meine Portion meinen jüngeren Geschwistern überlassen hatte.

DIE *LIQUIDIERUNG*. Wir werden etwa 8.000 Juden im Ghetto gewesen sein. Ich konnte im Hilfskomitee arbeiten, im Sekretariat, das dem *Judenrat* unterstellt war. Damit hatte ich Glück, denn so bekam auch ich 250 Gramm Brot.

Am Anfang wussten wir nicht, was uns erwartete. Doch dann erfuhren wir, dass die jüdischen Bewohner der kleinen Dörfer in der Umgebung direkt vor Ort ermordet und in Massengräbern verscharrt worden waren, die sie zuvor selbst ausheben mussten. Im Januar 1943 wurde die *Liquidierung des Ghettos* bekannt gegeben. Einige Jugendliche schafften die Flucht in die Wälder, wo sie sich den Partisanen anschlossen und kämpften. Einige von ihnen haben überlebt. Meine Familie und ich verliessen das Ghetto mit dem dritten Transport. Wir waren vier Tage und Nächte zu etwa je 100 Personen in einen Viehwaggon gepfercht, es gab weder Nahrung noch Wasser. Dieser Transport brachte mich auf die unterste Stufe meiner Talfahrt in die Hölle. Als wir unterwegs für einen Moment an einem Bahnhof anhielten, streckte mein Onkel seinen Arm aus der kleinen Öffnung und bat mit einer Tasse um etwas Wasser. Stattdessen haben sie ihm eine Kugel in die Stirn geschossen. Die nächsten zwei Tage reisten wir mit seiner Leiche und noch einigen anderen mehr.

Dann kamen wir im schlimmsten aller Vernichtungslager an: in Auschwitz-Birkenau.

## Das Ghetto von Bialystok

Die nordpolnische Stadt Bialystok wurde am 15. September 1939 von der deutschen Wehrmacht besetzt. Bereits nach wenigen Tagen wurde die Stadt von sowjetischen Truppen übernommen, die sich danach für 21 Monate dort aufhielten. Im Zuge des deutschen Überfalls auf die Sowjetunion besetzten deutsche Truppen die Stadt am 27. Juni 1941 erneut. Am 1. August 1941 wurde das Ghetto eingerichtet, in dem insgesamt etwa 50.000 Juden aus der Umgebung untergebracht waren. Die erste Aktion fand am 5. Februar 1943 statt und dauerte eine Woche.

10.000 Juden wurden nach Auschwitz und Treblinka in den Tod geschickt, weitere 1.000 wurden an Ort und Stelle erschossen. Der jüdische Widerstand unter Führung von Edek Boraks schaffte es, eine beachtliche Zahl von SS-Männern zu töten. Am 23. August folgte die Kinderaktion, die Deportation und Ermordung der jüdischen Kinder. Annähernd 2.000 Kinder wurden deportiert und am 7. Oktober in den Gaskammern von Auschwitz ermordet. Nur etwa 950 Juden aus Bialystok überlebten, entweder als Partisanen in den Wäldern verborgen, in deutschen Lagern oder von polnischen Unterstützern unter falschem Namen im «arischen» Teil der Stadt versteckt. Bei Bekanntwerden der geplanten *Liquidierung* des Ghettos formierte sich erneut bewaffneter Widerstand. Dieser schaffte es, noch eine beachtliche Anzahl von Juden aus der Stadt zu schleusen. Trotz der völlig unzureichenden Bewaffnung stellten sich die jüdischen Ghattokämpfer den Deutschen entgegen und leisteten vier Tage erbitterten Widerstand. Etwa 150 von ihnen konnten in die umliegenden Wälder fliehen, wo sie ihren Kampf gegen die Nazis fortsetzten. Fast alle verloren ihr Leben. Mit den Deportationen von etwa 40.000 Menschen nach Treblinka und Majdanek wurde Bialystok judenrein.

### **Mira** (13 Jahre)

DIE DEUTSCHEN. Am 22. Juni 1941 griffen die Deutschen Russland an. Plötzlich war das dumpfe Grollen der Kampfflugzeuge mit ihrer tödlichen Bombenlast zu hören. Wir waren völlig verduzt und hielten den Krach für Baulärm. Voller Arglosigkeit glaubten wir immer noch an Abkommen! Doch die Bomben trafen unsere Stadt und die Tragödie nahm ihren Lauf. Als sich die sowjetische Armee zurückzog, schlossen sich viele Leute an und versuchten, den Deutschen zu entkommen. Mit meinen 13 Jahren flehte ich meine Eltern auf Knien an, dass wir doch nach Russland gehen sollten. Aber sie zögerten, da diese Reise mit tödlichen Gefahren verbunden war. Der Weg war sehr schwierig und die Strassen von Leichen gesäumt. Einer meiner Onkel versuchte es, doch er i musste umkehren. Meine Eltern entschieden sich, zu bleiben.

Im Krankenhaus, in dem mein Vater Direktor war, gab es einen grossen Keller, der zu einem Luftschutzbunker umfunktioniert worden war. Dort unten sass man zwischen düsteren Mauern, die nach frischem, feuchten Zement rochen. Umschlossen von Finsternis lauschten wir dem Sirenengeheul und dem schweren Donnern der Flugzeuge, deren Klang sich veränderte, wenn sie herunterschossen, um ihre Bomben abzuwerfen. Das Pfeifen der fallenden Bomben jagte mir grosse Angst ein, ich kauerte mich zusammen und hielt meinen Kopf mit beiden Händen bedeckt. Ich hatte Panik, im Fall eines Einsturzes des Gebäudes bei lebendigem Leib begraben zu werden.

Dann füllte sich das Krankenhaus mit den Verletzten. Das Personal reichte nicht aus, um sie zu versorgen und ich musste helfen. Die Ärzte waren völlig überlastet. Das war mein erster direkter Kontakt mit menschlichem Leiden. Ich versorgte Wunden, wusch die Kranken, gab ihnen zu essen und zu trinken und wickelte Verbandsmaterial auf.

Das Krankenhaushausgelände war bisher in Ruhe gelassen worden, doch in der Stadt brachten die Deutschen Juden auf bestialische Weise um. Sie hatten 1.000 Menschen in die Synagoge getrieben und sie angezündet. Ein Erlass befahl allen Juden, gelbe Davidsterne auf der linken Vorder- und rechten Rückseite der Kleidung zu tragen. Im Krankenhaus arbeitete eine deutsche Krankenschwester, Jadwiga Cilkie. Obwohl sie keine Jüdin war, trug sie den Stern als erste.

Am 26. Juli 1941 wurde uns befohlen, innerhalb von fünf Tagen ins Ghetto *umzusiedeln*. Wir mussten alles zurücklassen, wir durften nur das Nötigste mitnehmen und fanden uns mit mehreren Familien zusammen in nur einer einzigen kleinen Wohnung wieder.

DIE ZETTELCHEN DER RACHE. Zuhause in meinem Zimmer hing ein Wandteppich neben dem Bett. Ich hatte die Angewohnheit, ihn hochzuheben und die Wand dahinter vollzumalen. Als wir ins Ghetto mussten, habe ich vor lauter Wut Beschimpfungen gegen die Deutschen auf die Wand geschrieben. Natürlich wussten meine Eltern nichts davon. Ich habe auch einen ganzen Haufen kleiner Zettelchen damit voll geschrieben und diese in allen Schubladen im gesamten Haus verteilt. Auf Polnisch habe ich ihnen den Tod an den Hals gewünscht, ihnen geschrieben, wie sehr ich sie hasse, sehr harte Sachen standen da. Erst kürzlich ist mir bewusst geworden, was ich da auf dem Weg ins Ghetto gemacht habe. DIE KLEINE HÜNDIN FILUTKA. Nun sollte es losgehen und ich konnte meine Hündin nicht finden. Jemand hatte sie wohl in dem Glauben mitgenommen, dass ich sie ja nun nicht mehr brauchen würde, dass ich sie sowieso nicht ins Ghetto mitnehmen könne. Doch ohne sie wollte ich nicht gehen. Das christliche Krankenhauspersonal bekam Mitleid, als sie mich so verzweifelt sahen, und sie gingen sie suchen und brachten sie mir zurück. Meine Puppen und die

kleine Kutsche, die ich so liebte, schenkte ich Basiunia, der Tochter von Regina. Das war die christliche Köchin, die bei uns im Haus wohnte. Mit meiner kleinen Hündin Filutka im Arm marschierte ich ins Ghetto. Am 1. August 1941 schloss sich das Ghetto hinter mir.

DAS GHETTO. Wir hatten kaum etwas zu essen. Unsere Nahrung bestand aus *Bruwka*, eine Art Kürbis, mit dem eigentlich die Kühe gefüttert wurden. Ausserdem gab es Gerste und Kartoffeln. Dann tauchte Pferdefleisch auf, das einen süsslichen Geschmack hatte und sehr hart war. Man konnte es nur als Hackfleisch zu sich nehmen. Ich mochte das Fett an den Kartoffeln, wenn davor Zwiebeln darin gebraten worden waren. Ich lebte mit meinen Eltern in dem kleinen Häuschen des Krankenhaushauswärters. Uns wurde ein kleiner Raum zugewiesen, den wir mit einem Bett, zwei Sofas, einem Tisch, ein paar Stühlen und einem Schrank ausstatteten.

DIE BÜCHER. Nebenan lebte das Ehepaar Sarevicz. Beide waren Ingenieure und sie hatten all ihre Bücher mit ins Ghetto gebracht. Bücher von Victor Hugo, Knut Hamsun, Upton Sinclair, Molière, Maupassant. Dort begann ich zu lesen. Die Bücher halfen mir sehr über schwierige Momente hinweg. Gegenüber lag eine polnische Schule, immer noch im Bereich des Ghettos. Dort gab es eine Bibliothek. Ich weiss noch, wie ich mir einen Korb gesucht und ihn voller Bücher nach Hause getragen habe. In dieser Bibliothek gab es alle polnischen Klassiker: Sienkiewicz, Bolesław Pruss, Mickiewicz, Raimon und Zeromski.

Und dann entdeckte ich die dritte Bücherquelle: Als ich mich traute, die Treppe auf den Dachboden hochzusteigen, entdeckte ich dort bergeweise Groschenromane. Geschichten, die einfach gestrickt waren, Unterhaltungsliteratur, alberne Handlungen, gewürzt mit subtiler Erotik. Ich war sehr neugierig und ich fügte diese Heftchen meiner Literatursammlung hinzu. Damit meine Eltern nichts bemerkten, steckte ich sie in die Bücher von Sienkiewicz oder Hugo. Im Ghetto habe ich das alles verschlungen. Ich ergötzte mich an «Die Elenden» und «Krieg und Frieden» sowie an Büchern von Cechov und Dostojewski, die ich im russischen Original lesen konnte – auch wenn mich viele überforderten. Durch das Lesen konnte ich der traurigen Realität entkommen.

DAS GEHEIMNIS DER VAGABUNDIN. Im Krankenhaus lag eine alte Vagabundin. Sie gab mir manchmal etwas Geld, damit ich ihr ein wenig Zucker besorgte. Eines Tages starb sie. Als ihr Bett gemacht wurde, fand man unter der Matratze eine stattliche Summe Geld und neben diesem unerwarteten «Schatz» lag eine Ausgabe von Molières «Der Geizige». Die Wertsachen wurden dem *Judenrat* übergeben, doch ich bat meinen; Va-

ter um das Buch. Und ich fragte mich immer wieder, warum sie gerade dieses Buch aufgehoben hatte und wer diese arme Frau wohl wirklich gewesen war. DER TRAUM VON DER LIEBE. Später arbeitete ich in einer deutschen Papierfabrik, die Briefumschläge herstellte. Ich war die jüngste der Arbeiterinnen und die anderen waren sehr freundlich zu mir. Ich war bereits dreizehn. Viele der Mädchen wurden am Tor von ihren Liebsten abgeholt. Aber auf mich wartete niemand, ich ging abends allein nach Hause. Ich begann, mir meinen Traumprinzen auszumalen. Er war kein eleganter Prinz, der auf seinem Pferd angeritten kam, sondern ein mutiger Kämpfer, ein Partisan, der unter seinem groben Militärumhang sowohl eine Waffe zu meiner Verteidigung als auch ein liebendes Herz für mich trug. Ich hatte viele Nächte denselben Traum. Ich träumte, dass ich nach Hause zurückkehren könnte, das Haus war zum Greifen nah, ich war nur einen Schritt davon entfernt – und doch schaffte ich es nie. Die Rückkehr schien so einfach, aber für mich war sie unerreichbar.

FILUTKAS ABENTEUER. Was war mit meiner geliebten Hündin Filutka geschehen? Im Ghetto befahlen die Deutschen die Abgabe aller Hunde. Die Freundin einer bekannten Krankenschwester arbeitete als Hausangestellte bei einem hochrangigen Gestapo-Funktionär. Sie wollte die Hündin mitnehmen und retten. Also gaben wir sie ihr und später erzählte sie uns, was danach passierte: Immer, wenn der Nazi in ihre Nähe kam, um sie zu streicheln, drückte sie sich auf den Boden und wenn er die Hand nach ihr ausstreckte, schnappte sie danach. Eines Tages, als Papa gerade jemanden in seinem Büro empfing, schoss sie wie eine Kanonenkugel herein, stürzte sich auf ihn und leckte wie verrückt sein Gesicht. Ich weiss nicht, wie sie dem verhassten Deutschen entkommen war, aber sie hatte die ganze Stadt durchquert, war ins Ghetto hineingekommen und war zu uns zurückgekehrt. Sie blieb im Ghetto. Sie war schwanger und ist bei der Geburt gestorben. Wir haben sie angemessen beerdigt – etwas, das wir für meinen Vater nicht tun konnten. Er wurde auf dem Todesmarsch ermordet und wie ein Hund in den Graben geworfen.

DIE GEHEIME SCHULE. Im Ghetto wurde heimlich eine Schule organisiert. Der Unterricht fand in kleinen Gruppen von etwa vier bis sechs Schülern in den Häusern der Lehrenden statt. Ich begann mit einer Gruppe, die sich in einem alten, kleinen Holzhäuschen traf. Die Lehrerin hatte rotes Haar und war nicht besonders hübsch. Doch wenn der Unterricht begann, verschwand ihre Hässlichkeit und ihre Liebe und Weisheit strahlten. Es geschah etwas sehr Seltsames: Die Gefahr und Herausforderung durch den Feind steigerten meine Wissbegier. Das ging sogar so weit, dass ich Mathematik nicht mehr hasste und Algebra und Geometrie lernte. Nicht alle Kinder konnten solche Privilegien ge-

niessen. Die obdachlosen Kinder mussten um etwas zu essen kämpfen und nicht selten waren sie die einzige Stütze ihrer Familie.

DAS KULTURELLE LEBEN. Ich erinnere mich an die Zusammenkünfte in unserem Haus. Dort wurden die allgemeinen Entwicklungen besprochen und die wahren Absichten der Deutschen zeigten sich immer deutlicher. Ausserdem wurde auch gesungen, Gedichte rezitiert und Witze erzählt. Zum Beispiel folgender: «Ein Deutscher bekam ein Glasauge, weil er sein eigenes an der Front verloren hatte. Er war von der Perfektion des Implantats sehr angetan und betonte ständig, dass es unmöglich sei, das echte Auge vom falschen zu unterscheiden. Er schloss sogar Wetten darüber ab. Eines Tages wurde eine Gruppe Juden vorbei getrieben, die ermordet werden sollten. Unter ihnen war ein kleiner Junge. Der Deutsche forderte ihn heraus und versprach, ihn am Leben zu lassen, wenn er herausfände, welches seiner Augen das falsche sei. Der Junge schaute ihn genau an und meinte schliesslich, es sei das rechte. Der Deutsche konnte es kaum fassen und er fragte den Jungen, an was er das Glasauge erkannt habe. Dieser antwortete gelassen: ‚Es hatte etwas Menschliches.›»

DER WIDERSTAND. Das Krankenhaus wurde zu einem Treffpunkt des Widerstands. Man begann mit dem Bau von Verstecken, *Bunker* von jeder Machart wurden eingerichtet, von einfachen Löchern bis hin zu gut ausgestatteten Zufluchtstätten der reicheren Leute, mit Licht, Wasser und Vorräten. Ich erinnere mich noch gut an die Freude im Ghetto, die die Nachricht von Paulus' Niederlage in Stalingrad im Februar 1943 auslöste. Im Februar fand auch die erste *Aktion* statt, der Widerstand war noch nicht vorbereitet. Der *Judenrat* rief die Leute zusammen, doch die meisten stellten sich nicht, sondern verbargen sich in den zuvor eingerichteten Verstecken.

VERSTECKT. Wir versteckten uns an einem gut getarnten Ort: unter einem Kohlehaufen im Stall. Wir zwängten uns zu fünft in einen winzigen Raum, in dem es kaum Luft zum Atmen gab. Zusammengekauert verharrten wir in tödlichem Schweigen, wagten kaum zu atmen und lauschten gespannt den Geschehnissen draussen. Schüsse, das Gebrüll der Deutschen und die Klagen der Opfer. Jedes Mal, wenn wir Schritte auf uns zukommen hörten, stockte uns der Atem und das Blut gefror uns in den Adern. Als sich die Deutschen am Abend zurückzogen, beschlossen wir, das Versteck zu verlassen und dem Tod ins Auge zu sehen. Alles war besser als diese Qual. Wir gingen ins Haus zurück.

AUF DER «ARISCHEN» SEITE. Mein Vater versteckte mich auf einem Karren aus dem Krankenhaus, er hatte einen Passierschein, mit dem er auf die «arische» Seite konnte. Er brachte mich zu Gärtner Antoni, der ausserhalb der Stadt lebte, und den er fragen wollte, ob er mich nicht aufnehmen würde. Mir hatte er nichts gesagt, ich wusste nicht,



dass er mich dort lassen wollte. Ich erinnere mich an die Angst, die mir der Anblick der Strassen bereitete, die ich früher so frei entlang spaziert war. Ich hatte das Ghetto bisher nie verlassen. Und nun sah ich die gemächlich flanierenden Menschen, die spielenden Kinder und die Häuser, in deren geöffneten Fenstern Blumentöpfe standen und luftige Gardinen wehten. Ich fühlte mich wie ein gejagtes Tier. Bei Antoni wurden wir freundlich empfangen und sie entschieden sich, uns zu helfen. Wir kehrten wieder ins Ghetto zurück und dort eröffneten mir meine Eltern ihren Plan, dass ich bei Antoni bleiben sollte. Ich stellte mich verzweifelt dagegen, ich wollte mich um nichts auf der Welt von ihnen trennen, sie konnten mich mit nichts überzeugen. Diese Entscheidung habe ich nie bereut.

DIE LIQUIDIERUNG DES GHETTOS. In der Nacht zum 16. August 1943 begann die SS um zwei Uhr morgens, das Ghetto zu umzingeln. Um sechs begann die *Liquidierung*. An den Häuserwänden hingen Plakate auf Polnisch, Deutsch und Jiddisch, auf denen das sofortige Erscheinen auf dem *Umschlagplatz* befohlen wurde. Wir mussten alles zurücklassen und durften nur ein wenig Kleidung und Nahrungsmittel mitnehmen. Doch nun begann die Gegenwehr der Widerstandsbewegung. Vom Krankenhaus aus beobachtete ich einige Zusammenstöße. Ich hatte grosse Angst, doch ich war auch stolz auf den Mut der Kämpfer und auch auf den der gewöhnlichen Leute, wie beispielsweise der Krankenschwester, die in den Kugelhagel rannte, um die Verletzten zu bergen. Wir hatten bereits gehört, was im Warschauer Ghetto geschehen war, wir wussten, dass es keine Rettung gab – und trotzdem kämpften wir.

DIE LIQUIDIERUNG DES KRANKENHAUSES. Später folgte die *Liquidierung des Krankenhauses*, an die ich mich lückenlos erinnern kann. Die Deutschen brüllten «Schnell, raus, raus!»<sup>53</sup> und stiessen die Kranken vor sich her, die sich kaum auf den Beinen halten konnten. Sie warfen die Sterbenden, die Wöchnerinnen und die Neugeborenen wie Abfall auf die bereitstehenden Karren. Am Schluss kam das Personal dran, darunter wir. Überall lagen Tote und Verletzte zwischen den herausgerissenen Kleiderhaufen herum. Direkt neben uns versuchte ein Neugeborenes an der Brust seiner jungen Mutter zu trinken – doch diese war bereits tot. Diese Bilder haben sich mir für mein ganzes Leben ins Gedächtnis gebrannt. Ich sehe immer vor mir, wie die Babys und Kinder brutal von ihren Müttern weggerissen wurden. Ich kannte viele davon, es waren die Kinder des Personals. Wir konnten nichts dagegen tun. Die Blockade des Ghettos dauerte bis zur Zerschla-

53 Mira zitiert auch im spanischsprachigen Original den Satz auf Deutsch. (Anm. d. Üb.)

gung des Widerstands am 19. August. Wir verfolgten aufmerksam die Geschehnisse an der Front, ich hatte eine Landkarte an die Wand gehängt, auf der ich das Vorrücken der Roten Armee mit Fähnchen markierte. Zu jener Zeit war ich vierzehn Jahre alt.

AUF DER SCHWELLE. Meine Mutter und ich blieben allein zwischen den Toten, Sterbenden und den überall herumliegenden Kleiderbergen zurück. Die Deutschen hatten meinem Vater befohlen, das Krankenhaus aufzuräumen. Meine ganze Familie jedoch, meine Tanten und Onkel, Cousinen und Cousins, alle waren nach Pietrasze zum Umschlagplatz gebracht und von dort nach Treblinka deportiert worden. Etwas später holten sie auch uns. Auf dem Umschlagplatz trafen wir einen Teil der Verschleppten wieder. Unter freiem Himmel zusammengepfercht und von den ukrainischen Hilfstrophen und der SS umstellt, hatten wir weder Nahrung noch Wasser. Wir waren völlig verzweifelt. In der Mitte war ein Graben, wo die Leute ihre Notdurft verrichten mussten. Ich konnte den Druck meiner Blase kaum aushalten, doch ich wollte dort nicht hingehen. Aber es gab keine andere Möglichkeit. Ich hatte das Gefühl, als ob meine Blase platzen würde, doch es kam kein einziger Tropfen. Erst als mich Mama und Papa vor den Blicken der anderen schützten, konnte ich pinkeln.

## Kapitel 4

### Die Lager

Waren die Ghettos in der Regel die erste Station auf der Reise zu Terror und Tod, wurden die Lager für den grössten Teil der Kinder zur Endstation. Von hier gab es kaum mehr ein Entrinnen. Die allermeisten Neuankömmlinge hatten bereits lange Monate oder gar Jahre in völlig überfüllten Ghettos überlebt – von Krankheiten verseucht, ohne Lebensmittel und die grundlegendste Versorgung. Bereits bei ihrer Ankunft waren sie in sehr schlechter Verfassung. Nicht nur körperlich, sondern auch psychisch. Waren sie erst einmal im Lager, ergriff viele das Gefühl einer allumfassenden und absoluten Hilf- und Machtlosigkeit. Das Gefühl von Isolation und Verlassenheit – von Gott und der Welt – nagte häufig mehr als Hunger und Erschöpfung. Aufgrund des Nahrungsentzugs und der Zwangsarbeit wird die durchschnittliche Lebenserwartung der im Lager Angekommenen auf maximal sechs Monate geschätzt. Diejenigen, die sich bei diesem gewaltsamen Abstieg in den erbärmlichen Lageralltag voller Gestank, Unmenschlichkeit und Feindseeligkeit selbst aufgaben, erhielten den Beinamen Muselmann. Sie wuschen sich nicht mehr, irrten mit leerem Blick umher und ihre Tage oder Stunden waren gezählt: Wer einmal zum Muselmann geworden war, musste nicht mehr lange auf den Tod warten. Nur sehr wenige Kinder überlebten die Lager. Normalerweise wurden sie noch am Tag ihrer Ankunft in den Tod geschickt. Doch es gab auch einige Lager, in denen ganze Familien gefangen waren, wie beispielsweise in Mogilev Podolsk, wo Anushka war. Diejenigen, die ihr wirkliches Alter verbergen und sich als älter ausgeben konnten, hatten noch eine bessere Überlebenschance. Zumindest überstanden sie so die erste Selektion<sup>54</sup> und konnten den für sie vorgesehenen Tod in der Gaskammer hinauszögern.

54 Bestimmte Wörter haben einen so negativen Beigeschmack, dass sie im Alltag nicht mehr verwendet werden können. In Argentinien sind Bezeichnungen wie «Verschwundene» oder «Prozess» traurige Beispiele hierfür (Die Selbstbezeichnung der Militärdiktatur in Argentinien 1976-1983 lautete «Prozess der Nationalen Reorganisation». Die Zahl der während der Militärdiktatur «Verschwundenen» wird auf bis zu 30.000 Personen geschätzt. Anm. d. Üb.): Obwohl sie so gewöhnlich erscheinen,

Jean-Paul Sartre beschliesst sein Drama «Geschlossene Gesellschaft» mit dem Satz «Die Hölle, das sind die Anderen». In den folgenden Berichten zeigen uns die «Kinder» das Gegenstück: «Die Rettung, das sind die Anderen». Die «Kinder», die die Lager überlebten, betonten die wichtige Rolle von zwischenmenschlichen Beziehungen immer wieder. Diese boten Schutz und gaben ihnen Mut. Sie betrachteten den Zusammenhalt unter den Häftlingen als Voraussetzung für den Erhalt ihres Lebenswillens. Diese «Kinder» erreichten nie das Stadium des Muselmanns, sie gaben sich nie auf. Und das verdanken sie den Menschen um sich herum, die ihnen die Menschlichkeit entgegenbrachten, die sie zum Weiterleben brauchten.

### **Judith** (17 Jahre)

DEPORTIERT. Im Oktober luden sie uns auf diese berühmten Waggonen und wir wurden weggebracht. Wir waren sicher, dass es nach Deutschland gehen würde, doch dann hielten wir auf dem freien Feld und die Männer mussten aussteigen: «Alle Männer raus!» In diesem Moment wussten wir nicht, wer von uns überleben würde: Die im Waggon oder die, die herauskommandiert worden waren. Dann setzte sich der Zug wieder in Bewegung und wir fuhren ohne die Männer weiter. Die Fahrt dauerte eine Ewigkeit.

tragen sie doch eine so schwere historische Last, dass sie heute auf nur eine spezifische Bedeutung reduziert sind. Neben anderen Hinterlassenschaften des Nationalsozialismus, geschah genau dies mit dem Wort «Selektion». Direkt nach ihrer Ankunft wurden die Neuankömmlinge von SS-Männern oder auch SS-Ärzten *selektiert*. Je nachdem, ob sie auf die rechte oder linke Seite geschickt wurden, bedeutete das entweder das sofortige Todesurteil oder dessen Aufschub. Die erste Trennung erfolgte nach Geschlecht, so dass die Familien auseinandergerissen wurden. Die Säuglinge und Kleinkinder blieben bei ihren Müttern. In Auschwitz, das nicht nur ein Vernichtungs-, sondern auch ein gigantisches Zwangsarbeitslager war, wurden die gesunden Frauen und Männer zwischen 18 und 40 Jahren zur «Vernichtung durch Arbeit» ausgewählt. Die «Geretteten» wurden kahl rasiert und bekamen eine Häftlingsnummer eintätowiert, anschliessend erhielten sie die oft unvollständige, unpassende oder zerschlissene Häftlingskleidung. Die Essensrationen waren völlig unzureichend, die hygienischen Bedingungen unerträglich und ausreichenden Schlaf gab es nicht. Die Bedrohung durch die regelmässigen Selektionen war allgegenwärtig. Diejenigen, die in Majdanek und Auschwitz *ausselektiert* wurden, wurden direkt in den Gaskammern ermordet. Zuvor wurden ihnen die Kleidung und eventuelle Wertgegenstände abgenommen und die Haare geschnitten; bevor die Toten anschliessend verbrannt wurden, riss man ihnen sogar noch die Goldzähne heraus. Ihre Asche wurde als Dünger verwendet.

IM LAGER. Wir kamen nach Ravensbrück<sup>55</sup>, nach Deutschland. Im Lager angekommen, trieben sie uns zu zehnt in einen dunklen, kalten Raum. Ob auch jemand wieder hinausging, konnten wir nicht sehen. Als ich eintrat, zwangen sie mich, alle meine Kleider auszuziehen, nur die Schuhe liessen sie mir. Ich bekam die völlig verlauste Häftlingskleidung: Ein Hemd, eine Hose und einen Männerpullover, die mit meiner Häftlingsnummer gekennzeichnet wurden. Nun war ich keine Persönlichkeit mehr, sondern eine Nummer. Sämtliche Körperteile wurden untersucht, um festzustellen, ob ich nichts versteckt hatte – und das, obwohl ich noch Jungfrau war.

WASSER ODER GAS? Anschliessend wurden wir von den Männern in die Duschräume getrieben, wir waren völlig nackt. Diesen Moment werde ich niemals vergessen. Ich weiss nicht, warum sie mich nicht kahl schoren. Ich war mit meiner Mutter, meiner Tante und meiner vierjährigen Cousine zusammen. Sie brachten uns in ein Badezimmer und gaben uns Handtücher, die eher wie Putzlappen aussahen. Wir wussten nicht, ob Wasser oder Gas aus den Duschköpfen strömen würde. Eine der Frauen tastete den Fussboden ab, um zu sehen, ob er sich bewegen liesse. Sie

55 Ravensbrück war das grösste nationalsozialistische Frauenkonzentrationslager auf deutschem Gebiet. Es wurde 1939 in einer Wald- und Seenlandschaft in der Nähe von Fürstenberg/Havel errichtet. Die Lebensbedingungen waren genauso entwürdigend wie in den anderen Konzentrationslagern auch: Die Frauen wurden durch Nahrungsentzug, körperliche Strafen und Folter sowie Erhängen oder Erschiessen ermordet. Diejenigen, die zu schwach für die Zwangsarbeit waren, wurden in den Gaskammern – erst in der «Heil- und Pflegeanstalt Bernburg», ab Januar 1945 in Ravensbrück selbst- oder durch tödliche Injektionen umgebracht oder es wurden unter der Leitung von Prof. Dr. Karl Gebhardt pseudo-medizinische Experimente an ihnen durchgeführt. Sowohl innerhalb der Lagermauern als auch in den direkt anschliessenden 20 Werkshallen der Firma *Siemens & Halske*, sowie in den mehr als 40 Aussenlagern mussten die Häftlinge Tag und Nacht Zwangsarbeit leisten, bis sie starben. Aufgrund der steigenden Häftlingszahlen wurde das Konzentrationslager ständig erweitert, 1941 wurde ein Männerlager angegliedert und 1942 kam das Jugendkonzentrationslager für Mädchen und junge Frauen Uckermark dazu. Ende 1941 waren 12.000 Häftlinge registriert, ein Jahr später waren es 15.000 und Ende 1943 hatte sich mit 42.000 die Anzahl der Häftlinge mehr als verdreifacht. Es gab ein Krematorium und im November 1944 richtete die SS eine provisorische Gaskammer ein. Zu diesem Zeitpunkt waren 80.000 Menschen in Ravensbrück inhaftiert. Insgesamt sind etwa 13 2.000 Frauen und Kinder als Häftlinge registriert worden, von denen nach Schätzungen etwa 92.000 ermordet wurden. Am 27. April 1945 begannen die Todesmärsche aus dem Lager, nur etwa 3.000 kranke und erschöpfte Frauen und 300 Männer blieben dort zurück und wurden am 30. April 1945 von der Roten Armee befreit. Die Befreiung der Überlebenden der Todesmärsche durch russische Einheiten erfolgte nur wenige Stunden später.

## Die Hintergründe der Lager

Nach dem Wahlsieg der NSDAP bei der Reichstagswahl 1933 stieg mit den darauffolgenden Verhaftungswellen gegen politische Gegner auch der Bedarf an Haftlingsanstalten. Da die bereits bestehenden Gefängnisse nicht ausreichten, wurden Konzentrationslager wie Dachau, Buchenwald, Sachsenhausen oder Ravensbrück errichtet.<sup>56</sup>

Den ersten Massenmorden fielen Psychiatriepatienten sowie Menschen mit Behinderung zum Opfer. Ihre verharmlosend als «Euthanasie» bezeichnete und als «wissenschaftlich» deklarierte systematische Ermordung war der erste Schritt auf dem Weg zur angestrebten «*Aufartung* des deutschen Volkes», bzw. der «*Rassischen Säuberung*».

Bereits zu jener Zeit wurden die Methoden angewendet, die später zu trauriger Berühmtheit gelangen sollten: Die Ermordung durch Gas und anschließende Verbrennung im Krematorium.

Danach folgte die nächste Stufe im Plan der gesellschaftlichen Neuordnung: Die «Befreiung» des Staatsgebiets von Juden. Nach Ansicht einiger Historiker war der ursprüngliche Plan der Nationalsozialisten noch nicht die Vernichtung der Juden, sondern ihre Deportation. Dieses Vorhaben sei daran gescheitert, dass kein Staat gefunden werden konnte, der sie aufnehmen wollte. Nach dem Überfall auf Polen sei die Zahl von mehr als drei Millionen jüdischer Bürger als zu hoch für die geplante Deportation eingeschätzt worden, so dass die Entscheidung zur Vernichtung getroffen wurde.

1941 brach Deutschland den *deutsch-sowjetischen Nichtangriffspakt* und deutsche Truppen marschierten in Osteuropa ein. Unmittelbar hinter ihnen folgten die Einsatzgruppen, die die jüdische Bevölkerung über ein weitläufiges Gebiet jagten, zusammentrieben und ermordeten. Männer und Frauen, Kinder, Jugendliche und Alte, Kranke und Schwangere wurden dazu gezwungen, ihre eigenen Gräber zu schaufeln, bevor sie erschossen wurden. Obwohl die *Einsatzgruppen* etwa eineinhalb Millionen Juden ermordeten, wurde diese Methode von der NS-Führung als unpraktisch und ineffektiv beurteilt, sie war zu langsam und zu teuer.

Um das Ziel eines vom «jüdischen Abschaum gesäuberten» Europas – «und morgen die ganze Welt» – zu erreichen, musste der Ablauf beschleunigt werden. Die Deportationen der in den Ghettos zusammengepferchten Menschen zu ihrer industriell durchgeführten Vernichtung erforderte eine bessere Logistik. Hier nahm das Eisenbahnnetz eine zentrale Rolle ein: Mit der Reichsbahn konnten Millionen von Menschen transportiert werden; so wur-

de es erst möglich, sie in Lagern zusammenzupferchen, zur Zwangsarbeit einzusetzen und anschliessend zu ermorden. Die Lager wurden an wichtigen Knotenpunkten des Eisenbahnnetzes errichtet, vorwiegend im besetzten Polen. Dort lebten die meisten Juden und ausserdem rechneten die Deutschen mit der Unterstützung der polnischen Arbeitskräfte.

Die Lager waren unterschiedlich, lassen sich jedoch in drei Hauptkategorien einteilen:

**Vernichtungslager:** Die wichtigsten Vernichtungslager sind Treblinka, Belzec, Chelmno, Sobibór, Auschwitz-Birkenau und Majdanek in Polen. Ausserdem gab es Vernichtungslager in Belarus<sup>57</sup> und auch in anderen Ländern wie der Ukraine, Rumänien, Jugoslawien<sup>58</sup>, Frankreich oder der Tschechoslowakei wurden bereits bestehende Konzentrationslager vor allem gegen Ende des Zweiten Weltkriegs in Vernichtungslager umgewandelt.<sup>59</sup>

**Arbeitslager:** Dort mussten die Häftlinge bis zur völligen Erschöpfung in verschiedenen Fabriken Zwangsarbeit leisten, häufig arbeiteten sie in der Herstellung von Munition.

**Konzentrationslager:** Die Inhaftierten konnten hier noch auf ihre Entlassung hoffen. Es gab auch kombinierte Lager.

Bis Kriegsende hatten die Deutschen mehr als 10.000 Lager errichtet und betrieben. Allein in Polen, das von den Deutschen in ein Zentrum der menschlichen Zerstörung verwandelt worden war, gab es 5.800 Stück.

56 Während zu Beginn noch die Inhaftierung politischer Gegner der NSDAP im Vordergrund stand, wurde schliesslich die massenhafte Ermordung von Juden durch *Zwangsarbeit* («*Vernichtung durch Arbeit*»), Unterernährung, Seuchen und Krankheiten zum Hauptziel. Auch andere Opfergruppen wie Sinti und Roma, Homosexuelle oder so genannte Asoziale wurden in den Konzentrationslagern gequält und ermordet. (Anm. d. Üb.)

57 Bronnaja Gora und Maly Trostinez (Anm. d. Üb.)

58 Jasenovac (Anm. d. Üb.)

59 Im Gegensatz zu den Konzentrationslagern, wo die Häftlinge überwiegend durch Krankheit, Unterernährung und Zwangsarbeit umgebracht wurden, dienten Vernichtungslager einzig der sofortigen Ermordung der Deportierten. Die Anwendung der Bezeichnung auf andere Lager als die erwähnten sechs in Polen ist sowohl unter Historikern als auch Überlebenden sehr umstritten, da deren Funktion und Ausmass mit der anderer Lager nicht zu vergleichen seien. (Anm. d. Üb.)

meinte nämlich, dass man in den Gaskammern den Boden aufklappen könne, so dass die Leichen direkt in eine Grube fielen. Schliesslich kam Wasser und wir mussten uns duschen.

DIEBSTAHL. Dann kamen wir mit den anderen Häftlingen zusammen in eine Baracke. Es gab die unterschiedlichsten Menschen dort, auch Zigeunerinnen. Wir mussten gut aufpassen, denn nachts überfielen sie uns und raubten uns die Zahnbürste oder das Brot. Einmal musste ich meine Schuhe verkaufen, um dafür Brot für meine Mutter zu besorgen – ihres war gestohlen worden.<sup>60</sup>

DIE SISYPHOSARBEIT. Ich musste arbeiten. Sie brachten uns auf ein freies Feld, wo wir Steine zerschlagen mussten. Wir mussten sie dann aufladen, fort- und wieder zurückschleppen. Genau wie Sisyphos aus der griechischen Mythologie: Eine Tätigkeit völlig ohne Sinn und Zweck, sie zielte allein darauf ab, uns zu entmenslichen. Abends wurden wir ins Lager zurückgebracht.

AUF DASS SIE BLOSS NICHTS MERKEN! Unser Alltag im Lager unterschied sich nicht von dem anderer Lagerhäftlinge. Manchmal wurden wir morgens herausgejagt, um zwei Stunden Appell zu stehen. Wir wurden auf dem Appellplatz gezählt, um zu sehen, ob jemand fehlte. Dafür kamen die weiblichen Soldatinnen, die so genannten Aufseherinnen, in Stiefeln und mit Peitschen. Anschliessend mussten wir in unseren Holz pantinen zur Fabrik laufen, im Winter durch den Schnee. Wir liefen an den Feldern vorbei, auf denen deutsche Frauen arbeiteten, die uns verständnislos anstarrten. Daraufhin zwangen uns die Aufseherinnen, deutsche Märsche zu singen, damit die Bäuerinnen nicht bemerkten, wer wir in Wirklichkeit waren.

ZUNEIGUNG. Die *Blockälteste* unserer Baracke war eine ukrainische Katholikin namens Szura. Sie mochte meine kleine Cousine sehr gerne und gab ihr deshalb zu essen. Dank ihr überlebte sie.

60 «Diese Gruppe stand im Lageralltag draussen und auch nach der Befreiung blieb sie draussen. Sicherlich erregten die Kinder Mitleid. Häftlinge steckten ihnen Brot zu, versteckten sie oder halfen auf andere Weise. Die Sterilisationen, die an Sinti und Roma, auch an ganz jungen Mädchen vorgenommen wurden, erregten bei vielen Abscheu. Die Lebenserinnerungen von Ravensbrückerinnen sind ansonsten aber meist geprägt von einer grossen Distanz, Abgrenzung und negativen Abwertung, die sich festmacht am Aussehen und sozialen Verhalten. Persönliche Kontakte scheinen die Ausnahme gewesen zu sein. Irgendwie war diese Gruppe vorhanden, aber eigentlich kannte man diese Menschen nicht. Die gesellschaftliche Ausgrenzung und die Vorurteile waren auch im Lageralltag virulent. Aber wie hätte die Hölle des Lagers auch eine andere, bessere Welt hervorbringen können?» Zit. n. Barbara Danckwört in *Vergessene Opfer: Sinti und Roma als Häftlinge in Ravensbrück*. Ravensbrückblätter Nr. 111, Juni 2002. (Anm. d. Üb.)



ETWAS HATTE IHN BERÜHRT. Eines Tages kam ein Deutscher ins Lager, um Arbeitskräfte für seine Flugzeugfabrik in Wittenberg zu kaufen. Unsere Baracke musste vollständig zur Selektion antreten. Als ich an der Reihe war, schickte er mich auf die rechte Seite, bei meiner Mutter befahl er «links!» Sie war sehr schwach und schien ihm nicht arbeitstauglich zu sein. Ich ging zu ihm und bat ihn weinend und auf Deutsch, dass er meine Mutter doch mit mir mitgehen lassen sollte. Statt mich zu beschimpfen oder noch Schlimmeres mit mir anzustellen, befahl er, dass wir erneut aufmarschieren sollten – doch er wählte sie nicht aus. Am nächsten Tag wurde ich auf einen Lastwagen geladen und verliess das Lager. Meine Mutter, meine Tante und meine Cousine blieben zurück. Von nun an war ich auf mich allein gestellt.

Als wir in Wittenberg ankamen, betrat der Deutsche die Baracke und fragte nach dem Mädchen, das nach seiner Mutter geweint hatte. Ich meldete mich und er meinte, dass ich mir keine Sorgen machen solle, am nächsten Tag wäre sie wieder bei mir. Etwas hatte ihn berührt, ich weiss nicht, ob es mein Mut oder meine Verzweiflung war.

DIE FABRIK WAR EINETÄUSCHUNG. Die Flugzeuge wurden in der Fabrik auf- und anschliessend wieder abgerüstet. Kein einziges Flugzeug wurde fertiggestellt und verliess die Halle, es gab weder Arbeitsmaterial noch genügend Lebensmittel für die Arbeiter. Der alleinige Zweck der Fabrik lag darin, das Personal vor dem Einsatz an der russischen Front zu schützen. Wenn eine Inspektion anstand, wusste man das schon vorher, so dass alles so hergerichtet wurde als ob die Fabrik tatsächlich in Betrieb sei. Waren die Inspektoren wieder gegangen, wurden die Teile wieder demontiert. Auch so etwas brachten die Deutschen fertig – allerdings nicht die Soldaten, sondern Zivilisten. Die Kontrollen waren nicht mehr ganz so streng, denn es war bereits Ende 1944 und das Kriegsende war absehbar.

DER BRIEF AN MAMA. Ich wurde krank und in ein kleines Krankenhaus gebracht, was mir das Leben rettete. Dort wurden wir nämlich wegen der Bombardierungen nachts alle in einen Bunker gebracht. Neben mir lag ein Mädchen, das am nächsten Tag dorthin verlegt werden sollte, wo meine Mutter war. Ich bat die Krankenschwester um einen Stift und Papier und schrieb einen Brief an meine Mutter, den ich dem Mädchen mitgab. Nach zwei Tagen wurde ich ins Büro gerufen und mir wurde mitgeteilt, dass das Schreiben von Briefen verboten sei. Ich antwortete, dass ich nichts Schlechtes geschrieben hätte und da der Brief auf Polnisch war, bot ich an, ihn zu übersetzen. Schliesslich musste ich zur Strafe zwölf Stunden auf den harten Steinen des Vorplatzes | knien. Das Mädchen, dem ich den Brief gegeben hatte, wurde umgebracht.

DAS ENDE. Jede Baracke hatte Fenster, von denen aus man den Zaun und dahinter die Strasse sehen konnte. Die Sonntage verbrachten wir an den Fenstern, wir erzählten uns von Büchern und Filmen, wir sangen oder sprachen vom Essen. Bereits im März sahen wir aus unseren Fenstern die vorbeiziehenden Truppen, was uns zeigte, dass die Deutschen verloren und die Wege blockiert waren. Eines Tages wurden wir auf den Appellplatz gerufen. Dort wurde uns gesagt, dass wir an einen anderen Ort marschieren sollten. Doch niemand konnte mehr einen Fuss vor den anderen setzen. Als wir zum Abmarsch aufgestellt waren, kam der Befehl, zu bleiben. Die Wege waren blockiert. Wir kehrten in unsere Baracken, jedoch nicht mehr zur Arbeit zurück. Wir bekamen ein Stück Brot und etwas Suppe.

BEFREIT! Die Deutschen flohen, alle. Eines Nachts kam unser Chef und sagte uns, dass sie gehen würden. Wir wären nun alleine, der Zaun sei offen und wir sollten tun, was wir für richtig hielten. Wir Jüdinnen wussten weder was wir tun noch wohin wir zurückkehren sollten, also blieben wir. Wir waren vier Freundinnen, die immer zusammen waren, ich war die Jüngste, zwei waren Schwestern. Sie leben heute in Israel, die dritte lebt in den Vereinigten Staaten. Als allererstes gingen wir in die Küche, um etwas zu essen zu suchen. Ich verstaute die Nahrungsmittel später alle unter meinem Bett. Als ich einen Topf mit Butter fand, steckte ich meine Hand mitten hinein – das war ein unbeschreibliches Gefühl! Doch in diesem Moment begann ein neues Bombardement und anstatt zu essen, mussten wir fliehen. Das war unser Glück, denn ansonsten wären wir sehr krank geworden. Nach so langer Zeit ohne Nahrung ist es für den Magen nicht zu schaffen, wenn man plötzlich wieder normal isst. Nun flogen also die Kampfflugzeuge über uns und wir flohen in einen Lagerraum, wo wir auf eine grosse Gruppe Französinen stiessen. Wir befanden uns genau in der Schusslinie zwischen den Russen und den Deutschen, wir konnten die Bomben über unseren Köpfen fühlen. EIN PROJEKTIL FÜR JEDE. Plötzlich kehrte wieder Ruhe ein und eine nach der anderen liefen wir zu der Fabrik, in der die Russen waren. Als ich dort ankam, sah ich neben der Tür eine *Katjuscha*, einen russischen Raketenwerfer stehen. Als wir daran vorbeiliefen, hoben uns die Russen eine nach der anderen hoch und riefen: «Dieses Projektil ist für dich!» Dann brachten sie uns in die Büroräume der Fabrik. Dort suchten wir etwas zu essen und wir fanden Sardinenbüchsen – doch niemand hatte einen Dosenöffner. Nachts hörten wir Stimmen, worauf wir uns in den Keller zurückzogen. Dort stand ein russischer Offizier, der den Deutschen gerade ein Ultimatum stellte. Der Moment, als er damit fertig war, war unvergesslich, mir kam es vor wie ein Traum. Trotzdem wurde uns; dann gesagt, dass wir nicht bleiben konnten, da die Deutschen

vielleicht zurückkehrten. Wir sollten eine nach der anderen von der vordersten Front weg und dann weiter. Ich konnte die vorderste Gefechtslinie sehen, die Soldatinnen und Soldaten in den Schützengräben, die Feldküchen, die sie auf den Schultern mitschleppten, all das gab es dort.

DIE ERSTEN JÜDINNEN. Der befehlshabende russische Offizier war Jude. Er sagte, dass wir die ersten Jüdinnen wären, die er nach dem Krieg sähe. Er brachte uns zu einem Haus, da die Front gefährlich war und er fürchtete, die Soldaten könnten uns vergewaltigen. Wir erlebten noch ein paar kritische Momente, doch uns geschah nichts. Ich hatte bereits einen Russen über mir, doch am Ende tat er mir nichts: Ich begann nämlich, mit ihm zu reden und dann unterhielten wir uns einfach, er sprach Russisch und ich Polnisch.

Gleich nach meiner Ankunft im Lager hatte meine Menstruation aufgehört. Es hiess, dass in unser Essen Bromid gemischt wurde. Ausserdem war ich sehr dünn, ich wog noch 39 Kilo.

### **Elsa** (20 Jahre)

DIE ERSTE ETAPPE: DRANCY. Ich hatte zusammen mit meinem Verlobten Georges und einem befreundeten Paar, Bety und Henri, für den Widerstand gearbeitet. Wir wurden jedoch denunziert und versuchten deshalb, in die Schweiz zu fliehen. Auf halbem Wege erwischten uns die Deutschen. Wir wurden voneinander getrennt und in das Gefängnis nach Belfort gebracht: Bety und ich mussten mit den Frauen gehen, Georges und Henri mit den Männern. Etwa drei Wochen lang wurden wir dort festgehalten, dann wurden wir nach Drancy<sup>61</sup> gebracht.

61 Drancy war ein Sammel- und Durchgangslager nordöstlich von Paris. Wie andere Lager in Frankreich auch, war es von der Regierung Philippe Pétains auf Befehl der Besatzungsmacht eingerichtet und von der französischen Polizei kontrolliert worden. Die ersten Häftlinge wurden dort 1941, nach den ersten Menschenjagden auf Juden, interniert. Die Brutalität der französischen Wachen ist durch eine Vielzahl an Aussagen und Dokumenten belegt. Die Lebensbedingungen waren miserabel und selbst für die einfachsten menschlichen Grundbedürfnisse war nicht gesorgt, eine Nahrungs- oder Gesundheitsversorgung gab es nicht. Der grösste Teil der Juden, die von Frankreich nach Auschwitz deportiert wurden, passierten das Durchgangslager Drancy. Die Sterberate war hoch. Als im Juli 1943 die Deutschen die Leitung direkt übernahmen und das französische Personal ersetzt wurde, verbesserte sich die Situation ein wenig. Es gibt Beweise dafür, dass mehr als 3.000 Häftlinge am Nahrungsentzug und den unmenschlichen Bedingungen in den Lagern in Frankreich starben. In der Nacht vom 16. auf den 17. Juli 1942 fand die *Rafle du Vel d'Hiv statt*, die grosse Razzia des Winter-Velodroms, die später zu trauriger Berühmtheit gelangte. Das *Vélodrome d'Hiver* war eine Radsporthalle in Paris, die nach dem Krieg abgerissen wurde. Ursprünglich sollten Juden ab 16 Jahren festgenommen werden,

Das muss im Oktober 1943 gewesen sein. Dort gab es ein wenig Bewegungsfreiheit und es war eine grosse Freude, als wir unsere Jungs wiedersahen. Wir blieben etwa zwei Monate, Anfang Januar 1944 begann unsere Deportation.

DIE DEPORTATION. Ich war zusammen mit Georges, Bety und Henri im Waggon. Die Fahrt war entsetzlich! Sie erschien mir endlos, ich wusste noch nicht einmal, wie viele Tage wir unterwegs waren. Sie brachten uns nach Birkenau<sup>62</sup>. Wir kamen nachmittags an, es war noch ein wenig hell. Wir wurden von deutschen Offizieren mit Hunden empfangen und anschliessend auf die bereitstehenden Lastwagen geladen. Georges ging mit Henri und ich mit Bety. Wir kamen zusammen nach Birkenau, ich glaube, dass wir nur zwanzig Frauen waren.

AUSCHWITZ-BIRKENAU. Sie schoren mich kahl und tätowierten mir die Nummer in den Arm. Ich weiss sie immer noch: 74.865. Ich denke sie auf Deutsch, denn so mussten wir antworten, wir mussten unsere Nummer auf Deutsch sagen. Später habe ich sie mir wegmachen lassen. Als wir bereits in Argentinien waren, gingen wir nämlich einmal an den Strand und dort hörte ich jemanden sagen, ich sei sicher im Gefängnis gewesen, weil ich ja so eine Nummer hätte. Ich war ein Jahr in Auschwitz, bis Januar 1945.

doch der Ministerpräsident Pierre Laval ordnete auch die Festnahme der Kinder an. Mehr als 12.800 Menschen wurden im Winter-Velodrom zusammengepfercht: 3.031 Männer, 5.802 Frauen und 4.051 Kinder im Alter von zwei bis zwölf Jahren. Sie blieben bis zu ihrem Transport nach Drancy, Beaune-la-Rolande oder Pithiviers fünf Tage lang ohne Nahrung und medizinische Versorgung. Die Kinder wurden sofort bei der Ankunft in Drancy durch die französische Polizei von ihren Eltern getrennt, die nach Auschwitz deportiert und in den Gaskammern ermordet wurden. Die zu Waisen gewordenen Kinder blieben noch über Wochen ohne Versorgung in Drancy, wo bereits viele an Hunger oder durch die Brutalität der Wachen starben. Schliesslich wurden auch sie nach Auschwitz deportiert, wo sie noch am Tag ihrer Ankunft ins Gas geschickt wurden. Allein im Zeitraum vom 17. Juli bis 30. September 1942 wurden mehr als 6.000 Kinder aus ganz Frankreich festgenommen und in den Tod deportiert. Neben Drancy gab es noch andere Lager in Frankreich, wie beispielsweise Noe, Gurs oder Recebedou.

62 Auschwitz-Birkenau (Auschwitz II) war das grösste und «leistungsfähigste» deutsche Vernichtungslager während des Nationalsozialismus. Dort wurden mehr als eine Million Menschen ermordet, die meisten davon in den Gaskammern. Neben mehr als 1,1 Millionen Juden wurden dort auch zehntausende katholische Polen, 19.000 Sinti und Roma sowie 12.000 sowjetische Kriegsgefangene umgebracht. Auschwitz umfasste ein Vernichtungs-, ein Konzentrations- und ein Zwangsarbeitslager (Auschwitz I, Auschwitz II-Birkenau und Auschwitz III-Monowitz), mit der Zeit kamen etwa 50 Aussenlager dazu.

ZWANGSARBEIT. Ich begann, bei der *Union* zu arbeiten, ich glaube, das war eine Munitionsfabrik.<sup>63</sup> Dort wurde ich von Bety getrennt. Ich musste nachts an einer Art Drehbank arbeiten, später wurde ich in der Tagschicht eingesetzt. Ich fertigte Schlagbolzen für Granaten.

In dieser Fabrik arbeiteten auch Ingenieure, Zivilarbeiter. Es gab auch männliche Häftlinge. Eines Tages brachte mir einer ein Stück Brot, das Georges mir schickte. Das bedeutete, dass er am Leben war! Doch etwas später wurde er krank und starb, wahrscheinlich war seine Arbeit zu hart gewesen. Ich habe ihn bei unserer Ankunft im Lager zum letzten Mal gesehen.

DIE FREUNDINNEN. Das Beste, was mir in Auschwitz passiert ist, war eine Gruppe von gleichaltrigen Mädchen aus Frankreich und Belgien, die ich dort kennen lernte. Sie waren meine Rettung. Eine von ihnen hiess Catherine. Ausser mir gehörten zwei Schwestern aus Belgien und ein Mädchen aus Frankreich zu unserem Kreis. Wenn wir im *Block* waren, erzählten wir uns Geschichten und träumten zusammen vom Essen, Catherine erzählte uns von ihrem Verlobten und ich erzählte von Georges. Dieser Zusammenhalt bedeutete mir sehr viel. Wir schlossen auch Tauschgeschäfte ab, Nahrung gegen Dinge wie Pantoffeln oder eine Art Schutzkittel, den wir über der Kleidung trugen. Ich sah aus wie eine Vierzehnjährige. Auch meine Menstruation hatte aufgehört, ich weiss nicht, ob das Bromid oder der Nahrungsentzug die Ursache war.

Zu jener Zeit zürnte ich mit Gott. Ich bin nicht besonders gläubig, doch ich war sehr empört.

EIN WENIG MEHR ZU ESSEN. Bei mir auf der Arbeit war auch ein polnischer Offizier, er war Ingenieur. Obwohl auch er ein Häftling war, hatte er mehr Bewegungsfreiheit als andere. Er war nämlich ein katholischer Kriegsgefangener. Wir unterhielten uns auf Deutsch und er lud mich in sein Kabuff ein. Als Kriegsgefangener bekam er Nahrungsmittel vom Roten Kreuz, die er dort mit mir teilte. So half er mir, zu überleben. Ich hob alles, was er mir gab, auf und nahm es mit, um es nachts mit meinen Freundinnen zu teilen. Als ich später nach Belgien zurückkehrte, habe ich ihn gesucht, doch ich konnte nie etwas über ihn in Erfahrung bringen. Von den Mädchen haben alle überlebt und mit einigen von ihnen habe ich mich auch weiterhin getroffen.

DETTODESMARSCH. 1945 mussten wir alle auf den Todesmarsch, wir blieben bis zum letzten Lager zusammen. Unser Zusammensein hat uns nicht nur gerettet,

63 Artikel zu einer Entschädigungsklage von 21 ehemaligen L/n/on-Zwangsarbeiterinnen: Kleine-Brockhoff, Thomas: Was kosten Hitlers Arbeitssklaven heute? In: DIE ZEIT 45/1997.

(URL: [http://www.zeit.de/1997/45AVas\\_kosten\\_Hitlers\\_Arbeitssklaven\\_heute?](http://www.zeit.de/1997/45AVas_kosten_Hitlers_Arbeitssklaven_heute?) page=1.04.06.2009. Anm. d. Üb.)

gemeinsam konnten wir uns sogar noch etwas von unserer Würde erhalten. Der Todesmarsch dauerte vom 27. Januar bis April. Wir blieben ein wenig in Dachau<sup>64</sup> und in Ravensbrück, an beiden Orten nur kurze Zeit. Als wir im letzten Konzentrationslager in Neustadt-Clewe<sup>65</sup> ankamen, wog ich noch 37 Kilo. Ich wusste nicht, ob ich mich setzen oder lieber gleich stehen bleiben sollte, denn die Schwäche machte mir das Aufstehen fast unmöglich.

64 Das Konzentrationslager Dachau lag in der Nähe von München und wurde bereits 1933 in Betrieb genommen. Es war das erste dauerhafte Konzentrationslager und somit ein «Vorreiterinstrument» des nationalsozialistischen Terrors. Seine Struktur und Organisation dienten als Vorbild für spätere Konzentrationslager. Zu Beginn diente das Lager zur Internierung von politischen Gegnern, gegen Ende des Krieges und mit dem massiven Anstieg jüdischer Häftlinge stand zunehmend deren Vernichtung im Vordergrund. Ab Oktober 1941 wurden mehrere tausend sowjetische Kriegsgefangene und andere von der *Gestapo* Verhaftete in das Lager gebracht und dort erschossen. SS-Ärzte führten qualvolle pseudo-medizinische Experimente wie Unterdrück- oder Unterkühlungsversuche sowie Operationen und Medikamententests an Häftlingen durch. Wurden die Häftlinge nicht durch Erschiessen, Erhängen oder tödliche Injektionen direkt ermordet, starben sie häufig an Hunger, Krankheit, Erschöpfung, Erniedrigung, Schlägen und Folter. Mit der *Evakuierung der* deutschen Vernichtungslager in Polen vor der vorrückenden Roten Armee stiegen die Häftlingszahlen in Dachau dramatisch an. Ab Dezember 1944 waren die Baracken noch überfüllter als zuvor und eine Typhusepidemie kostete mehreren tausend Menschen das Leben. Am 27. April 1945 wurden etwa 7.000 Häftlinge auf den Todesmarsch Richtung Süden geschickt, das Lager wurde am 29. April von einem Bataillon der 45. Infanteriedivision der 7. US-Armee befreit. Etwa 32.000 Häftlinge waren noch am Leben.

65 «Ungefähr 900 weibliche Häftlinge – vor allem aus Polen und Weissrussland – des KZ Ravensbrück kamen nach Neustadt-Glewe und mussten in zwei Schichten zu je 12 Stunden in der Flugzeugproduktion Zwangsarbeit leisten. Ab Januar 1945 wurde das Aussenlager in Neustadt-Glewe zum Ziel für Evakuierungstransporte aus den östlichen Konzentrationslagern, die die Kapazität des Lagers weit überstiegen. Über 5.000 Häftlinge pferchte die SS zusammen. Trotz einer Erweiterung des Lagers verschlechterten sich die Unterbringung sowie die Lebensbedingungen unbeschreiblich. Mit den Transporten kamen mehrheitlich jüdische Häftlingsfrauen sowie Sinti und Roma aus den östlichen Lagern. Im April 1945 kam die Flugzeugproduktion zum Erliegen und am 2. Mai 1945 befreite die Rote Armee das Lager. Mehrere hundert Mädchen und Frauen überlebten das Lager nicht. Ihre Leichen wurden an verschiedenen Stellen verscharrt. Noch in den Wochen nach der Befreiung starben 87 Frauen.» Zit. n. *Politische Memoriale Mecklenburg-Vorpommern*.

(URL: [http://www.polmem-mv.de/index.php?option=com\\_content&task=view&id=62&Itemid=0](http://www.polmem-mv.de/index.php?option=com_content&task=view&id=62&Itemid=0). 04.06. 2009. Anm. d. Üb.)

### **Lea (17 Jahre)**

KEINE ZEIT, UM MAMA «AUF WIEDERSEHEN!» ZU SAGEN. Als wir aus dem grässlichen Zug ausstiegen, tauchte eine Gruppe Soldaten mit Hunden auf. Die Szene war dantesk, es ist unmöglich, sie zu beschreiben. Alle liefen durcheinander, überall war Geschrei, es ging drunter und drüber. Meine Mutter rief mir zu, dass ich mich an eine Gruppe junger Mädchen halten sollte, bei der auch meine Tante Sara war. Ich lief mit ihnen und hinter mir rannte meine kleine Schwester. Doch sie erwischten und prügeln sie und sie musste zusammen mit meiner ganzen Familie auf einen der bereitstehenden Lastwagen klettern. Wenige Minuten später wurden die Menschen auf den Lastwagen in die Gaskammer gebracht. Meine Mutter hatte gehnt, dass es auch für mich den sicheren Tod bedeutet hätte, wenn ich bei ihr geblieben wäre. Deshalb hatte sie mich zu meiner Tante geschickt, die wiederum ihre eigene kleine Tochter in den Armen meiner Mutter zurücklassen musste. Das war das letzte Mal, dass ich sie gesehen habe. Dann schickten sie uns unter die Dusche. Wir mussten uns nackt ausziehen, es war tiefster Winter und wir mussten völlig nackt von einem Ende des Lagers zum anderen rennen. Als wir angekommen waren, hatten wir Angst, den Hahn aufzudrehen, da wir nicht wussten, ob Gas ausströmen würde. Anschliessend wurden wir kahl geschoren und bekamen die Kleiderfetzen der russischen Häftlinge, die sie zuvor ermordet hatten. Unser Schuhwerk bestand aus Holz pantinen. Ich war Häftling Nummer 33.502. Die Nummer ist bis heute in meinen linken Arm tätowiert.

IN DER NÄHSTUBE. Im Lager trafen wir auf Frauen, die bereits aufgegeben hatten. Sie waren nur noch Haut und Knochen. Während der ersten Monate mussten wir tagtäglich Steinbrocken schleppen; das Wasser aus dem Hahn konnten wir nicht trinken, da es verseucht war.

Ich verletzte mich am Knie, worauf mir eine Ärztin, die auch Rekrutin war, Arbeit in der Nähstube beschaffte. Dort wurde die Kleidung der Ermordeten verarbeitet. Da ich nicht nähen konnte, wurde ich nach einem Monat wieder hinausgeworfen und musste zurück ins Lager. GLÜCK IM UNGLÜCK. So folgte ein Tag auf den anderen und im März 1943 setzte ich mich für eine Weile mit einer Freundin raus in die Sonne. Plötzlich tauchten einige Deutsche auf und befahlen uns: «Du komm! Du auch!» Uns wurde bewusst, dass sie gerade dabei waren, die tauglichsten Häftlinge auszusuchen. Wir wurden von einem aus der Gruppe begutachtet und er entschied sich für uns beide. Wir mussten uns in eine Schlange einreihen, ohne zu wissen, was mit uns geschehen sollte. Zu jener Zeit wurde *Kanada*<sup>66</sup> eingerichtet, das Effektenlager, wo die Besitztümer der Ermordeten sortiert und gesammelt wurden. Dorthin wurden wir geschickt. Da ich so klein war und jünger aussah als ich war, hatte ich das Glück, dass ich

mit zwei anderen Mädchen zusammen zum Aufwickeln der Schnüre eingeteilt wurde, mit denen die Kleiderpakete zusammengebunden wurden. Dort arbeitete auch ein Mann, der uns manchmal etwas zu essen zusteckte. Ich blieb etwa ein Jahr dort. Später wurde ich in einen anderen Block verlegt, wo ich glücklicherweise auf vier Mädchen traf, die sich auf Französisch unterhielten. Ich hörte, wie sie sich über wichtige Dinge austauschten, sie waren alle Kommunistinnen und wenige Jahre älter als ich. Ich ging hin und teilte ihnen mit, dass ich alles mit angehört hatte, dass ich sie jedoch nicht denunzieren würde. Trotzdem sollten sie doch besser auf zufällige Zuhörerinnen achten. Letztendlich verrieten sie mir, dass sie Mitglieder einer geheimen Organisation waren und Kontakte nach draussen hatten. Von ihnen lernte ich, was Solidarität bedeutet. Sie haben mir die Augen für eine völlig neue Welt geöffnet.

Ich lernte im Lager eine russische Medizinerin kennen, die dort als Ärztin arbeitete. Wir unterhielten uns auf Russisch miteinander, wurden beide sehr traurig und begannen zu weinen. Sie adoptierte mich. Sie legte mein verletztes Knie in Gips und nahm mich in ihre Obhut. Als sie von einer bevorstehenden Selektion erfuhr, nahm sie mir den Gips ab und schickte mich ins Lager zum Arbeiten. Nachdem die Selektion vorüber war, kehrte ich wieder zu ihr zurück.

Sie musste die Frauen mit einem völlig unzureichenden Instrumentarium behandeln. Nachts schlief sie bei uns, sie blieb bei mir und forderte mich auf: «Töchterchen, sing mir doch etwas!» Und ich sang ihr russische Lieder vor. Sie half mir ein ganzes Jahr lang. Auch die Mädchen, die um mich herum waren, schützten mich. Wenn es leichte Arbeit gab, schickten sie mich hin. Eines Tages wurde ein neues Gebäude eingerichtet, wo sie jemanden für Schreivarbeiten brauchten. Ich konnte überhaupt nicht deutsch schreiben, doch sie schickten mich trotzdem hin. Also klebte ich schliesslich Briefmarken und tat so, als ob ich arbeiten würde. Dank solcher Glücksfälle habe ich überlebt. Das Schicksal wollte es wohl so, dass ich noch Glück im Unglück hatte.

66 Die «guten Arbeitskommandos» im Lager waren die Krankenstation, die Küche, die Nähstube und das, was von den Häftlingen ironisch «Kanada» genannt wurde: Hier wurden alle Wertgegenstände der in den Gaskammern Ermordeten sortiert, katalogisiert, klassifiziert und verpackt, um sie dann ins Reichsinnere zu transportieren. Das *Kanada-Kommando* war im Lager sehr begehrt, denn hier konnte man einige Schätze für den Tauschhandel finden. Wer jedoch beim *Organisieren* erwischt wurde, wurde auf der Stelle umgebracht. Die Fülle der hier gelagerten Gegenstände erinnerte die entkräfteten Häftlinge an ein so schönes, reiches und fruchtbares Land wie Kanada.



KEINER MEINERTRÄUME. Ich hatte davon geträumt, Geschichte zu studieren, das war meine Leidenschaft. Oder Sprachen, was mir sehr leicht fiel. Doch zu meiner Universität wurden die fünf Lager, in denen ich war. Ich hatte das traurige Privileg, Dr. Mengele kennen zu lernen, den «Todesengel», der grausame Experimente an Häftlingen durchführte, als ob sie Laborratten wären. Ich habe mehrere Sprachen gelernt, doch auf eine Weise, wie ich sie mir nicht erträumt hatte. Statt in einem Hörsaal lernte ich sie von Menschen aus unterschiedlichen Ländern, die das Schicksal von Schlägen, Hunger und Elend mit mir teilten. Ich konnte praktisch keinen meiner Träume verwirklichen, doch durch meinen Willen oder vielleicht auch einfach nur durch Glück habe ich überlebt.

### **Freda** (19 Jahre)

SIETRENNTEN UNS. Ich kam zusammen mit meiner Mutter und meinem Bruder Marek in Auschwitz an. Ich war vollkommen betäubt vom Transport. Es war dunkel, ich erinnere mich an die Schreie, die Scheinwerfer, die elektrisch geladenen Zäune. Plötzlich trennten sie die Frauen von den Männern und nahmen Marek mit. Doch kaum zehn Minuten später war er wieder zurück, weil er uns nicht allein lassen wollte. Mama wog noch dreissig Kilo. In diesem Augenblick wurde ich von den beiden getrennt. Ich habe nie wieder etwas von ihnen gehört.

DIE AMNESIE. Sie nahmen uns die Kleider weg und rasierten uns wegen der Läuse. Da es in den Baracken keinen Platz mehr gab, musste ich draussen schlafen. Das ging so lange, bis ein anderes Mädchen gestorben war und ich ihren Platz auf einer der Holzpritschen einnehmen konnte. Meine Aufgabe in den ersten Tagen war Latrinenputzen. Am zweiten Tag sah ich Rauch und ich fragte eines der Mädchen, was das sei. Ich konnte mir das nicht erklären. Sie antwortete, dass der Rauch aus den Öfen käme und dass meine Mutter und mein Bruder dort verbrannt werden würden. Von diesem Moment an war ich von einer Art Amnesie ergriffen. Erklären kann ich das nicht. Ich war leer. Ich weiss noch, dass ich arbeitete, aber das ist alles.

DER ENTWÜRDIGENDE ZIRKELLAUF ZUR RETTUNG. Eines Tages wählte eine der deutschen Aufseherinnen eine Gruppe von Mädchen aus, zu der auch ich gehörte. Sie brachte uns weit von den Baracken weg und zwang uns, nackt im Kreis zu laufen, wobei wir von einigen Männern verfolgt und ausgepeitscht wurden. Damit wollten sie unsere körperliche Verfassung überprüfen, um die zur Zwangsarbeit Geeigneten auszuwählen. Das war sehr entwürdigend. Dann befahlen sie uns, stehen zu bleiben und ich wurde auf die linke Seite geschickt. Sie hatten mich ausgewählt, was mir erneut das Leben rettete. Jede Nacht hatte ich Alpträume von dieser Szene. Etwas später wurden wir erneut in Waggons mit unbekanntem Ziel gepfercht. So konnte ich mich retten, denn im Januar

begannen die Todesmärsche aus Auschwitz. Der Transport brachte uns nach Niederschlesien, nach Breslau, dem heutigen Wroctaw. Ich begann, in einer Textilfabrik in Merzdorf<sup>67</sup> zu arbeiten, ein kleines Dorf nahe der polnischen Grenze, sie lag direkt neben dem Bahnhof. Dort war es wunderbar, es gab heisse Duschen.

UNTERWÄSCHE. Ich hatte als einzige der Mädchen meine Menstruation. Die anderen sammelten Stofflappen, mit denen ich das Blut auffing. Als der Winter kam, hatte ich weder ein Leibchen noch sonst irgendetwas unter der Kleidung und es war eiskalt. Zum einen die Kälte und zum anderen dieses Gefühl der Blöße, das einem das Fehlen der Unterwäsche vermittelte – beides war eine Erniedrigung, die zwar versteckt geschah, deshalb jedoch nicht weniger schmerzte.

ETWAS MENSCHLICHES IN MIR. Ich hatte eine Freundin namens Silvia, die krank war. Als ich sie im Krankenhaus besuchte, sagte die Ärztin zu mir, dass ich sie nicht küssen, sondern ihr nur die Hand geben solle. Ich weiss nicht, ob sie etwas Ansteckendes hatte, aber sie starb. Die Ärztin teilte es mir mit und ich fragte eine der Deutschen dort, wohin die Tote gebracht werden würde; ich erklärte ihr, dass ich ihre Freundin sei. Sie antwortete, dass die Leiche mit einem Karren abgeholt, zu einer Grube gebracht und dort begraben werde. Ich wollte meine Freundin begleiten und fuhr also auf dem Karren mit, der von einem Bauern gelenkt wurde. Ich hatte Angst, dass er mich vergewaltigen oder mir sonst etwas antun würde. Von Ferne konnte man die Artillerie hören, die Armee war ganz in der Nähe. Ich dachte jedoch nicht daran, abzuhauen, obwohl ich die Gelegenheit gehabt hätte. Zwei meiner Freundinnen waren geflohen und anschliessend ermordet worden. Und ganz abgesehen davon war ich steif vor Kälte, ich hätte sowieso nicht laufen können. Als ich von Silvias «Begräbnis» zurückkam, waren meine Freundinnen schon ganz aufgeregt wegen dem, was ich gemacht hatte. Sie bezeichneten mich als «sorglos». Doch für mich war es wichtig gewesen, herauszufinden, ob noch etwas Menschliches in mir zurückgeblieben war.

### **Mira** (15 Jahre)

DIE FAHRT MIT DEM ZUG. Wir wurden in Viehwaggons aus dem Ghetto in Bialystok deportiert. Mit Schlägen wurden wir hineingetrieben. In den Waggons war es so eng, dass man nur stehen oder abwechselnd sitzen konnte, unsere Notdurft haben wir in einer Ecke verrichtet. Abgesehen von einem kleinen Spalt, etwa 70 mal 40

67 evtl. das polnische Marciszów. Dort bestand ein Aussenlager des KZ Gross-Rosen.  
(Anm. d. Üb.)

Zentimeter gross und mit Stacheldraht vergittert, waren die Waggons hermetisch verriegelt. Auf den Dächern waren Soldaten postiert, die auf die Leute schossen. Ich verlor mein Zeitgefühl, es vergingen etwa drei oder vier Tage, ich weiss es nicht. Ich hatte Hunger, doch der Durst und die Luftknappheit waren noch unerträglicher. In meinem Delirium sah ich den tropfenden Wasserhahn unserer Küche vor mir und ich konnte nicht verstehen, warum ich früher nicht die ganze Zeit daraus getrunken hatte. Einige versuchten, aus dem Waggon zu springen, doch sie wurden erschossen. Die Kranken und Alten starben direkt neben uns. Wenn der Zug anhielt, versuchten die Erwachsenen, bei den Polen, die draussen standen, Juwelen gegen ein paar Tropfen Wasser einzutauschen. Es gab einen ständigen Kampf um die Plätze nahe der kleinen Öffnung, wo man ein wenig mehr Luft bekam. In manchen Fällen bekamen die Menschen für ihren Brillantring statt Wasser Urin zurück.

DEN TOD SELBST BESTIMMEN. Der Zug hielt in Treblinka<sup>68</sup> an. Wir wussten, was das bedeutete. Beim Anblick des Ortsschildes sagte eine Frau aus unserem Waggon, dass sie sich die Pulsadern aufschneiden würde. Es bildete sich eine Schlange von Leuten, die sie darum baten, auch ihnen die Adern aufzuschneiden. Sie kam den Bitten nach und als Letzte nahm sie sich selbst das Leben. Der Anblick, der sich beim Öffnen der Waggontüren bot, liess selbst die Deutschen zurückweichen. Es sah aus wie in einem Schlachthof. Diese Menschen hatten ihre Art zu sterben selbst bestimmt, was man gewissermassen als Luxus betrachten kann. Heute frage ich mich, warum uns Papa kein Zyankali verabreichte. Aber das werde ich nie erfahren. Der Frühling ging dem Ende zu, es war bereits Frühsommer. Während dem Transport konnte ich sehen, dass es überall blühte und ich dachte mir, dass alles wieder zum Leben erwachte, während ich mit meinen fünfzehn Jahren Richtung Tod fuhr.

68 Treblinka war ein Vernichtungslager. Im Gegensatz zu anderen Lagern, in denen die Neuankömmlinge entweder als «arbeitsfähig» eingestuft oder direkt zur Ermordung in den Gaskammern eingeteilt wurden, fanden hier – genau wie in Belzec und Sobibór – keine Selektionen statt. Nachdem ihnen ihr mageres Gepäck und ihre Kleider geraubt und die Haare geschoren worden waren, wurden die gerade Angekommenen innerhalb weniger Stunden in den Gaskammern ermordet.

69 Majdanek war ein Vernichtungslager in der Nähe von Lublin. Die geschätzten Zahlen der Menschen, die das Lager durchliefen, variieren aufgrund der dürftigen Quellenlage stark und liegen zwischen 500.000 und 100.000, wovon etwa 78.000 ermordet wurden. Die Opfer kamen aus 28 Staaten und hatten unterschiedliche kulturelle Hintergründe. Viele Häftlinge starben durch Hunger, Erschöpfung, Krankheiten und Strafen, vermutlich gab es drei Gaskammern, zwei Schafotte und mehrere Verbrennungsöfen.

ANKUNFT IN MAJDANEK<sup>69</sup>. Unser Waggon wurde an einen anderen angehängt und wir verliessen Treblinka wieder, das neue Ziel hiess Majdanek. Bei unserer Ankunft wurden die Waggontüren aufgestossen und unter dem Gebrüll von «Raus, raus, schnell!» und Schlägen mit Gewehrkolben kletterten wir runter auf die Gleise. Wir besaßen immer noch ein paar kleine Bündel, alle trugen die wenigen Wertsachen, die ihnen geblieben waren, um den Hals. Sie befahlen uns, alles an sie auszuhändigen. Mein Vater, meine Mutter und ich waren immer noch zusammen. Mama sagte zu mir, ich solle alles abgeben, doch ohne dass wir es wussten, versteckte sie selbst einige Wertsachen in ihrem Körper. Unter Schlägen, die nur so auf uns niederprasselten, mussten wir auf den *Umschlagplatz* rennen, bevor wir selektiert und ins Lager getrieben wurden. Bei diesem Lauf verlor meine Mutter den Schmuck, den sie zuvor versteckt hatte. Wir mussten einen Tag auf dem *Umschlagplatz* bleiben, ich weiss nicht, warum wir weder zur Selektion noch zur gynäkologischen Untersuchung geholt wurden. Auf dem Platz waren immer noch Leute aus dem vorangegangenen Transport. Sie waren alle jung und mit ihnen zusammen wurden wir erneut, wieder unter Schlägen und Gebrüll, zu den Waggons getrieben. Die nächste qualvolle Fahrt begann.

WIEDERAUF DEM TRANSPORT. Wie bereits zuvor, verlor ich erneut mein Zeitgefühl. Wieder diese erstickende Enge, der Durst, der Hunger, die Luftknappheit, die endlosen Zwischenaufenthalte und plötzlichen Weiterfahrten, bis wir schliesslich an einem kleinen Bahnhof zum Stehen kamen. Die Waggontüren wurden erneut aufgerissen, wieder wurden wir mit Gebrüll und Schlägen gezwungen, auszusteigen. Unser Weg führte nun zu einem eingezäunten Lager.

IM LAGER BLIZYN. Es handelte sich um das Arbeitslager Blizyn in der Nähe von Tomaszów und Radom. Wir wurden von den Männern getrennt und in die Duschen getrieben, unsere gesamte Kleidung wurde zur Desinfektion gebracht. Stattdessen bekamen wir fremde Kleider in irgendeiner beliebigen Grösse. Die Lagerbaracken für Frauen und Männer lagen voneinander getrennt. Zu unserer grossen Überraschung trafen wir auf ganze Familien, die noch ihr Hab und Gut bei sich hatten: Kleider, Bettdecken und Kopfkissen. Sie kamen aus den Ghettos von Tomaszów, Radom und Piotrków. Wir dagegen waren völlig bloss, von unseren Angehörigen getrennt, erschöpft und durch unsere Fahrt über Treblinka und Majdanek traumatisiert. Der Unterschied zwischen uns war gross und sie nannten uns sofort «Partisanen». Wir lernten, was es bedeutete, Flüchtling zu sein und nicht auf die Solidarität der Mitmenschen zählen zu können.

ES WAR EIN ARBEITSLAGER. Mein Vater wurde von uns getrennt und in die j Männerbaracke geschickt, Mama und ich kamen zu den Frauen. Dort standen lange Reihen von

## **Die Todesmärsche**

Im Winter 1944/1945 zeichnete sich ab, dass der Krieg für die Deutschen verloren war. Die vorrückenden Alliierten kamen den Konzentrations- und Vernichtungslagern immer näher – die Truppen der USA und Grossbritanniens im Westen, die Rote Armee im Osten – während das SS-Wachpersonal verzweifelt versuchte, die Lager zu räumen und die Spuren seiner Verbrechen zu verwischen. Es sollte keine Zeugen geben. Viele Lager wurden zerstört und abgerissen, auch die Gaskammern von Auschwitz-Birkenau. Der Versuch begann, die begangenen Massenmorde zu vertuschen. Andererseits benötigten die Deutschen weiter Zwangsarbeiter – und mehr Zeit, um die geplante «Endlösung» vollständig zu Ende zu bringen. Mit der Räumung der Lager von Auschwitz im Januar 1945 begannen die Todesmärsche in der Schlussphase des Zweiten Weltkriegs, in denen die Häftlinge gezwungen wurden, in Richtung Reichsmittle zu marschieren, wo sie weniger belastend wären. Wenn sie in die Hände der Alliierten fielen, wären ihre Aussagen für die Deutschen verheerend.

Im letzten Winter des Nationalsozialismus verliessen 57 Todesmärsche die Konzentrations- und Vernichtungslager, alle grausam und sinnlos. Die gequälten Häftlinge litten an Hunger und Krankheiten, sie waren verletzt und dem harten Winter schutzlos ausgeliefert.

Wenn sie taumelten wurden sie von den Wachen erschossen, brachen sie vor Erschöpfung zusammen, wurden sie zum Sterben im Strassengraben liegen gelassen.

Die SS hatte bereits früher Todesmärsche organisiert. Nach dem deutschen Überfall auf die Sowjetunion 1941 wurden hunderttausende sowjetische Kriegsgefangene in der besetzten Ukraine und Belarus zum Marsch von einem Lager zum anderen gezwungen. Im Juli und August 1941 folgten ihnen zehntausende deutsche und rumänische Juden, die aus Bessarabien und der Bukowina nach Transnistrien marschieren mussten. Viele wurden auf dem Weg ermordet. 1944 gingen Eichmann die Deportationen der ungarischen Juden nicht schnell genug. Er wollte die Ankunft eines Deportationszugs in Budapest nicht mehr abwarten, so dass am 8. November 1944 ein Todesmarsch die Stadt verliess: Zehntausende Männer, Frauen und Kinder mussten Richtung Österreich gehen, viele von ihnen starben unterwegs an Hunger, Erschöpfung und Kälte. Der Marsch dauerte einen Monat. Diejenigen, die ihn überlebten, wurden nach Dachau und Mauthausen gebracht.

Am 27. Januar 1945, nur wenige Stunden vor dem Eintreffen der Roten Armee, wurden 66.000 Häftlinge gezwungen, zu Fuss von Auschwitz nach Wo-

dzisław zu gehen, von wo sie in Güterzügen in verschiedene Konzentrationslager auf deutschem Kerngebiet transportiert wurden, hauptsächlich nach Gross-Rosen, Buchenwald, Dachau und Mauthausen. Ein Viertel der Häftlinge überlebte diesen Marsch nicht.

Nach Schätzungen wurden zwischen 250.000 und 375.000 Häftlinge der deutschen Konzentrations- und Vernichtungslager auf den Todesmärschen ermordet, in der Mehrzahl Juden.

Schlafpritschen aus grobem Holz, ohne Stroh oder sonst etwas. Völlig erschöpft kauerten wir uns auf dem Holz zusammen. Zu unserer Überraschung kam ein Ehepaar auf uns zu und bot uns eine Decke an. Blizyn war kein Vernichtungslager, es gab weder Gaskammern noch Krematorien. Die Häftlinge mussten in der Schneiderei, Weberei und auf dem Feld arbeiten. Papa wurde einer Gruppe Feldarbeitern zugewiesen, Mama und ich arbeiteten in der Weberei. Wir mussten Handschuhe und Strümpfe der deutschen Soldaten ausbessern, es gab Tag- und Nachtschichten. Wenn unsere Arbeit nicht für gut befunden wurde, dann wurden wir der Sabotage bezichtigt und mit einer Peitsche geschlagen. Wir mussten uns mit nacktem Gesäss auf einen Holzbock legen und bekamen 25 bis 50 Hiebe, je nach Belieben. Zur umliegenden Bevölkerung gab es einige Kontakte, über die ein paar Lebensmittel und Medizin ins Lager kamen. Doch diese bekam man nur gegen Wertsachen und wir hatten nichts. Aber trotz allem waren wir immer noch zusammen, wir konnten uns auch mit meinem Vater treffen und uns mit ihm unterhalten. Manchmal, unter grossem Risiko, brachte er uns eine Karotte oder Rübe.

DIE KINDERRAZZIA. Das ging so weiter, bis der schwärzeste Tag von Blizyn anbrach. Alle Häftlinge wurden zusammengetrieben und die *Gestapo*<sup>70</sup> riss den Müttern ihre Kinder aus den Armen. Das Schreckensgeschrei der Kinder, die Ohnmacht und Verzweiflung der Eltern – es war grauenvoll. Man wusste nicht, bis zu welchem Alter sie die Kinder mitnehmen würden. Ich war bereits fünfzehn Jahre alt, doch ich sah jünger aus. Zum Glück liessen sie mich in Ruhe, doch den Gesichtsausdruck meiner Eltern in diesem Moment werde ich nie vergessen.

TYPHUS. Später brach die Typhusepidemie aus. Meine Mutter erkrankte als eine der ersten. Sie wurde in den Krankenbau gebracht, wo einige Ärzte arbeiteten, die zuvor

70 Mit *Gestapo* meint Mira wohl die deutsche Polizei, die im Lager eingesetzt war.;  
(Anm. d. Üb.)

im Krankenhaus meines Vaters in Bialystok beschäftigt waren. Es gab praktisch überhaupt keine Heilmittel. Wie durch ein Wunder verbesserte sich der Zustand meiner Mutter, doch kurz darauf erkrankte ich. Der Krankenbau war voll und es wimmelte nur so von Läusen, die die Epidemie immer weiter übertrugen. Als ich noch genügend Kraft hatte, den Kopf anzuheben, fielen die Läuse wie Regen aus meinen Haaren. Der Durchfall war entsetzlich. Die Eimer mit den Ausscheidungen standen am Ende der Baracke, in der Männer und Frauen zusammen lagen. Als ich mich zu den Eimern schleppte, orientierte ich mich an dem weissen Fleck der Unterhose eines Mannes, der dort sass, denn der Rest war nur noch zähflüssige Schwärze. Mama war zu schwach, um mich zu besuchen, aber Papa kam. Ich war sehr durstig und in meinem Dämmerzustand bat ich ihn um Limonade. Das kann ich mir bis zum heutigen Tag nicht verzeihen. Wie viel Schmerz ich ihm mit diesem unerfüllbaren Wunsch bereitet haben muss!

Auch Papa wurde krank und heute denke ich, dass es besser gewesen wäre, wenn er bereits zu jenem Zeitpunkt gestorben wäre. Er hätte sich den grausamen Tod erspart, den er später erlitt.

In der Baracke sprangen die Ratten herum. Eines Nachts schreckte ich aus dem Schlaf hoch, ich spürte einen scharfen Schmerz. Ich richtete mich auf und an meiner Nase hing eine riesige Ratte. Ich brüllte wie von Sinnen, nicht so sehr wegen dem Schmerz und dem Blut, sondern vor Ekel und Abscheu.

EIN «KORREKTER» KOMMANDANT. Doch alle Leiden hören irgendwann einmal auf. An einem Frühlingstag wurde das gesamte Lager *evakuiert* und wir marschierten auf einem Weg, der durch Birken und Blumen führte. Der Kommandant, sein Nachname war Heller, behandelte die Häftlinge korrekt. Er sah aristokratisch aus. Er begleitete uns bei der *Evakuierung* die ganze Strecke bis zu den Waggons und versuchte, die Situation ein wenig zu entschärfen. Er ging mit uns mit und forderte, dass wir in Auschwitz nicht *selektiert* werden würden. Das war also unser Ziel. Nach dem Krieg wurde Kommandant Heller vor Gericht freigesprochen.<sup>71</sup>

71 Das Lager Blizyn wurde wegen der vorrückenden Roten Armee geräumt. Alle nicht-jüdischen Häftlinge wurden entlassen, die jüdischen Häftlinge wurden am 1. August 1944 nach Auschwitz deportiert. SS-Oberscharführer Georg Heller «(...) blieb den Gefangenen in positiver Erinnerung; er verbot Misshandlungen, doch stellte eine ehemalige Gefangene fest: ‚Die Lage ist nicht besser gewesen, aber Heller war persönlich nicht so tyrannisch – er hat mal gelächelt, sogar beim Appell.‘ Erschiessungen von Häftlingen nach misslungenen Fluchtversuchen kamen auch unter Heller weiterhin vor.» (Zit. n. Benz, Distel [Hg.]: *Der Ort des Terrors – Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager*.

Band 7. München: C.H. Beck, 2008. Anm. d. Üb.)

DER RETTUNGSVERSUCH. Als der Transport durch ein bewaldetes Gebiet fuhr, gab es einen Rettungsversuch durch Partisanen. Es entbrannte eine Schiesserei und in uns erwachte die Hoffnung. Irgendjemand in der Welt interessierte sich für uns! Doch der Versuch schlug fehl und wir blieben mit dem bitteren Geschmack der Niederlage zurück.

DAS TOR ZUR HÖLLE: AUSCHWITZ. Die Ankunft in Auschwitz macht jeden Versuch einer Beschreibung zunichte. Meine Erinnerung ist schemenhaft, ich sehe den elektrisch geladenen Stacheldraht, die hohen Wachtürme mit den Soldaten, die schussbereit dort oben standen. Die Waggontüren wurden mit Gebrüll und Schlägen geöffnet, immer dieses «Schnell, schnell, raus!» Soldaten, Hunde, die graue Atmosphäre, die Luft, die Rauchwolke und der süsslich-penetrante Geruch nach verbranntem Fleisch.

INS BAD. Sie brachten uns in die Baderäume, wo Männer und Frauen getrennt wurden. Dort wurde ich meinem Vater entrissen. In der Dusche zitterten wir vor den Augen der Deutschen und der Häftlinge, die dort arbeiten mussten. Schweigend, ohne auf unsere Fragen zu antworten, Robotern ähnlicher als Menschen. Von ihnen wurden wir in die Duschen getrieben. Immer noch nass, teilten sie uns stinkende Lappen aus. Ich zog mir ein Kleid über, Unterwäsche gab es nicht. Dazu grosse und schwere Holz pantinen. Doch trotz allem hatten wir noch Glück, denn wir wurden – anscheinend aufgrund eines Einspruchs von Lagerkommandant Heller – nicht rasiert.

DIE NUMMER. Heute bringe ich den Ablauf der Geschehnisse durcheinander. Meine Seele war leer. Wir mussten in einer Reihe anstehen und uns wurde die Häftlingsnummer auf den Arm tätowiert. Mein einziger Gedanke war, dass ich mich nicht von meiner Mutter trennen wollte. Nachdem wir meinem Vater entrissen worden waren, blieb sie wie ein Zombie zurück. Meine Mutter bekam die Nummer A-15.537 und ich A-15.538. Nun hatten wir weder Vor- noch Nachnamen mehr.

DIE BARACKE. Sie brachten uns in die Baracke. Dort gab es zweistöckige Pritschen aus nacktem Holz und in der Mitte einen langen, schmalen Ziegelofen, der nie warm genug wurde. Auf diesen setzten wir uns. Nachts bekamen wir einen Eimer für die Ausscheidungen und die Baracke wurde verschlossen. Jede Baracke hatte eine Blockälteste, die häufig sehr brutal war. Das waren Deutsche, Tschechinnen oder Polinnen niederer Herkunft, Prostituierte, Kriminelle, Sadistinnen.<sup>72</sup>

72 Die Blockälteste war ein Funktionshäftling. Durch das System der Häftlingsfunktionäre wurde sowohl SS-Personal als auch Kosten eingespart, doch v.a. war es ein Mittel zur Entsolidarisierung der Häftlinge. Obwohl manche der Funktionshäftlinge ähnlich brutal wie das SS-Personal waren, versuchten andere ihre Mithäftlinge zu



DER TÄGLICHE ZÄHLAPPELL. Der Tag begann in Auschwitz sehr früh mit dem berühmten *Zählappell*<sup>73</sup>. Wir mussten uns in Fünferreihen aufstellen und stundenlang, fast nackt, unter freiem Himmel im Schlamm stehen, der nie trocknete. Wenn die Rechnung nicht stimmte, zogen sich die Stunden bis ins Unendliche. Wir versuchten, diejenigen zu stützen, die bewusstlos wurden, damit sie keine Prügel bekamen. Meiner Mutter passierte das häufig, denn sie war herzkrank. Wir drängten uns aneinander, damit wir die Kälte nicht so spürten. Diesen *Zählappell* mussten wir zweimal täglich über uns ergehen lassen. Anschliessend bekamen wir eine dunkle Brühe, die Kaffee sein sollte, und dann gingen wir zur Arbeit, zum Strassenbau. Wir mussten Steine schleppen, von einer Stelle zu einer anderen und anschliessend wieder zurück. Pure Sisyphusarbeit, um uns zu quälen.

DER HUNGER. Ich sah einige Menschen mit dicken Bäuchen, was mich sehr erstaunte. Später erfuhr ich, dass das vom Hunger kam und dass sie voller Wasser waren. Diese Leute starben als erste. Der Hunger war grässlich. Die Eingeweide krümmten und der Verstand vernebelte sich. Essen wurde zur Besessenheit, die zwar immer präsent, doch aussichtslos war. Genau wie die anderen Frauen auch, bekam ich meine Menstruation nicht mehr. Ich weiss nicht, ob Unterernährung oder Bromid die Ursache dafür war.

«ORGANISIEREN». Ich taugte nicht zum «*organisieren*»<sup>74</sup>. Eines Nachts beobachtete ich zwei Häftlinge, die einen Brotkorb trugen. In der Dunkelheit wäre es ein Leichtes gewesen, etwas davon zu nehmen. Mit klopfendem Herzen und halb wahnsinnig streckte ich die Hand aus, doch ich konnte mich nicht dazu durchringen, etwas zu nehmen. Es war ein Alptraum. Halb verrückt vor Wut beschimpfte ich mich selbst, weil ich die Gelegenheit hatte verstreichen lassen, meiner Mutter etwas Brot zu bringen und auch selbst ein Stück zu essen. Ich

unterstützen. Mit diesem perfiden System versuchten die Deutschen, ihre Opfer zu Tätern zu machen. (Anm. d. Üb.)

73 Beim Zählappell wurden die Häftlinge täglich durchgezählt. Sie mussten stundenlang aufrecht stillstehen, bei Kälte oder Hitze, bei Regen und Schnee. Die ermittelte Anzahl der Häftlinge musste morgens mit der vom Vorabend übereinstimmen, davor durfte sich niemand rühren. Prügel standen auf der Tagesordnung, zum Appell waren alle Häftlinge versammelt, so dass die SS ihre ganze Grausamkeit an ihnen auslassen konnte. Hier wurden auch häufig «Interna» zwischen den eigenen Kapos und den SS-Wachen verhandelt. Kapos waren Funktionshäftlinge, die für die Ordnung in den Baracken zuständig waren.

74 Das *Organisieren* steht in der Lagersprache für den, oft lebenserhaltenden, Diebstahl. Man *organisierte* Küchenabfälle, beziehungsweise die riesigen Behälter, aus denen mittags das Essen verteilt wurde.

hasste mich selbst, weil ich mich nicht getraut hatte. Ich weiss nicht, ob aus Feigheit, Unfähigkeit oder mangelnder Energie, ich hatte auch nicht das Glück, jemanden Bekanntes zu treffen. Meine gesamten Kraftreserven waren darauf ausgerichtet, bei Mama zu bleiben und sie zu beschützen. Ich eignete mir respektable Fertigkeiten darin an. Beispielsweise konnte ich Schlägen gut ausweichen und Mama mit mir mitziehen – auch wenn ich es nicht immer schaffte, dass sie nichts abbekam. Ich bekam es auch hin, dass wir nicht zur Arbeit raus mussten und wir versteckten uns beide.

Doch im Lager zu bleiben war auch nicht besser, denn hier konnte Mengele mit seinen entsetzlichen *Selektionen* auftauchen. Ich weiss nicht mehr, wie viele dieser *Selektionen* ich mitgemacht habe.

PAPA. Einmal konnte ich Papa durch den Zaun sehen. Bei meinem Anblick, so barfuss in der Kälte, verzerrte sich sein Gesicht vor Schmerz. Ich weiss nicht, was er getan, welches Opfer er gebracht hat, doch als wir uns das nächste Mal sahen, warf er mir ein Paar Schuhe und eine Wollweste über den Zaun, die mich bis zum Ende geschützt haben. Ich habe sie nach dem Krieg mitgenommen, als letzte Erinnerung an ihn.

DAS BROT. Auf Anraten meiner Mutter teilten wir uns das Brot, das wir bekamen, ein. Ich fand ein kaputtes Messer, das ich bis heute aufgehoben habe, und mit diesem teilten wir das wenige, das wir hatten. Ich hatte irgendeine Entzündung im Mund, alles war wund, und ich konnte das Brot weder kauen noch schlucken. Ich behielt es trotz des unerträglichen Hungers in meiner Hand, ich konnte es nicht essen und vor Verzweiflung weinend startete ich es an.

DIE DEMÜTIGUNG, KAHL GESCHOREN ZU WERDEN. Nach einer Weile entschieden sie sich, uns genauso kahl zu scheren wie die anderen auch. Angesichts der höllischen Zustände, in denen wir uns befanden, schien das nur eine Nebensächlichkeit zu sein. Doch für uns war dies eine weitere Stufe die Höllenkreise hinab, eine Beleidigung mehr auf diesem Weg, der uns entmenschlichen sollte. Mama und ich konnten uns nicht gegenseitig ansehen. Wir fühlten uns nackt und dem Wenigen beraubt, das uns noch als Frau ausmachte.<sup>75</sup>

Als wir meinen Vater wiedersahen, erkannte er uns nicht. Erst als wir ihn ansprachen, begriff er, dass wir das waren.

75 Ich möchte zwei Dinge erwähnen, die angesichts all der anderen erlebten Grausamkeiten nebensächlich erscheinen mögen: Es gab weder Uhren noch Spiegel in den Lagern. Die Zeit wurde durch andere bestimmt und kontrolliert. Das eigene Aussehen war ein Mysterium. Genau dies behandelt Jorge Semprun am Anfang seines Buches «Schreiben oder Leben», wenn er die bei seinem Anblick vor Entsetzen geweiteten Augen des amerikanischen Soldaten beschreibt. Er kann nicht begreifen – weil er es nicht weiss –, dass dieses Entsetzen des Soldaten durch seinen Anblick hervorgerufen worden war.

DANK MEINER MUTTER. Ich habe mich behauptet, weil ich mich um meine Mutter kümmern musste. Da ich sie immer schwächer werden sah, musste ich meine eigenen Kräfte sammeln, ich fühlte, dass sie mich brauchte. Nur wenige Mütter waren mit ihren Töchtern zusammen und oft überlebten sie auch nicht lange. Sie an meiner Seite zu haben, abends mit ihr in der Embryostellung einzuschlafen, sie im Arm zu halten und ihre Wärme zu spüren, all das gab mir Kraft, um den Hunger, die Kälte und die Erniedrigungen zu überstehen. Als es ihr sehr schlecht ging, wurde sie in das «Krankenhaus» gebracht. Ich hatte schreckliche Angst, weil ich von ihr getrennt war, und ich flehte um Einlass. Zu meiner Überraschung bekam ich ein Thermometer und ich hatte Fieber. Doch da die Temperatur zu niedrig war, wurde ich nicht aufgenommen. In der Nacht ging ich zur Waschbaracke, in der die nebeneinander stehenden Waschbecken eine endlose Reihe bildeten. Es war unter null Grad und von den Wasserhähnen hingen Eiszapfen. Ich zog die Lumpen aus, die mich einhüllten, und legte mich unter das eisige Wasser. Anschliessend kehrte ich langsam und pitschnass in meine Baracke zurück, legte mich wieder hin und wartete auf die Lungenentzündung, die mich zu Mama ins «Krankenhaus» bringen sollte. Doch es funktionierte nicht. Ich wurde nicht krank, das Fieber ging wieder runter. Also musste ich mich nachts davonschleichen, um sie zu sehen, und jedes Mal war der Abschied so, wie wenn es der letzte wäre. Ich hatte Kraft, weil ich mich um sie kümmern musste und so passten wir auf uns beide auf. Ich weiss nicht, ob ich ohne sie überlebt hätte.

WUNDER. Ich entkam den *Selektionen* mehrere Male. Einmal habe ich mich hinter den Latrinen versteckt, die in der hintersten Baracke lagen. Zwischen den Ausscheidungen zusammengekauert, die immer überquollen, hob ich den Kopf und mein Blick kreuzte den der Wache auf dem Wachturm. Ich duckte mich und wartete auf den Schuss. Doch er feuerte nicht. Als ich wieder zurückkam, erfuhr ich, dass die Nummern derjenigen aufgeschrieben worden waren, die gefehlt hatten. Also konnte ich bei der nächsten *Selektion* nicht mehr fehlen. In jener Nacht ging ich wieder zu meiner Mutter, und in der sicheren Annahme, dass es meine letzte sei, verabschiedete ich mich von ihr. Doch meine Nummer wurde bei der folgenden *Selektion* nicht aufgerufen. Ein weiteres Wunder, warum ich noch am Leben bin. Ich besuchte meine Mutter und – noch ein Wunder – ihr ging es ein wenig besser, so dass sie in die Baracke zurückkehren konnte.

Kurze Zeit später wurde mein Vater fortgebracht. Wir wussten nicht, wohin.

GROTESK UND EDEL. Ich erinnere mich an eine der *Lagerschwestern*, Genia Gotlib, die eines Tages eine Scheibe Brot mit Marmelade auftreiben konnte und mir

etwas davon anbot. Ich konnte mich nicht dazu überwinden, das anzunehmen, da ich ihr nichts wegnehmen wollte. Doch sie sagte, dass ihr der weiche Teil nicht schmecken würde und dass ich ihn essen sollte. Wir wussten beide, dass das gelogen war, so ein Argument war völlig grotesk und doch gleichermassen edel, denn auf diese Weise konnte ich ihr Angebot annehmen.

DER GEWINN IST DER TOD. Es war Ende 1944. Die *Selektionen* fanden immer häufiger statt. Als ich den Zustand meiner Mutter sah, dachte ich, dass sie die nächste nicht mehr überleben würde und ich entschied mich, mit ihr zu gehen. Obwohl ich erst 16 Jahre alt war, wollte ich nicht mehr leben. Als der Tag der nächsten *Selektion* kam, schickte Mengele meine Mutter nach links und mich nach rechts. Ich gehorchte nicht und ging mit ihr. Ich klammerte mich an sie und obwohl die Schläge nur so auf mich niederprasselten, liess ich sie nicht los. Mengele befahl der Reihe von nackten Gespenstern, anzuhalten und liess mich verärgert mitgehen. Ich hatte das Gefühl, ihn besiegt zu haben. Obwohl der Gewinn im Tod bestand, hatte ich doch gewonnen.

Wir wurden in die Baracke 25 getrieben, in den Todesblock. Dort wurde mir bewusst, dass es nun keine Hoffnung mehr gab. Ich weiss nicht, wie lange wir dort waren. Ich erinnere mich nur noch, dass ich auf das Motorengeräusch der Lastwagen gewartet habe, die uns abholen würden. Wir bekamen kein Wasser und keine Nahrung mehr. Unser Leiden wurde weiter verlängert. Doch die Lastwagen kamen nie. Wegen des Vorrückens der Roten Armee erging der Befehl, alle Beweise zu vernichten. So haben nicht nur wir überlebt, sondern auch die Gruppe, die bereits in der Gaskammer auf ihre Ermordung gewartet hatte. Ich habe gesehen, wie sie völlig von Sinnen wieder herauskamen.

DER ZUFALL. Nun begannen die Evakuierung des Lagers und die später so genannten Todesmärsche, die nur so wenige überlebten. Im Lager blieben nur die Toten zurück und diejenigen, die nicht mehr aufstehen konnten, die *Muselmänner*. Ich schleifte Mama mit, so gut ich konnte, und wir versteckten uns.

Wenn ich darüber nachdenke, komme ich zu dem Schluss, dass wir letztendlich nur durch puren Zufall überlebten.

### **Anushka** (13 Jahre)

DAS LAGER PETSCHORA. Petschora war eine Art Festung, die in Friedenszeiten als Erholungsort für Tuberkulosekranke genutzt worden war. Die Anlage war riesig, vielleicht war es auch ein Palast gewesen, doch nun war es nur noch eine Ruine. Wurmstichig durch die Feuchtigkeit und vollgesogen von Gerüchen, die den Menschen im letzten Stadium des i Verfalls entströmen. Dort habe ich all die entsetzlichen Gräueltaten gesehen,

die sich Dante vielleicht für sein Inferno vorgestellt hat. Uns Neuankömmlingen ging es um einiges besser als denjenigen, die bereits einige Zeit dort verbracht hatten. Alle sahen wie Greise aus, sie waren schwach und erschöpft. Jeden zweiten oder dritten Tag wurden die Leichen mit einem Karren abgeholt. Ich verbrachte etwa einen Monat an diesem grauvollen Ort. Das mag kurz erscheinen, doch in Anbetracht der Umstände ist das eine Ewigkeit.

VON GESPENSTERN UMGEBEN. Ich war zur Autistin geworden. Ich wirkte wie eine Statue, ich weinte und weinte, hatte keinerlei Bezug zu meiner Umgebung, ich wollte mit niemandem sprechen und nichts um mich herum wahrnehmen. Das, was ich sah, war schrecklich: Gliedmassen voller Eiter und ein Gestank, der Brechreiz auslöste. Ich hatte mich in eine Ecke gekauert und wollte nur noch schlafen. Wir waren alle in einem grossen Raum zusammengepfercht, und wenn ich in der Morgendämmerung die Augen öffnete, sah ich um mich herum Tote und Sterbende, ich hörte Klagen und Weinen. Ich sehnte den Tod herbei wie nie zuvor. Die Mauern waren mit Läusen überzogen und um mich abzulenken, beobachtete ich, wie sie umherliefen. Das Grauen verliess mich keine Sekunde, nicht einmal im Schlaf. Abgemagerte Skelette, die ihren Schliessmuskel nicht mehr kontrollieren konnten – diese Gespenster hatte ich ununterbrochen um mich.

MUTIGE SOLIDARITÄT. Ich habe gelernt, dass selbst unter extremen Bedingungen, sogar wenn man an der Grenze des Überlebens kämpft, Menschen bereit sind, für kleine Gesten der Solidarität ein Risiko auf sich zu nehmen. Die alten Ukrainer, die ihr Leben aufs Spiel setzten, um uns ein Stück Brot über die Mauer zu werfen, werden in keinem Geschichtsbuch erwähnt. Und doch verdanken viele von uns auch ihnen ihr Überleben. Durch jene Kartoffelschalen oder Erbsen konnte das Elend von niemandem abgewendet werden, doch sie gaben uns wieder Lebenskraft. Die Frauen kochten in einem halbverkohlten Topf über einem schwachen Feuer. Ab und zu wusch ich mir das Gesicht in einem kleinen Teich, in dessen grünem Wasser Kröten herumhüpften. Ohne dass ich es bemerkte, nahm meine Haut diese grüne Farbe an. Ich erfuhr erst später, wie fürchterlich ich aussah, zu jener Zeit nahm ich überhaupt nichts wahr.

DAS MÄNTELCHEN. Eines Nachts ging ich zu einem Baum, um wenigstens einen Hauch von Intimsphäre zum Pinkeln zu haben. Bald sah ich eine Art Gespenst an der Grenze zur Hinfälligkeit auftauchen. Ich erschrak und begann zu schreien, ich war davon überzeugt, dass mir diese Gestalt mein zerfetztes Mäntelchen wegnehmen wollte. Der arme Elende rannte erschrocken davon und erst viele Jahre später kam ich auf den Gedanken, dass diese Annäherung vielleicht

sogar in sexueller Absicht geschah. In jenem Moment galt meine einzige Sorge jedoch meinem Mantel.

DIE STRICKGRUPPE. Eines Tages fragte mich eine Frau, ob ich stricken könne. Es gab eine Gruppe von Frauen, die sich in einer Ecke zusammensetzten und Handschuhe für die Deutschen strickten. Ich wurde Teil der Gruppe und erhielt einen Teller Suppe und mehrere Brotrationen. Doch ich schloss mich niemandem an, ich blieb allein.

DIE RETTUNG DURCH MAMA. Als ich eines Abends damit beschäftigt war, meine Kleidung zu entlausen, fragte mich eine Frau leise nach meinem Nachnamen. Nachdem ich ihr mit «Baron» geantwortet hatte, sagte sie, ich solle nach Mitternacht an einem bestimmten Platz sein, wo mich eine Gruppe junger Leute abholen und retten würde. Ich verstand überhaupt nichts, mir erschien das Ganze völlig absurd. Doch die Frau bestand darauf. Sie und ihre Tochter würden auch gerettet werden. Sie erzählte mir, dass meine Mutter die Rettung mit dem *Joint*<sup>76</sup> vereinbart hätte.

76 Das *American Jewish Joint Distribution Committee* ist eine seit 1914 tätige jüdische Hilfsorganisation mit Hauptsitz in den USA, die Juden weltweit unterstützt.

## Kapitel 5

# Fluchten

Flucht war die einzige Möglichkeit.<sup>77</sup> Für diejenigen, denen es gelungen war, zu entkommen, gab es eine kleine Chance, am Leben zu bleiben. Während des Zweiten Weltkriegs stieg die Anzahl der jüdischen Flüchtlinge zu zwei ganz unterschiedlichen Zeitpunkten stark an: Vor der Einrichtung der Ghettos, zwischen 1939 und 1940, und sehr viel später, nach 1943. Denjenigen, die früher fliehen konnten, ging es vergleichsweise besser; nicht nur weil die Familien in der Regel zusammengeblieben waren, sondern auch weil sie noch über mehr Ressourcen verfügten und in einer besseren körperlichen und psychischen Verfassung waren. Diejenigen dagegen, die nach 1943 aus den Ghettos und Konzentrationslagern entkommen konnten, waren bereits erschöpft, die Familien waren oft auseinandergerissen und ihre Energiereserven waren häufig verbraucht. Sie waren zu einem Zeitpunkt geflohen, zu dem die «Endlösung» bereits hemmungslos umgesetzt wurde.

Einige «Kinder» konnten gerade noch zu Beginn der Tragödie fliehen, während andere zum Zeitpunkt ihrer Flucht bereits voll von ihr erfasst worden waren. Völlig blind mussten sie in einer feindlichen Umgebung über steinige Wege hetzen, die voller Hindernisse waren.

Meistens wurde die Entscheidung zur Flucht nicht spontan getroffen, sondern stand am Ende eines Prozesses, in dem nach und nach alle anderen Möglichkeiten verworfen werden mussten. Feste Überzeugungen, die die Hoffnung auf bessere Zeiten nährten, fielen eine nach der anderen zusammen: Als erstes die, dass der Krieg nicht lange dauern würde. Für viele war die Vorstellung eines langen Krieges unrealistisch. Die schrecklichen Erfahrungen während des Ersten Weltkriegs 1914 bis 1918 waren immer noch frisch. Mit den vielen Opfern und den furchterlichen Kämpfen in den Schützengräben war dieser für die Menschheit

77 Da die Familien gerne zusammenbleiben wollten, war der Familienzusammenhalt ein zentrales Thema. Doch der Versuch, in den besetzten Gebieten zusammen zu überleben, war häufig zum Scheitern verurteilt. Umso mehr, wenn es in der Familie Kleinkinder gab. Es war überaus schwierig, Verstecke und falsche Papiere für alle zu bekommen. Andererseits konnte man die Kinder nicht zurücklassen – vor allem die Jungs, die ja grösstenteils beschnitten waren. Ihre Überlebenschance war minimal. In solchen Fällen gab es keinen anderen Ausweg als die Flucht, so schwierig sie auch sein mochte.

zu einer grausamen und schmerzlichen Erfahrung ganz neuen Ausmasses geworden. Viele jüdische und auch nichtjüdische Menschen vertrauten der Vernunft der Regierenden und waren davon überzeugt, dass ein von Deutschland begonnener Krieg nicht allzu lange dauern könne. Die anderen Länder würden das nicht zulassen und Deutschland selbst, das ja auch gelitten hatte, würde alles Mögliche tun, um einen langen Krieg zu vermeiden. Es gab auch diejenigen, die alt genug waren, um sich auch an deutsche Soldaten erinnern zu können, die sich würdevoll und ehrenhaft verhalten hatten. Und auch das schien ihnen eine Garantie dafür zu sein, dass die Dinge im Rahmen bleiben würden. Wie konnte man auch anders von dem Land denken, das die angesehensten Musiker, Denker, Philosophen, Dichter und Wissenschaftler der westlichen Welt hervorgebracht hatte? Und schliesslich wussten die Leute nichts von dem hohen Remilitarisierungsgrad der Deutschen und waren davon überzeugt, dass sie nach ihrer Niederlage im Ersten Weltkrieg dem Sturm der alliierten Truppen Grossbritanniens und Frankreichs nicht standhalten würden.

Wenn erst einmal die Entscheidung zur Flucht gefallen war, war deren Umsetzung praktisch unmöglich. Man brauchte Kontakte, Geld, Verhandlungs- und Bestechungsgeschick sowie ein realistisches Fluchtziel. Und vor allem Glück.<sup>78</sup>

Die «Kinder», die hier ihre Flucht schildern, gehören zu den wenigen, die es schafften, der Hölle zu entkommen. Die vielen Geschichten derjenigen, die auf dem Weg zurückblieben, die trotz der Entscheidung, trotz des Geldes und der Kontakte kein Glück hatten und entdeckt wurden, werden wir nie kennen lernen. Diese «Kinder» liessen ihr Zuhause, ihre Spielsachen und ihren gewohnten Horizont zurück und verbrachten instabile Monate voller Unsicherheit in fremden Betten und mit unbekannten Gesichtern. Sie hatten in mehrerer Hinsicht Glück. Neben der Möglichkeit zur Flucht und deren Gelingen, konnten die meisten von ihnen das Wichtigste für so ein junges Leben behalten: ihre Eltern. Diese «Kinder» wurden von ihren Eltern unterstützt, begleitet und behütet, die alles Mögliche – und manchmal Unmögliche – vollbrachten, um ihren Kindern weiterhin eine Kindheit zu geben.

78 Grundlegend für die Flucht war ein realistisches Fluchtziel. Man konnte den Willen, das Geld und die für ein Visum nötigen Kontakte haben, doch man musste wissen, wo es hingehen sollte. Israel wäre ein naheliegendes Ziel gewesen, doch der Staat existierte noch nicht als solcher. Im damals noch britischen Mandatsgebiet war eine Einwanderungsquote festgelegt worden. Ausserdem glich eine Flucht in den Nahen Osten zu jener Zeit einem Unternehmen aus einem Science Fiction-Film, sofern sie nicht von einer internationalen Organisation geplant wurde.



**Abraham** (7 Jahre, VON WARSCHAU IN DIE SOWJETUNION<sup>79</sup>)

DIE SUCHE NACH EINEM ZUFLUCHTSORT. Kurz bevor die Deutschen einmarschierten, ging mein Vater mit einem seiner Schwager zusammen zu Fuss von Warschau, wo wir lebten, bis an die russische Grenze. Wir hatten Verwandte auf der sowjetischen Seite. Sie wanderten zu Fuss in der Nacht oder bezahlten einen Bauern dafür, dass er sie ein Stück auf seinem Karren mitnahm, wo sie sich unter Heu oder Gepäckstücken versteckten. Mein Onkel hatte den Vorteil, dass er blond war und nicht als Jude wahrgenommen wurde, so dass er sich unauffälliger bewegen konnte. Mein Vater dagegen war brünett. In Belarus bekamen sie eine Wohnung und entschieden, dass mein Vater dort bleiben und nicht nach Polen zurückkehren sollte, da ihn sein «jüdisches Aussehen» leicht verraten hätte. Also kam nur mein Onkel zurück und organisierte den Umzug unserer und seiner eigenen Familie.

MEINE GROSSELTERN. Man musste alles etappenweise vorbereiten. Wenn dich die Deutschen vor der Überquerung der Grenze erwischten, warst du ihr Gefangener, doch einmal auf der anderen Flussseite, drückten die Russen beide Augen zu. Es wurde geschmuggelt, einige Leute nutzten die Situation für sich aus. Die polnischen Bauern bereicherten sich an den verzweifelten jüdischen Flüchtlingen. Sie brachten sie in kleinen Booten in nur fünf Minuten ans andere Ufer, es war kein breiter Fluss. Und trotz der misslichen Lage der Flüchtlinge raubten sie diese beim Ausstieg auch noch aus.

Mein Vater war etwa einen Monat fort. Wir blieben in Sokolow, wo meine Grosseltern mütterlicherseits lebten. Dort machte ich zum einzigen Mal die Erfahrung, wie es ist, mit den Grosseltern zusammenzuleben. Obwohl wir auch dort unter deutscher Besatzung lebten, war die Situation auf dem Land ein wenig erträglicher.

DIE UNGEWISSHEIT. Schliesslich überquerten wir den Fluss und kamen in die russische Zone. Unsere Schwierigkeiten waren jetzt andere: Nun hatten wir nicht mehr die Nazis im Nacken, sondern uns quälten nun Kälte, Hunger und Ungewissheit. Wir rasteten bei einigen Bauern, was bereits im Vorfeld so vereinbart worden war, doch die ganze Zeit über lag ein Gefühl der Beklommenheit in der Luft. In Kriegszeiten gibt es weder Zeitungen noch sonstige Informationen, die Ungewissheit ist sehr gross. Es ist schwierig, das aus heutiger Sicht zu beschreiben. Wenn einem sämtliche Nachrichtenquellen zur Verfügung stehen, ist es kaum nachvollziehbar, wie es ist, sich blind zu bewegen.

79 Der Zufluchtsort, den sich Abrahams Familie für ihre Rettung ausgesucht hatte, die damalige Sowjetunion, war das Ziel vieler Juden, die sich trotz aller Schwierigkeiten retten konnten.

ÜBERWACHTE FREIHEIT. Wir lebten in unterschiedlichen Gegenden. In den ersten zwei Jahren blieben wir an einem Ort, wo es so kalt war, dass ich Erfrierungen an den Füßen davontrug. Wir waren praktisch Deportierte. Die sowjetische Regierung betrachtete uns als potentielle Regimegegner, zwar Opfer des Nazismus, doch verdächtig. Wir wurden zwangsweise einem bestimmten Gebiet zugeteilt, wir lebten zwar in Freiheit, doch in überwachter Freiheit. Ohne Erlaubnis durften wir die Gegend nicht verlassen. Wir schliefen alle zusammen in einem Bett. Das Leben in Russland fiel uns schwer, die Bedingungen waren sehr hart. Meine Eltern, meine Schwester und ich schliefen dann drei Jahre lang in zwei Betten, die im gleichen Zimmer standen. Ich schlief bei meinem Vater und meine Schwester bei meiner Mutter. Damals war ich mir nicht bewusst darüber, was dies für ein Ehepaar bedeuten musste. Eines Nachts bekam ich mit, wie meine Mutter eine Fehlgeburt erlitt. Doch ich zeigte nicht, dass ich wach war. Ich war damals zehn Jahre alt, erst viele Jahre später verstand ich, was ich da miterlebt hatte. Sie war auf der Strasse auf Glatteis ausgerutscht und hart gefallen, deshalb hatte sie die Fehlgeburt. Natürlich hatte ich keine Ahnung, wie sie hätte schwanger sein sollen, vielleicht wusste sie es selbst nicht.

BEREITS MIT ZEHN JAHREN VERANTWORTUNG TRAGEN. Als Zehnjähriger war ich zuhause für die Beschaffung von Brennholz verantwortlich. Mein Vater musste arbeiten und auch meine Mutter war in einem Krankenhaus als Hilfsschwester beschäftigt. Zu jener Zeit lernte ich, allein in den Wald zu gehen, einen Baum zu fällen und Kleinholz daraus zu machen, das ich anschliessend nach Hause schleifte.

ANPASSUNG, ÜBERWINDUNG, ÜBERLEBEN. Mit dem Kriegseintritt der Sowjetunion änderte sich die Politik, so dass wir den Umzug in ein freundlicheres Gebiet beantragen konnten. Dieses wurde zu meinem neuen Zuhause, es war ein Waldgebiet, das südlicher lag. Der Sommer dauerte drei Monate, es folgten neun Monate Kälte. Neben einigen wilden Brombeeren waren unreife Tomaten das einzige, das entfernt an Früchte erinnerte. Die Flüsse froren zu, es gab weder Transportmittel noch Strassen. Die Schneedecke konnte bis zu drei Meter dick werden und man musste immer auf den markierten Wegen bleiben. Wenn du davon abkamst: Ciao!

Unter solchen miserablen Lebensbedingungen einen Berg an Bedrohungen überlebt zu haben, machte mir bewusst, dass ich bereits zum Widerstand fähig war.

NEUER ORT, NEUE SPRACHE. Später zogen wir in die Ukraine, nach Cherson. Die Stadt war früher ein sehr wichtiges jüdisches Zentrum gewesen. Dort lernte ich Ukrainisch, denn in der Schule sprach ich nun nicht mehr Russisch, sondern Ukrainisch.

Durch das Klima verbesserte sich unsere Lage sehr, wir konnten mehr Nahrungsmittel anbauen. Um kein Geld für Schuhe ausgeben zu müssen, lief ich den Sommer über barfuss. Ich hatte Freunde.

**Alberto** (6 Jahre, VON BIJELJINA NACH ISRAEL)

**TÜRKISCHE PÄSSE.** Nachdem mein Vater von der *Gestapo* mitgenommen worden war, blieben meine Mutter und ich allein in Bijeljina zurück. Sie setzte sich mit jemandem in der Türkei in Verbindung und wir bekamen türkische Pässe zugeschickt. Ich vermute, dass wir dank des *Gestapo*-Chefs, der sie so oft vergewaltigt hatte, nicht deportiert worden waren. Aus Angst, entdeckt zu werden, schliefen wir immer an unterschiedlichen Orten, wo es eben gerade ging. Als wir uns zur Flucht entschlossen, gingen wir nach Hause zurück, um das wenige, was uns geblieben war, einzupacken.

**MEIN HÜNDCHEN MEDO.** Mein Hündchen hiess Medo, was Bärchen bedeutet. Ich habe es sehr geliebt. Meine Mutter hatte für den Tag unserer Abreise einen Karren geliehen, auf den sie mich zusammen mit Medo und einem Köfferchen setzte, in das sie ein paar wenige Sachen gepackt hatte. Ich weiss nicht mehr, wo sie dann hinging, jedenfalls wollten wir uns im Bahnhof wieder treffen. Auf dem Weg liess ich mein Hündchen bei dem Mann von der Post zurück, denn er durfte nicht in den Zug. Ich wusste nicht, dass wir flohen. Der Mann wusste zwar, dass ich Jude war, aber nicht, dass wir gingen. Ich kehrte nie wieder zurück. Als ich Medo zurück liess, wusste ich nicht, dass ich ihn nie wieder sehen würde. Wahrscheinlich liebe ich deshalb Tiere so sehr.

**ICH WAR BEREITS EIN SEHR GUTER SCHAUSPIELER.** Wir nahmen den Zug nach Belgrad. Auf dem Weg wurden wir von Partisanen bombardiert. Ausserdem mussten wir durch Kontrollen, was uns dank des Passierscheins, den uns der *Gestapo*-Chef gegeben hatte, und den türkischen Pässen auch gelang. So kamen wir nach Belgrad. Meine Mutter liess mich dort in dem riesigen Bahnhof zurück, schärfte mir ein, mich ruhig zu verhalten und ging los, um die Papiere abstem-peln zu lassen.

Den Davidstern trugen wir nicht mehr, wir hatten uns vor unserer Abreise aus Bijeljina taufen lassen. Als ich in diesem gewaltigen Bahnhof auf meine Mutter wartete, näherte sich ein deutscher Soldat. Also veranstaltete ich ein grosses Theater und tat so, als ob ich mich verlaufen hätte. Ich konnte deutsch, da ich ein deutsches Kindermädchen gehabt hatte, und so streichelte und tröstete mich der Mann. Als meine Mutter bei ihrer Rückkehr sah, was da vor sich ging, liess sie Tränen über ihr Gesicht laufen und am Ende spielten wir beide das gleiche Theaterstück. Sie sprach sehr gut deutsch und erklärte, dass sie mich verloren hätte, worauf uns der Mann lebenswürdigerweise zum Zug begleite-

te, ohne nach unseren Papieren oder sonst etwas zu fragen. Wir stiegen in den Zug Richtung Sofia in Bulgarien, doch unterwegs wurde auch dieser von Partisanen bombardiert und angegriffen und wir mussten aussteigen. Die Fahrt wurde nicht fortgesetzt.

DIE REISE NACH SVILENCRAD. Der Zug blieb stehen und wir gingen in ein Hotel. Am nächsten Morgen gingen wir wieder zum Bahnhof und nahmen den Zug nach Sofia. Dort blieben wir eine Weile, um später einen anderen Zug in Richtung türkische Grenze zu nehmen. Unser Ziel war ein Ort namens Svilengrad, das Endziel war die Türkei, das Haus meiner Grossmutter.

Als wir in Svilengrad ankamen, stiegen wir aus, meine Mutter gab mir unser Kofferchen und ging mit den Papieren los, um die Formalitäten zu erledigen. Doch anscheinend wurden wir von einem Spitzel beobachtet. Er fragte mich, warum ich nicht mit meiner Mutter gegangen sei, packte mich und zerzte mich in das Büro, in das sie gegangen war. Dort wurden mir die Hosen heruntergezogen und so wurden wir entdeckt. Sie drohten, uns zu erschiessen, doch schliesslich liessen sie uns laufen. In jener Nacht gingen wir in ein Hotel, doch kurz nach unserer Ankunft kamen ein paar Männer hereingestürmt und nahmen meine Mutter mit. Ich weiss nicht, wie viele Stunden vergangen waren bis sie schliesslich schluchzend und völlig zerstört zurückkehrte.

VON SVILENCRAD ZUR GRENZE. Am nächsten Tag mussten wir einen Lastwagen nehmen, der uns zur türkischen Grenze bringen sollte. Doch unterwegs blieb er stecken und wir konnten nicht weiter. Es war bereits dunkel und schneite. Plötzlich tauchte ein ziemlich einfaches Gefährt auf. Ich weiss nicht, wie meine Mutter das regelte, doch wir stiegen auf den Karren und setzten die Reise fort. Nach einiger Zeit hielten wir bei einer Holzhütte an, um zu rasten. In der Mitte des Raumes gab es eine Feuerstelle und ausser uns waren noch andere Leute dort. Ich weiss nicht, wer das war, doch sie packten meine Mutter und mich und machten mit uns, was sie wollten. Sie rissen uns unsere ganzen Kleider vom Leib, naja, machten alles mit uns. Seit diesem Vorfall habe ich eine grosse Abneigung gegen Homosexuelle. Am nächsten Morgen stiegen wir wieder auf den Karren und setzten die Reise so lange fort, bis die Pferde nicht mehr weiter wollten. Wir hatten so gut wie keine Kleider an, da uns alles geraubt worden war. Da der Kutscher auch fror, zog er ein Messer, stiess es in eines der Pferde und als es anfang, zu bluten, wärmten wir uns mit dem warmen Blut wieder auf.

Da wir bereits in der Nähe der Grenze waren, schickte uns der Mann fort und blieb allein mit den toten Pferden zurück.

IN ISTANBUL. Wir kamen zu einem Bahnhof. Wir waren in sehr schlechtem Zustand. Eine Frau gab uns Wasser zum Waschen, Nahrung und Kleidung. Wir blieben einige

Tage, um uns zu erholen und meine Mutter benachrichtigte meine Grossmutter in Istanbul – telegrafisch, vermute ich. Als der Zug kam, fuhren wir weiter. In Istanbul war meine ganze Familie gekommen, um uns zu empfangen. Meine Grossmutter hatte eine Kasserolle mit Essen und Wasser dabei. Ich ass mit der Hand, ich war wie ein wildes Tier. Es gab dort deutsche, britische, französische und amerikanische Spione. Dort wirbelte alles durcheinander. Meine Mutter fand im Auskunftsbüro Arbeit, das in Wirklichkeit ein Büro der nordamerikanischen Spionage war. So hatten wir ein wenig Geld, um uns ernähren zu können.

Etwa 1942 oder 1943 ging ich zum ersten Mal zur Schule. Dort wurde ich als Jude zwar diskriminiert, doch meine Mutter war als Angehörige des Informationsdienstes geschützt, so dass wir nicht deportiert wurden. AUF DER STRASSE. Ich trieb mich den ganzen Tag auf der Strasse herum, da meine Tanten und Onkel nie zuhause waren. Auch meine Mutter, die im Büro als Übersetzerin arbeitete, kam erst spät nach Hause.

Ich lernte einen Jungen kennen, der auch Jude war und sich auf der Strasse herumtrieb. Er war älter als ich, etwa zwölf und ich war sieben. Ich weiss nicht, ob es allen gleich ging, doch Kriegskinder entwickeln sich instinktiv viel schneller als gewöhnlich. Dieser Junge nahm mich zum Essen in eine jüdische Einrichtung mit. Das Gebäude war alt und warm. Ich begann zu weinen und sagte, dass ich bleiben wolle. Sie fragten mich, ob ich nach Palästina wolle und ich bejahte voller Begeisterung. Ich wollte schon immer der König der Araber sein, das war meine Phantasie. Ausserdem fiel mir ein, dass mein Vater auch immer dorthin gehen wollte. Sie sagten, dass ich meine Mutter fragen müsse, doch ich antwortete, dass ich allein sei und keine Mutter hätte. Ich mochte meine Mutter nicht. Wegen all dem, was geschehen war, hatte ich eine Wut auf sie.

Es stellte sich heraus, dass jene Juden zum *American Jewish Joint* gehörten und monatlich zwanzig Kinder nach Palästina bringen durften.

NACH PALÄSTINA. Ich weiss nicht mehr, wie viel Zeit vergangen war. Ich ging weiterhin zu dem Haus, ohne meiner Familie etwas davon zu erzählen. Einen Tag vor der Abreise, als bereits alle Papiere fertig waren, versammelte ich die ganze Familie und teilte ihnen mit, dass ich gehen würde. Meine Mutter erlaubte es nicht und es gab eine grosse Familiendebatte. Angesichts dessen, dass einige meiner Tanten und Onkel bereits abgeholt worden waren, liess sich meine Mutter schliesslich doch überzeugen. Jeder Onkel drückte mir ein paar Münzen in die Hand und meine Grossmutter gab mir Essen für mehrere Tage mit. Meine Mutter begleitete mich zum Bahnhof in Istanbul, wo schon andere Kinder warteten, die ich kannte. Ich war der Jüngste. Am Anfang wollten sie

mich nicht mitnehmen, da sie eigentlich niemanden unter zehn Jahren akzeptierten. Aber ich belog sie und heulte so herzerreissend, dass sie meine Papiere schliesslich auf das Geburtsjahr 1933 ausstellten und mich mitgehen liessen.

Wir fuhren allein, Gruppenverpflegung gab es keine. In Aleppo erwartete uns ein Mann, der uns in einen anderen Zug setzte, an der libanesischen Grenze stiegen wir dann auf das Dach eines Omnibusses und so erreichten wir Beirut. Dort wurden wir in einem sehr schönen Hotel an der Küste untergebracht. Bereits nach kurzer Zeit kamen einige Erwachsene und teilten uns unter sich auf, als ob wir ihre Kinder wären. Auf diese Weise kamen wir nach Palästina.

### **Michel** (4 Jahre, VON PARIS NACH BUENOS AIRES)

UM EINEN TAG. Einen Tag vor der Okkupation flohen wir aus Paris und fuhren in einer langen Autokolonne nach Südfrankreich. Zuerst blieben wir in einem kleinen Dorf namens Houielles, das von Wäldern umgeben in einer sehr schönen, fruchtbaren Gegend liegt. Anschliessend gingen wir nach Agen, wo wir bei meinen Groseltern mütterlicherseits unterkamen. Die Eltern meines Vaters waren bereits in Buenos Aires und versuchten, uns dorthin nachzuholen. Meine Mutter fuhr daher nach Marseille, um im argentinischen Konsulat nach unseren Visa zu fragen. KLANDESTINER GRENZVERKEHR. Irgendwann konnten wir nicht mehr länger bleiben. Zusammen mit anderen Leuten versuchten wir, über die Pyrenäen nach Spanien zu kommen. Wir fuhren mit falschen Papieren nach Perpignan und eines Nachts unternahmen wir den ersten Versuch, die Berge zu überqueren. Doch es zog ein Gewitter auf und die *Passeurs*<sup>80</sup> waren gezwungen, umzukehren. Deswegen mussten wir zwei Nächte in Gesellschaft eines alten Esels in einem Stall schlafen. Dann brachen wir um vier Uhr morgens erneut auf. Unsere Gruppe bestand aus unseren beiden französischen Bergführern, uns dreien und einem Rechtsanwalt aus Berlin mit sei-

80 Die *Passeurs* halfen den Flüchtlingen über die Grenze, von Frankreich entweder in die Schweiz oder nach Spanien. Solche Grenzüberquerungen waren weit von dem romantischen Bild entfernt, das im Film *Die Trapp-Familie* von der Familie Trapp gezeichnet wird, deren Alpenüberquerung mit einer netten Melodie unterlegt ist. Stattdessen setzten alle Beteiligten ihr Leben aufs Spiel, auch die *Passeurs*. Die Versuche scheiterten häufig und endeten mit der Verhaftung und Ausweisung aller. Es kam auch vor, dass die Flüchtlinge betrogen wurden und ganze Familien von den vermeintlichen *Passeurs* einfach zurückgelassen oder sogar verraten wurden. Ähnliches geschieht auch heute noch, z.B. an der Grenze zwischen Mexiko und den USA (oder den europäischen Aussengrenzen, Anm. d. Üb.). Damals wie heute sind Geld und Kontakte die Voraussetzung, vertrauenswürdige *Passeurs* zu bekommen.

ner Frau und seinen zwei Kindern. Der Pfad war sehr steil und schlängelte sich zwischen Weinbergen hindurch. Um sieben Uhr morgens machten wir unsere erste Pause, wir waren bereits im Hochgebirge.

DICH WERDEN DIE WÖLFE FRESSEN. Ich musste austreten, doch die Bergführer trieben uns zur Eile an. Ich erinnere mich noch an ihre Worte: «Wenn du zurückbleibst, fressen dich die Wölfe». Es regnete und schneite und von Spanien wehte ein eisiger Wind herüber. Schliesslich überquerten wir die spanische Grenze. Wir begannen, uns sicherer zu fühlen und fingen an, Abschiedsbriefe an die in Frankreich Zurückgebliebenen zu schreiben, etwa an die Eltern meiner Mutter. Einer der Bergführer versprach uns, sie zu überbringen. Nach einer Pause ging es weiter, bis wir von ein paar franquistischen Grenzposten gestoppt wurden. Sie richteten ihre Waffen auf uns, konfiszierten unserer Habseligkeiten und brachten uns in das Gefängnis von Figueras. Dann wurden wir über den Pertüs-Pass bei La Junquera zurück nach Frankreich ausgewiesen. Doch wir gaben nicht auf.

NUR EINEN TAG BEVOR ES zu SPÄT GEWESEN WÄRE. Wir unternahmen einen weiteren Versuch, die Grenze zu überschreiten – nur einen Tag bevor die Deutschen ganz Südfrankreich besetzten. Diesmal kamen wir bis nach Barcelona. Dort blieben wir noch zwei Tage, bevor wir uns schliesslich in Bilbao einschifften: Das Ziel war unsere Rettung in Argentinien.

DIE REISE. Von der Überfahrt nach Buenos Aires sind mir nur zwei Dinge im Gedächtnis geblieben: Die fliegenden Fische, die ich vom Achterschiff aus gesehen habe und die Torte, die mir der Schiffskoch gegen Ende der Reise, in Montevideo, zu meinem sechsten Geburtstag gebacken hat.

### **Cris Marie** (7 Jahre, VON PARIS NACH BUENOS AIRES)

ICH WUSSTE NICHT, WARUM WIR PARIS VERLIESSEN. Ich verbrachte meine ersten Lebensjahre in Paris, wir wohnten in einer sehr eleganten Gegend. Ich erinnere mich noch daran, wie wir mit der Gasmaske zur Schule gingen und auch an die Luftschiffe zur Bombenabwehr. Den Tag, an dem wir Paris verliessen, habe ich immer noch sehr präsent. Meine Mutter nannte mir den Grund: Ihre Tätigkeit beim Roten Kreuz. Da wir ein Auto hatten, bestand ihre Arbeit im Einsammeln von Lebensmitteln und Kleidern und anschliessenden Weiterverteilen an Bedürftige. Eine der Leitungen des Roten Kreuz legte ihr nahe, zu gehen, da die Deutschen am nächsten oder übernächsten Tag Paris einnehmen würden. Doch dass wir fliehen mussten, weil wir jüdisch waren, wurde mir verschwiegen.

Ich konnte kaum etwas mitnehmen, und schon gar kein Spielzeug. Neben meinem Bruder, meinen Eltern und mir mussten nämlich auch noch meine beiden Onkel – der eine Arzt, der andere Zahnarzt – meine Tante und ihre drei Töchter, die Drillinge waren, mitfahren. Sie hatten einen kleinen Anhänger gekauft, in dem meine drei Cousinen saßen. Sie waren sechs Jahre älter als ich und flohen anschliessend mit ihren Eltern über Portugal in die USA. Sie bekamen Unterstützung von den Quäkern und meine beiden Onkel folgten ihnen, sobald sie ihre Visa hatten. Auch diese Cousinen sind «katholisch». Alle drei sind noch am Leben, doch bei keiner von ihnen darf ich das Thema unserer Herkunft auch nur streifen. Sie verneinen sie.

An eine Begebenheit auf unserer Reise nach Südfrankreich erinnere ich mich noch: Als wir unterwegs in einem Bauernhaus übernachteten, versteckten mein Vater und mein Onkel einige Goldmünzen unter einem Kirschbaum. Und am nächsten Morgen dauerte es eine ganze Weile bis sie den Baum schliesslich wieder fanden.

In Südfrankreich blieben wir in einem kleinen Dorf namens Annonay, in der Ardèche. Dort schickte mich meine Mutter in eine katholische Klosterschule, wo ich auch meine Erstkommunion und meine Firmung feierte. An meine Taufe kann ich mich kaum erinnern, obwohl ich noch die Originalurkunde besitze. Ich wurde in Nizza getauft und mein Pate war ein Marquis, der mit meiner Mutter sehr gut befreundet war.

ANSTECKUNGSGEFAHR. Ich erkrankte an Eiterflechte. Wir wurden immer von unserem Onkel behandelt, doch als sich mein Zustand nicht besserte, brachte mich meine Mutter zu einem anderen Arzt. Die Kinder in der Schule steckten sich an und eine der Nonnen sagte zu mir, dass das alles meine Schuld sei. Die Art und Weise, wie sie das zu mir sagte, war seltsam und heute vermute ich, dass sich ihre Anschuldigung nicht allein auf die Eiterflechte bezog.

DIE MESSE. Wir gingen mit meiner Mutter zur Messe. Mein Vater besuchte die Kirche nicht, doch kann ich mich auch nicht daran erinnern, dass er in die Synagoge ging. Meiner Mutter war es überaus wichtig, dass ich das Vaterunser und das Ave Maria gut beten konnte. Sie übernahm die Aufgabe, nach Marseille zu fahren, um Visa für Chile und Argentinien zu besorgen. Für Argentinien konnte sie ein falsches kaufen.<sup>81</sup>

81 Der Bericht von Cris Marie zeigt deutlich, wie wichtig Kontakte für die Flucht- und Rettungsmöglichkeiten waren. Gute Kontakte ausserhalb der jüdischen Welt waren grundlegend. Solche Kontakte im sozialen oder Arbeitsleben waren dagegen für polnische Juden nicht gerade alltäglich. In Polen und Jugoslawien wurden Juden schnell als solche wahrgenommen und sich zu verbergen war sehr schwierig. Kontakte zu einem nichtjüdischen Umfeld waren selten, Juden lebten im Schutz ihrer Gemeinden und verteidigten sich gegen die tiefe Juden-



**Dina** (7 Jahre, VON BIALYSTOK ÜBER JAPAN NACH BUENOS AIRES)

ALLE ODER NIEMAND. In Buenos Aires lebten bereits die Mutter und fünf Geschwister meines Vaters. Der jüngste von ihnen, Israel, kam auf die Idee, uns über Japan aus Europa rauszuholen. Meine Grossmutter schickte uns bereits im Oktober 1939 eine *Llamada* aus Argentinien, was uns die freie Einreise ermöglichte.<sup>82</sup> Doch die Einreiseerlaubnis galt nur für den Sohn und die Enkelkinder, da laut Gesetz nur der Nachzug von Blutsverwandten vorgesehen war. Meine Mutter war nicht aufgeführt. Später korrigierte mein Vater das Dokument, indem er mit ähnlicher Schrift den Namen und das Alter meiner Mutter ergänzte. Meine Eltern hatten diese riskante Entscheidung gemeinsam getroffen. Sie waren der Meinung, dass entweder alle gehen sollten oder niemand.

VON BIALYSTOK NACH VILNIUS. Nachdem mein Vater nach Vilnius aufgebrochen war, zogen wir drei in die Wohnung meiner Tante. Meine Mutter verkaufte unser Hab und Gut und organisierte den ersten Versuch, zu Vater nachzureisen. Dafür mussten wir aus dem russisch besetzten Teil Polens über die Grenze nach Litauen, das noch nicht besetzt war. Wir gingen nachts und zu Fuss, uns führte jemand, der das Gebiet und die Zeiten des Wachwechsels kannte. Wir unternahmen vier Versuche, erst dann trafen wir Papa wieder.

DER ERSTE VERSUCH. Es war Winter, nachts, alles war gefroren und es schneite stark. Meine vierjährige Schwester versank vollständig im Schnee, so dass sie unser Fluchthelfer auf seinen Armen tragen musste. Als er jedoch bemerkte, dass sich eine Patrouille näherte, warf er sie in den Schnee und rannte fort. Wir wurden in ein Auffangzentrum gebracht, wofür ein grosser Schlitten geholt wurde. Die Russen setzten uns alle drei hinein und deckten uns mit ihren Militärmänteln zu. Nach einigen Tagen schickten sie uns nach Bialystok zurück.

DER ZWEITE VERSUCH. Bestimmt hatten wir uns verlaufen. Als die Nacht hereinbrach, kletterten wir auf einen Erdhügel und blieben unter freiem Himmel.

feindschaft ihrer Landsleute. In Frankreich dagegen genossen Juden als französische Staatsbürger seit einigen Jahrzehnten die gleichen Rechte wie alle anderen auch. Dies erleichterte ihnen ihre schwierige Lage ein wenig. Ein weiterer Aspekt – neben den Kontakten – war die Gewohnheit, bzw. die Fähigkeit, sich unauffällig in einer nichtjüdischen Umgebung bewegen zu können. Sie verrieten sich nicht durch kleine, kaum wahrnehmbare Gesten, die in Zeiten voller allgegenwärtigem Misstrauen plötzlich ins Auge fallen: Vom automatischen Bekreuzigen beim Vorbeigehen an einer Kirche bis zum Blick, in dem sich die Gefühle spiegeln – und den viele Juden als deutlichstes Merkmal ihrer Herkunft beschreiben.

<sup>82</sup> Mit den so genannten «*Hamadas familiares*» konnten in Argentinien lebende Juden Verwandte bis zum zweiten Grad ins Land «rufen». (Anm. d. Üb.)

Plötzlich wurden wir von Hunden umzingelt, die uns bis zur Morgendämmerung anbellten. Dann entdeckten uns die Russen. Wieder brachten sie uns in ein Auffangzentrum. Dort bekam ich die Masern und da es keinen überdachten Platz mehr gab, musste ich die Krankheit unter freiem Himmel durchstehen. Schliesslich kehrten wir wieder nach Bialystok in die Wohnung meiner Tante zurück. Jedes Mal, wenn wir zurückkamen, ging ich wieder zur Schule. Dort lernte ich Russisch.

DER DRITTE VERSUCH. Diesmal schafften wir es sogar bis auf litauischen Boden, doch dann wurden wir von litauischen Soldaten verhaftet. Meine Mutter versuchte erfolglos, einen von ihnen mit Schmuck zu bestechen, damit er uns vor der Übergabe an das Gefängnis laufen liess.<sup>83</sup> Am nächsten Tag wurde sie von einem höherrangigen Militär vorgeladen, der sie zurechtwies und ihr mitteilte, dass wir auf die russische Seite zurückgeschickt werden würden. Bis dahin durften wir meinen Vater sehen, doch nur von Weitem. Schliesslich wurde eine Gruppe von Leuten zusammengestellt, die in der gleichen Lage waren wie wir, und wir wurden zur Grenze zurückgebracht. Dort mussten wir einen Geländestreifen überqueren, der «Niemandland» genannt wird. Von beiden Seiten aus beobachteten uns Soldaten. In der Mitte mussten wir über eine Brücke, die weder von den Wachposten der einen noch von denen der anderen Seite betreten werden durfte. Dort, mitten auf dieser Brücke, erlitt meine Mutter einen Nervenzusammenbruch und wollte sich in den Fluss werfen. Unser Geschrei und das Zerren an ihrer Kleidung drangen nicht zu ihr durch, wir konnten sie nicht beruhigen. Doch wie durch ein Wunder befand sich auch ein Cousin meines Vaters in unserer Gruppe und er schaffte es, dass ihre Erregung nachliess.

VERHAFTET. Als wir erst einmal in den Händen der Russen waren, brachten sie uns alle in ein sicheres Gefängnis, stabil gebaut, mit Zellen, Gittern und Zementböden. Das war kein schnell errichtetes Auffangzen-

83 Während der *Shoah* war mit Geld viel zu erreichen. Man bekam anständiges Essen, Kleidung, Verstecke und vor allem konnte man gute Dokumente erstehen: Je besser die Qualität, umso höher der Preis. Bestechung war gängige Praxis. Das «Universum der Bestechlichkeit» war – und ist – unendlich. Ich kenne persönlich den Fall einer Frau, die 1942 aus dem Warschauer Ghetto geschmuggelt wurde; auf dem Höhepunkt der Deportationen, zu einem Zeitpunkt, der ungünstiger nicht hätte sein können. Ein Gestapo-Offizier, der über eine Mittelsperson aus der deutschen Botschaft von Argentinien aus bestochen worden war, suchte im Ghetto nach dieser Frau, fand sie und kümmerte sich darum, dass sie gesund und sicher in Buenos Aires ankam. Ein Onkel von ihr hatte das grosse Glück, in Argentinien Kontakte bis in die höchsten Ebenen zu haben, so dass dieses unglaubliche Wunder wahr wurde.

trum, sondern ein richtiges Gefängnis. Dort schlossen sie uns alle drei einen Monat lang bei Wasser und Brot ein. Für die Notdurft gab es draussen Latrinen. Um dorthin zu gelangen, musste man eine Treppe hinabsteigen, wobei man immer von einem Soldaten begleitet wurde. Unsere Zelle wies auf einen Flur hinaus, an dessen Ende sich ein Fenster befand, durch das etwas Licht hereinkam. Das Fenster war ganz in der Nähe, so dass wir die Soldaten immer sehen konnten. Nach einem Monat wurde eine Gruppe von Häftlingen zusammengestellt, wir wurden auf Lastwagen geladen und zu einem Bahnhof gebracht. Von dort aus sollten wir mit dem Zug nach Sibirien gebracht werden. Alle mussten vom Lastwagen steigen, doch meiner Mutter wurde geheissen, sitzen zu bleiben. Kurz darauf kam ein Offizier und teilte ihr mit, dass wir frei seien. Er gab ihr unsere Dokumente und Geld für den Zug nach Bialystok. Wieder die Wohnung meiner Tante, wieder die Schule.

WIEDER IN BIALYSTOK UND DER LETZTE VERSUCH. Am 17. Juni 1940 besetzten sowjetische Truppen Litauen, Lettland und Estland. Später, 1941, fielen diese Gebiete dann unter deutsche Herrschaft. In dieser Situation bereitete meine Mutter im Juni 1940 erneut die Flucht nach Vilnius vor. Die Grenzkontrollen waren weniger streng und dieses Mal passierten wir die Grenze am helllichten Tag, auf einem Strohkarran versteckt. Endlich kam das Wiedersehen mit Papa. Er beeilte sich, den Behörden die *Llamada* aus Argentinien mit dem hinzugefügten Namen meiner Mutter vorzulegen, was wie durch ein Wunder akzeptiert wurde. Schliesslich fuhr er nach Kovno, um die Einreisevisa für Japan zu besorgen. Diese wurden vom japanischen Konsulat in Kovno am 10. August 1940 ausgestellt und vom Konsul Sempo Sugihara unterschrieben. Mit diesen Dokumenten konnten wir nach Moskau Weiterreisen.

IN MOSKAU. In Moskau übernachteten wir in einem sehr grossen Hotel und warteten auf die Abfahrt der Transsibirischen Eisenbahn, die uns nach Vladivostok bringen sollte. Wenn wir durch die Strassen spazierten, wurden wir immer angesprochen und gefragt, woher wir denn kämen. Mit unserer gut geschnittenen, eleganten und bunten Kleidung fielen wir auf. Die Moskauer trugen einfarbige Kleidung aus grobem Stoff.

NACH VLADIVOSTOK. Am 10. März 1941 verliessen wir Moskau mit der Transsibirischen Eisenbahn Richtung Vladivostok, eine Hafenstadt, die westlich der japanischen Inseln liegt. Die Reise dauerte zehn Tage und Nächte, wir kamen am 21. März an. Wir reisten in einem Abteil mit vier Schlafstellen und einem kleinen Klapptischchen unter dem Fenster. Darunter verstauten wir eine grosse Strohrtruhe, die unsere Essensvorräte für die Reise enthielt.

Unterwegs hielt der Zug in verschiedenen Dörfern an. Ich erinnere mich noch an Birobidschan, das für das Elend bekannt war, in dem seine Bewohner leben

mussten. An allen Haltestellen warteten ganze Gruppen von Menschen, die um Nahrungsmittel baten.

IN KOBE, JAPAN. Von Vladivostok setzten wir mit dem Schiff nach Kobe über, von wo aus die *Africa Maru* mit Ziel Buenos Aires ablegen sollte. Dort blieben wir etwa einen Monat und erledigten die nötigen Reiseformalitäten. Das war eine andere Welt mit anderen Gepflogenheiten und einer fremden Sprache. Doch irgendwie konnten wir uns verständigen. Wir schliefen auf dem Boden und in Häusern, die aus ganz leichten Materialien erbaut waren, wie aus Papier oder dünnen Matten. Möbel gab es nicht. Wie alle Einwohner der Stadt, gingen auch wir nachmittags mit dem Handtuch über dem Arm ins öffentliche Bad. Dort gab es grosse Bassins, wie Schwimmbecken, in denen das Wasser fast kochte. Die Bereiche für Frauen und Männer waren zwar getrennt, doch miteinander verbunden und es war nicht ungewöhnlich, dass Männer den Frauenbereich betraten oder umgekehrt. Meine Mutter schämte sich und wusste nicht, wohin. Wir fuhren auch mit dem Zug nach Tokio und ich erinnere mich noch an eine Anekdote, die für uns bezeichnend war: Neben meinem Vater stand eine Frau und er – geprägt von seiner Kultur der Ritterlichkeit – bot ihr seinen Platz an. Doch nicht sie setzte sich, sondern ihr Mann, der neben ihr gestanden hatte. Und der stand bis zur Ankunft auch nicht wieder auf.

DIE ÜBERFAHRT. Die Überfahrt dauerte 71 Tage. Die *Africa Maru* war ein Frachtschiff, doch sie verfügte auch über zwei oder drei Kajüten. Diese waren mit einigen Passagieren belegt, die in Südafrika von Bord gingen. Wir schliefen zusammen mit anderen in einem grossen Laderaum. Die grosse Mehrzahl der Passagiere waren Japaner, die nach Argentinien auswanderten. Es waren mehrere Hundert. Aus Europa kamen nur wir vier und noch zwei Frauen, eine mit einer kleinen Tochter, die ihren Männern nach Buenos Aires folgten. Meine Mutter vertrug die Schiffsreise nicht, sie war seekrank und lag während der gesamten Überfahrt auf ihrer Pritsche. Sie stand nur auf, wenn wir irgendwo anlegten.

Ich war sehr aufgeweckt und unternehmungslustig. Ich stand den ganzen Tag nicht still, rannte von einer Ecke zur anderen, bei gutem Wetter und auch bei Gewitter, wenn die Wellen gegen den Rumpf schlugen. Ich freundete mich mit der Besatzung und den japanischen Passagieren an. Ich besitze ein Gruppenfoto mit einigen von ihnen und ein persönliches Foto, das mir eine meiner japanischen Freundinnen als Andenken geschenkt hat.

Wir legten auch im Hafen von Singapur an. Wir betraten einen Laden und als der Besitzer bemerkte, dass wir jüdisch waren, brachte er aus dem Hinterzimmer eine Bibel in Hebräisch. So wollte er uns sagen, dass auch er Jude war. Schliesslich wurde klar,

dass er sich für mich interessierte. Ich war noch keine neun Jahre alt. Er wollte eine Mitgift bezahlen, so wie es zu früheren Zeiten üblich war. Er erklärte, dass es in Singapur keine jungen Jüdinnen zum Heiraten gab. Glücklicherweise hatten meine Eltern einen anderen kulturellen Hintergrund, so dass aus dieser Geschichte eine Anekdote wurde, die sie immer wieder gern erzählten.

Auch Südafrika war eine harte Erfahrung für uns. Wir legten in Durban und Kapstadt an. Dort herrschte «Rassentrennung», die so genannte Apartheid. Freunde von meinen Eltern aus Bialystok lebten dort. Von ihnen lernten wir, die Transportmittel für Weiße zu benutzen und uns nicht unter die schwarze Bevölkerung zu mischen. Sie luden uns in ihr zweistöckiges Haus am Stadtrand ein, wo es im Untergeschoss Parkplätze für ihre Autos gab. Sie verfügten über ein Heer an Bediensteten und Kindermädchen für ihre Kinder, alles Schwarze. Für uns war das eine weitere völlig fremde Welt.

Der letzte Hafen, den wir vor unserer Ankunft in Buenos Aires anliefen, war Santos in Brasilien. Dort kaufte Papa eine ganze Bananenstaude, von der wir bis zu unserer Ankunft nicht mehr lassen konnten. Mama hatte einmal, vor dem Krieg, in Bialystok eine einzelne Banane gekauft, die ich mir damals mit meiner Schwester teilte.

**Hanka** (12 Jahre, AUS DEM LUBLINER GHETTO IN DIE WÄLDER) GEHT NICHT IN DIE WÄLDER. Das Lubliner Ghetto sollte *liquidiert werden*, wir mussten fliehen. Wie wir über die Ghettomauern gekommen sind, weiss ich nicht mehr. Diese waren nämlich sehr hoch. Ich war mit meiner Mutter und meinen zwei Schwestern zusammen, mein Bruder war bereits ermordet worden, genauso mein Vater. Als wir auf die andere Seite der Mauer fielen, wurden wir von der polnischen Polizei verhaftet. Diese arbeitete mit den Deutschen zusammen und wollte uns zurück ins Ghetto bringen. Doch einer der Polizisten erkannte meine Mutter und erinnerte sich daran, dass ihm mein Vater einmal das Leben gerettet hatte. Also liess er uns laufen. Er riet meiner Mutter noch davon ab, in die Wälder zu gehen, da uns dort die Deutschen finden würden. Doch wir hörten nicht auf den Polizisten und gingen in den Wald. Wir hatten keinen anderen Ort, wo wir hätten hingehen können. Wir kamen zum Haus des Försters und versteckten uns davor in einem Stroh häufen. Es waren kaum fünfzehn Minuten vergangen, als wir die ersten Schüsse hörten. Die Polen und Deutschen brachten alle Juden um, die sie in diesem Wäldchen entdeckten. Im nächsten Augenblick waren sie auch schon da und wir hörten, wie sie den Mann befragten, der im Haus war. Schliesslich gingen sie weiter. Zusammengekauert warteten wir erneut auf den Einbruch der Dunkelheit. Als es dämmerte, liefen wir los. Wir rannten, bis wir

## **Verraten**

Viele, die versuchten, zu entkommen, wurden von ihren vermeintlichen Fluchthelfern verraten. Diejenigen, die sie über die Grenze brachten, die ihnen Papiere beschafften, sie übergangsweise versteckten oder Visa organisierten, bereicherten sich an der Verzweiflung derer, die sich und ihre Familien retten wollten und dafür alles gaben, was sie besaßen. Sie nahmen Geld und oft denunzierten sie die Fliehenden. Andere Versuche schlugen fehl, weil die Kontaktpersonen von Freunden oder Nachbarinnen denunziert und so entdeckt wurden. Sie wurden verhaftet und gefoltert, um die Namen der Fälscher und Fluchthelfer, der anderen Mitglieder des Fluchthilfenetzes zu erpressen. Die Fluchten wurden von unsichtbaren Netzwerken organisiert, die neben dem Schwarzmarkt funktionierten, auf dem es zu Beginn noch Güter und Lebensmittel und später auch Waffen zu kaufen gab.

zu einem Bauernhaus kamen, wo wir uns im Stall versteckten. Doch der Besitzer entdeckte uns und jagte uns fort. Auf unserer Flucht wurden meine Schwester Cesia und ich einfach durch den Wald mitgezerrt, wir hatten beide Typhus und konnten uns kaum auf den Beinen halten. Es war völlig finster und beide liefen wir an der Hand von jemandem mit. Plötzlich fiel mir auf, dass ich nur noch auf der einen Seite jemanden neben mir hatte. Das, wonach ich auf der anderen gegriffen hatte, war ein Körperteil eines Toten. Deswegen fürchte ich mich so sehr vor der Dunkelheit. Ich habe grosse Angst davor, nachts alleine zu sein.

DAS ZWISCHENGESCHOSS. In einem Dorf, an dessen Namen ich mich nicht mehr erinnern kann, hatte mein Vater einen Polen dafür bezahlt, uns im Falle einer erfolgreichen Flucht aus dem Ghetto zu verstecken.

Als wir endlich dort ankamen, bekamen wir von seiner Frau zu hören, dass sie uns um nichts in der Welt aufnehmen könne. Sie schickte uns zu einer anderen Polin weiter, deren Haus ein Zwischengeschoss hatte.

Dort konnten wir bleiben. Es war sehr schmutzig und ich spielte mit einer Puppe aus Lumpen, während meine Schwester Mania immer nur schlief. Die Ratten, die es dort gab, interessierten sie nicht. Ich vermute, dass das ihre Art war, allem zu entfliehen, etwas Psychologisches. Einmal hörte ich Deutsche unten im Haus und versuchte, sie zu wecken falls wir fliehen mussten. Doch ich bekam sie nicht wach.

MEINE SCHWESTERN. Eines Tages tauchten zwei Jungs auf, die nach meinen Schwestern suchten. Der eine hiess Godl, der andere Schloime. Sie wollten sie mitnehmen und meine Mutter liess sie gehen. Die Älteste wollte nicht, doch

meine Mutter befahl es ihr. Schloime, der sie mitnahm, war Schneider und sein Vater war Schuhmacher. Meiner Mutter passte das nicht besonders, doch das Wichtigste war, dass sie überlebten und meine Mutter dachte, dass sie so eine Chance hätten.

DIE «GRAUE HEXE». Als ich mich eines Tages kratzte, begann sich meine Haut abzulösen. Die Polin, die uns versteckte, meinte, dass das eine ansteckende Krankheit sein könnte und dass wir deshalb nicht länger bleiben könnten. Wir blieben zwar noch ein paar Monate dort, ich weiss das nicht mehr so genau, doch letztendlich mussten wir gehen.

Anschliessend versteckte uns eine andere Polin, eine junge Frau namens Staszka. Sie lebte mit ihren Eltern in einem sehr abgelegenen Haus auf dem Land und dort wurden wir hingebacht. Unser Versteck lag über dem Stall. Ihre Mutter nannten wir die «graue Hexe», ihr Vater war gelähmt und bettlägerig. Als Staszka bei der Feldarbeit war, meinte die Alte, dass wir gehen sollten. Eines Tages tauchte sie sogar mit einer Sense auf und drohte, uns den Kopf abzuschneiden. Ich bat meine Mutter, dass wir doch gehen sollten, doch sie sagte, dass wir nirgendwo hingehen könnten. Diese alte Frau gab uns nichts zu essen, sie liess uns verhungern.

DER HUND UND DIE HENNE. Ich war jung und langweilte mich. Ich wollte einen Spielgefährten und unterhielt mich also vom Stall oben herunter mit dem Hund. Doch meine Mutter meinte, ich solle das lassen. Wenn jemand vorbeikäme und sähe, wie der Hund nach oben blickt, könnte uns das verraten. Da ich nun nichts Besseres zu tun hatte, freundete ich mich mit einer Henne an, die in unser Versteck hochgekommen war. Wir assen die Eier, die sie legte, so dass die Besitzerin keine mehr vorfand. Hätte sie herausbekommen, dass wir das waren, hätte sie uns umgebracht. Dank dieser Henne sind wir nicht verhungert.

Als es einmal sehr kalt war, liess uns Staszka im Haus schlafen. Ihrem Vater tat es sehr leid, dass er uns kein Bett anbieten konnte. Wir blieben einen Sommer und einen Winter dort, ich kann mich an den genauen Zeitraum nur schwer erinnern.

DIE ANTISEMITISCHE POLNISCHE ARMEE. Zwei polnische Widerstandsarmeen haben gegen die Deutschen gekämpft: In der *Armja Ludowa*, der Volksarmee, kämpften auch Juden, die polnischen Soldaten der *Armja Krajowa* (AK), der Heimatarmee, waren jedoch Antisemiten, die versteckte Juden jagten und ermordeten. Eines Nachts hörten wir, wie der Stall, das Haus, das ganze Gelände durchsucht wurde, wir hörten Schreie und einen Schuss. Die AK-Soldaten schickten einen Betrunkenen in den Stall, der nach versteckten Juden suchen sollte. Wir machten keine Bewegung und hielten den Atem an. Zum Glück ging

er nach einer Weile wieder, er hatte uns nicht entdeckt, obwohl er über mich gestolpert war. Sie schlugen Staszka schlimm zusammen und drohten ihr mit dem Tod, um ihr ein Geständnis abzuwingen, doch sie verriet uns nicht. Auch ihre kleinen Kinder erzählten nichts, obwohl sie von uns wussten. Staszka kam davon.

ZWEI SOLIDARISCHE POLEN. Wir zogen weiter in ein anderes Dorf, wo wir hinter ein paar Ställen in einem Heuhaufen Schutz suchten. Die Nahrungsbeschaffung glich einer Heldentat. Doch zum Glück bekamen wir Unterstützung aus der polnischen Dorfbevölkerung: Eine Frau namens Maltsova wusste, dass ich auf Nahrungssuche war und bereitete mir immer ein Brot, Äpfel oder ein belegtes Brötchen vor. Manchmal befahl sie auch ihren Angestellten, mir etwas zu essen zu geben. Auch ein reicher Pole war solidarisch und verriet uns nicht, obwohl er wusste, dass wir in dem Heuhaufen versteckt waren.

WIR WOLLTEN IN EIN KONZENTRATIONSLAGER. Bei Anbruch des Herbstes war der Heuhaufen nur noch sehr klein, so dass er kaum mehr als Versteck taugte. Von dem, was um uns herum vorging, wussten wir nur wenig. Es gab zwei Konzentrationslager in der Nähe, Majdanek und Travniki. Meine Mutter dachte, dass es besser sei, dorthin zu gehen, da wir dort wenigstens etwas zu essen bekommen würden. Die Häftlinge wollten fliehen und wir wollten dorthin! Sie vereinbarte mit einer Polin, dass diese uns am folgenden Sonntag nach Travniki bringen sollte. Doch am Donnerstag davor hörten wir, dass beide Lager geschlossen worden waren. Das Gefühl der Hoffnungslosigkeit, das uns ergriff, ist unbeschreiblich. Wir weinten bitterlich, da wir nichts hatten, wohin wir gehen konnten.

VON DER AK VERHAFTET. Wir blieben in unserem Versteck und ich ging weiterhin zu Maltsova, um nach Nahrung zu fragen. Eines Nachts, beim Hinausgehen, wurde ich von der AK verhaftet. Sie fragten nach meiner Mutter. Da ich so jung aussah, konnten sie sich natürlich denken, dass ich nicht allein war. Ich sagte, dass ich sie verloren hätte und dass das Essen, das ich bei mir trug, gestohlen sei. Sie liessen mich laufen, doch ich hörte sie sagen, dass sie mich verfolgen wollten. Ich versteckte mich bis zum Tagesanbruch in einem Brunnen. Dann mussten sie gehen, da sie nämlich selbst verfolgt wurden. Als sie fort waren, lief ich zu meiner Mutter, die vor Sorge schon halb gestorben war. Sie wollte mich nie wieder allein gehen lassen. Also blieb ich und wir lebten eine Woche lang von nur einem Apfel.

JUDEN IM WALD. In einer Herbstnacht hörten wir Geräusche zwischen den Blättern und ich sagte zu meiner Mutter, dass das Juden sein müssten. Ich schaute nach und es waren wirklich Juden, die da im Wald waren. Wir entschlossen uns, ihnen zu folgen, doch sie schrieten uns an, dass sie uns nicht mitnehmen woll-



ten. Für sie waren wir eine Last, doch wir folgten ihnen trotzdem und erreichten die Wälder. Dort lebten wir mit über siebzig Leuten zusammen. Wir trafen eine Nachbarsfamilie wieder, deren Kinder eng mit meinen Schwestern befreundet gewesen waren. Ihre Geschichte war sehr traurig. Bei Kriegsbeginn hatte die Mutter noch eine einjährige Tochter. Doch da sie wusste, dass eine gemeinsame Rettung unmöglich war, liess sie sie in einem Dorf zurück, wo das Mädchen von einer Frau aufgenommen wurde. Diese bekam den Ratschlag, in Piaski vorstellig zu werden und dort zu sagen, dass sie das Kind gefunden hätte. Also brachte die Frau das kleine Mädchen zu den polnischen Polizisten und stellte es dort als uneheliches Kind einer katholischen Frau vor. Die Polizisten glaubten ihr und sagten, sie solle die Kleine mit nach Hause nehmen und taufen lassen. Seitdem hatte die Familie nichts mehr von ihr gehört. An die Menschen in den Wäldern habe ich keine guten Erinnerungen. Sie gaben uns nur etwas zu essen, wenn wir nachts losgingen, um Wasser zu besorgen. Eines Nachts verschüttete meine Mutter ihr Wasser und sie musste vier Kilometer zurücklaufen, um neues zu besorgen. Wir waren das Letzte vom Letzten.

EINE GEBURT IN DEN WÄLDERN. Das Leben in den Wäldern war sehr grausam.<sup>84</sup> Man musste immer auf der Hut sein. Eines Tages bekam unsere ehemalige Nachbarin ein Kind. Und genau in diesem Augenblick kamen die Deutschen. Sie musste das Neugeborene unter einem Baum zurücklassen und mit allen anderen zusammen fliehen, obwohl sie kaum gehen konnte. Ich war auf Nahrungssuche gewesen und als ich zurückkam, half ich meiner Mutter, sie zu stützen. Ich hatte einen Korb mit Eiern mitgebracht, die nun alle heraus fielen. Als die anderen das entdeckten, hätten sie mich fast umgebracht, da die Eier unseren gesamten Weg markierten. In der Nacht kehrten wir zurück, der Säugling lag noch immer dort auf dem Boden, wo er zurückgelassen worden war. Das kleine Mädchen hatte überlebt. Doch ein Kind stellte in den Wäldern ein grosses Problem dar, da es alle verraten konnte. Es wurde beschlossen, das Mädchen dem Bürgermeister eines nahegelegenen Dorfes vor die Tür zu legen.

84 Die Lebensbedingungen in den Wäldern waren äusserst unsicher und risikoreich. Man war unkontrollierbaren Bedrohungen ausgesetzt, musste den Erhalt der Gruppe, deren Verteidigung und Sicherheit gewährleisten und Lebensmittel besorgen. Aus diesem Grund waren die Regeln streng und grausam. Es wurden nur Menschen aufgenommen, die etwas zum Überleben der Gruppe beitragen konnten. Junge Männer waren sehr willkommen, besonders wenn sie Waffen hatten, doch Kinder und Alte, die nichts als Hunger, Schwäche und Angst mitbrachten, wurden zu Ballast.

## Das Fotoalbum der Kinder



*In Paris, mit meinem ersten Kleid.  
(Rosi, 5 Jahre)*

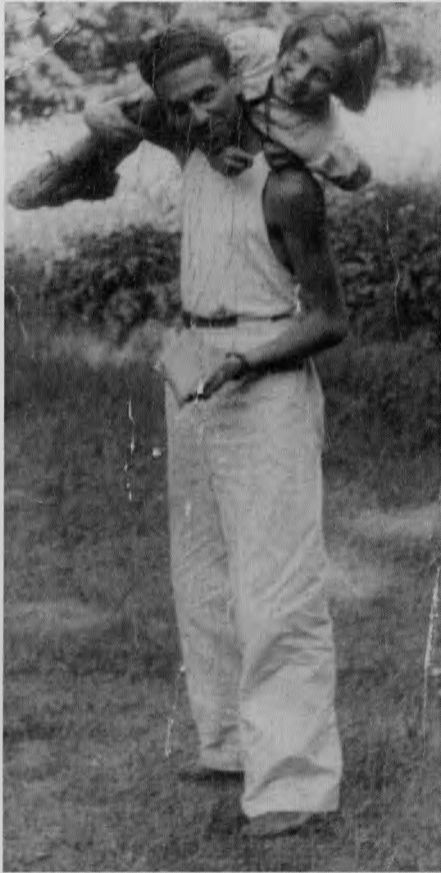


*Nach dem Krieg fand mich  
Papa wie durch ein Wunder  
in einem Waisenhaus wieder.  
Sie mussten mich kahl  
scheren, denn ich war über-  
all wund und voller Pusteln.  
(Rosi, 4 Jahre)*



*Mit meinem Vater, meinem  
Retter. Was aus meiner  
Mutter geworden ist, haben  
wir nie erfahren.  
(Rosi, 6 Jahre)*

# Geschwister



*Hier bin ich mit meinem Bruder Mietek abgebildet. Das Foto entstand vor dem Krieg. Er hat mich immer beschützt, er schaffte es, mich aus dem Ghetto zu schmuggeln. Doch er hat nicht überlebt.  
(Zosia)*

*Mit meiner kleinen Schwester Regine vor dem Schultor. Kurze Zeit später wurde sie von den Deutschen für immer mitgenommen. Sie war erst zehn Jahre alt.  
(Micheline, 17 Jahre)*



*Mein großer Bruder war ein guter Koch. Dank ihm überlebte ich das Zwangsarbeitslager.  
(Tommy, 10 Jahre)*



*Mit meinem Bruder  
Henri, kurz vor  
unserer Trennung.  
(Hélène, 2 Jahre)*

*»Sie lebten auf einer Wiese grün, zwischen Rosen und Kirschen auf  
sonnigem Land  
Wohin der Schmerz nicht reichte, auch Traurigkeit ward nicht  
bekannt.«*



(Eine Strophe aus dem Schlaf-  
lied, das meine Mutter  
meinem kleinen Bruder Zenus  
gesungen hat, der während  
dem Krieg versteckt und nie  
wieder gefunden wurde.  
Diana)



Meine ersten Puppen schenkte mir Jadza, meine Retterin. (Irene, 8 Jahre)



Mit meinem Schlitten im Garten unseres Hauses. (Alberto, 5 Jahre)



Mit meinem kleinen Bruder Marek, ich stehe auf der rechten Seite. In dieser Zeit wusste ich gar nicht, wie glücklich ich eigentlich war. (Freda, 7 Jahre)



## Spiele und Spielsachen

*Ich war ein sehr verwöhntes Mädchen, ich hatte mehr als hundert Puppen. (Kati, 5 Jahre)*



*Ich bin die auf dem Pferdchen. Das Foto wurde bei den Brunos aufgenommen, die erste Familie, die mich versteckte. Ich spielte immer mit ihrem Sohn. (Hélène, 2 Jahre)*

## Familien



*Meine Mutter und ich im Garten  
unseres Hauses in Bratislava.  
Sie starb auf dem Todesmarsch.  
(Herty, 11 Jahre)*



*Mit Papa, Mama und meinem Bruder  
Marek. Das letzte Mal, als ich sie gese-  
hen habe, war in Auschwitz. (Freda)*

*Die beiden, die stehen, sind meine  
Eltern. Von allen Angehörigen auf die-  
sem Foto haben nur meine Mutter und  
ich überlebt. (Alberto, 2 Jahre)*



*Mit meiner Familie vor dem Laden meiner Mutter. Ich erinnere mich noch genau an all diese Leute, die meine ersten Lebensjahre prägten. Die meisten von ihnen wurden von den Nazis ermordet. (Lea, 11 Jahre)*

*Mit meinem Großvater Marcos, dem Komplizen all meiner Streiche. Nur er wusste um den Vulkan, der in mir brodelte. (Claudia, 3 Jahre)*



*»Da geht eine Mutter und  
spricht mit sich  
Draußen, schrecklich kalt  
und spät  
Ins Gesicht bläst ihr der  
Wind  
Gott, schütze du mein Kind!  
(...)  
Und Jochebed ist sie gleich  
Die Mose aussetzt auf dem  
Teich  
Elend, einsam im Wind  
Hat sie verlor'n ihr einzig  
Kind.«*

*(Auszug aus dem Lied  
Ein jüdisches Kind, das von einer  
Überlebenden im März 1943  
nach der Kinderaktion im Ghetto  
von Šiauliai in Litauen geschrie-  
ben wurde.)*





Als mir meine Spielkameraden aus der Nachbarschaft, Joseph und Felix, dieses Foto aus Frankreich schickten, hatten sie auf die Rückseite geschrieben:  
»Gute Freunde«.  
(Noëilly, 5 Jahre)



Ich habe freiwillig in einem Waisenhaus gearbeitet, wo ich mich eng mit dem siebenjährigen Davidek anfreundete. Wir mussten heimlich fliehen und ich konnte mich nicht von ihm verabschieden. Ich stehe hinten rechts, Davidek ist der links von mir.  
(Abraham, 14 Jahre)



Mein bester Freund Geniek war der Sohn des Gärtners. Als wir die Früchte aus dem Obstgarten aßen, war sein Vater sehr verärgert.  
(Mira)



*Hier bin ich mit meiner »falschen Schwester« Tamar in Israel. Sie wollte mich heiraten. (Alberto, 10 Jahre)*

*»Später, wenn das Licht wieder zurückgekehrt ist  
Und wir wieder einen Blick in unsere Gedichtbüchlein werfen,  
Wenn wir uns an unser Leiden erinnern,  
An diese schmerzhaften Momente – dann werden sie uns unwirklich  
erscheinen.  
Wenn wir dann versuchen, etwas Positives aus diesen Zeiten zu retten,  
Wird das der Umstand sein, viele gute Freunde gehabt zu haben,  
Uns gekannt zu haben.«*

*(Eintrag in das Album der zehnjährigen Frida von ihrer Mitschülerin Greetje, die damals 13 Jahre alt war.)*

## Retterinnen und Retter

*Nach dem Krieg, als ich wieder bei meinen Eltern war. Auch Jadza ist auf dem Foto, meine Retterin. Ich erzähle meine Geschichte aus Liebe zu ihr. (Irene)*



*Meine erste Retterin,  
Frau Lopes Díaz, mit  
ihrem Sohn Jaques.  
(Herty)*



*Mit Tatá auf Besuch bei  
meinen Eltern in Paris.  
(Hélène, 6 Jahre)*

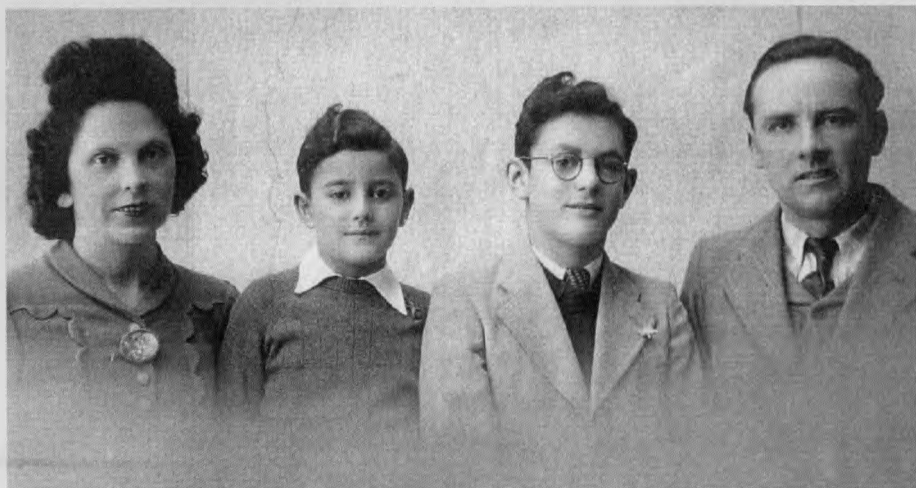


*Hier bin ich mit der Familie, die mich versteckte, abgebildet. Mit den Depuydts ging ich auch zur Messe. (Herty)*



*Vor der Kirche, bei der Hochzeit von Georgette Eloy, der Tochter meiner Retter. (Noëilly)*

*Mit meinem älteren Bruder und den Rousseaux. (Maurice)*



# Schnappschüsse

*Mein erster Schultag.  
(Mira, 6 Jahre)*



*Auf einem Spaziergang durch das zerstörte  
Warschau. (Irene)*



*Da hieß ich immer noch Fela. (Zosia)*





*Das Mäntelchen hatten mir die Eloys gekauft. (Noëilly)*



*Tommy*



*Das erste Foto von mir nach dem Krieg. (Hanka, 15 Jahre)*



*»Erinnerung an Ihre Tochter Hélène, die an Sie denkt und Ihnen einen Kuss schickt.«  
(Widmung auf der Rückseite des Fotos, das die Brunos meinen Eltern geschickt haben.  
Hélène, 2 Jahre)*

# Neue Horizonte



Die Überfahrt auf der Africa Maru dauerte 71 Tage. Ich freundete mich mit der Besatzung und den japanischen Passagieren an, die mir dieses Foto schenkten. (Dina, 7 Jahre)



Mich hielt nichts mehr in Paris zurück, von meiner Familie blieb mir nur noch der Nachname. Ich trat meine Reise Richtung Montevideo voller Freude an – wie auf diesem Foto, auf dem ich verkleidet bin. (Micheline, 22 Jahre)

Form. 2004

**REPÚBLICA ARGENTINA**  
MINISTERIO DE INTERIOR  
**TELÉGRAFO DE LA NACIÓN**

Oficinas \_\_\_\_\_ Fecha 16/4/42 194

N. \_\_\_\_\_ Categoría \_\_\_\_\_ Tel. de la Nación \_\_\_\_\_  
Palabras \_\_\_\_\_ Otras vías \_\_\_\_\_  
Hora \_\_\_\_\_ Total \_\_\_\_\_  
Vía 964

Destinatario CONSULADO ARGENTINO  
Domicilio \_\_\_\_\_  
Destino MARSELLA

Exp. 1110/41 Fritz José Neuburger, Catherine Reismann hijo Albert Pierre Michel autorizada viajar con salvoconducto siendo sanos sin defectos físicos comprobando efecto validez exención derechos ser hijo suarrieto de Antonio Neuburger. Presenta remeiva el de fecha 28 Marzo 1941.

*Michel Reist*

MIGUEL PASTOR CASTRO  
DIRECTOR DE EMBAJADA

Firma \_\_\_\_\_  
Remitente \_\_\_\_\_  
Domicilio \_\_\_\_\_ Teléfono \_\_\_\_\_

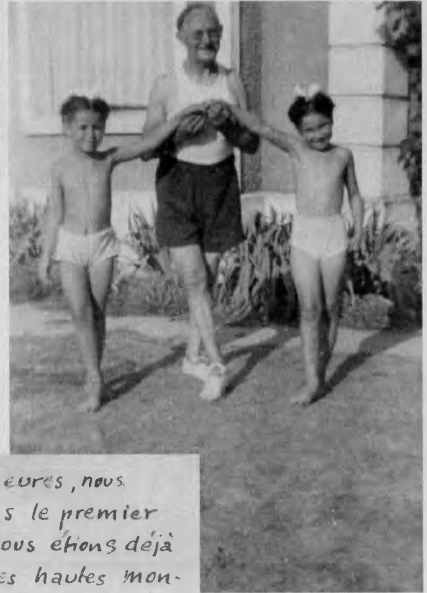
Llévase consigo el telegrafo en el puerto. Para su entrega en las oficinas de la Espartería.

Einreisevisum für Argentinien, von Michel und seinen Eltern.



Mit meiner Tante und meinem Onkel in Argentinien. Mein Onkel war bereits 1938 eingereist, er hatte als einziger das »wirre Gerede« von Hitler ernst genommen und sich so gerettet. (Tommy, 21 Jahre)

Tonton gibt mir und einem anderen jüdischen Mädchen »in Pension« Gymnastikunterricht. (Hélène, 7 Jahre)



Unsere Flucht über die Pyrenäen, die mein Vater für mich aufgeschrieben und gezeichnet hat. (Michel, 4 Jahre)



Le chemin monte très

À 7 heures, nous faisons le premier halt. Nous étions déjà dans les hautes montagnes, très fatigués, mais cela ne comptait pas. Albert avait mal au ventre, mais les guides étaient pressés de partir. Dans une heure le jour devait se lever et alors il fallait être près de la

brusquement entre vignes



# Anpassung

Auch nach dem Krieg war es sicherer, sich als »katholisch« auszugeben. Das ist ein Foto meiner Erstkommunion. Es gab noch andere jüdische Kinder dort.  
(Irene)



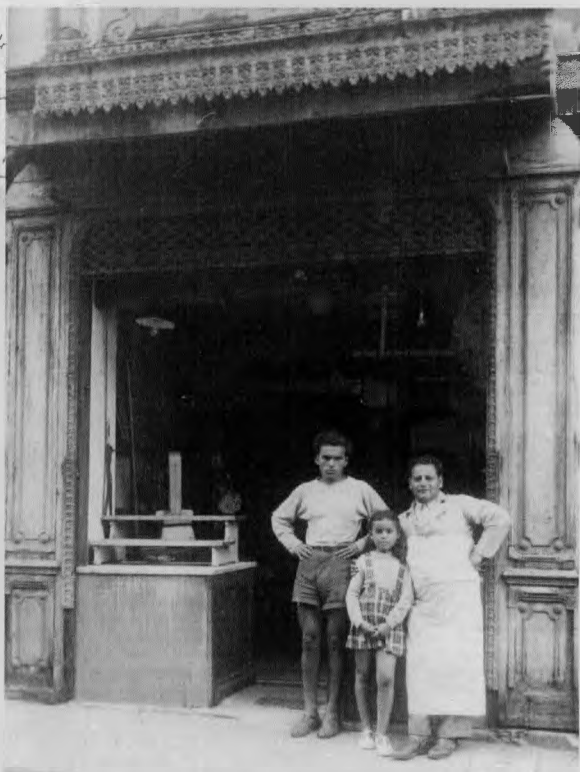
Parrquia Santa Rita  
PAROQUIA DEER  
CALLE BARRERON  
N. 10. 22. 1948

En Buenos Aires a diez días del mes de julio del año mil novecientos cuarenta y cinco por el Pbro. impasentti, bautizo a Alberto con Omar D'Arrois, que nació en Belgrado (Yugoslavia) el primero del mes de enero de mil novecientos treinta y cinco hijo legítimo de Don Guido G. de Lya y Doña Doña María Bazar Panch natural de Turquía domiciliados en Archibulo del Folle 231 Florida; siendo su padrino Ferdinando Berge

Firmado  
El cura de la Parroquia  
Furassialing

Es copia fiel del libro 12, fo  
Parrquia de la Parroquia de Santa Rita  
en Buenos Aires, Capital, Argentina  
Julio 12 de 1948  
Furassialing  
cura parroco.

Taufurkunde von Alberto, die von einem argentinischen Priester gefälscht wurde.



Ich konnte mich nur schwer daran gewöhnen, nach dem Krieg mit meinen Eltern zusammenzuleben. Der Gestank der Metzgerei meines Vaters störte mich sehr. Hier bin ich mit ihm und meinem Bruder abgebildet.  
(Héléne, 7 Jahre)

Allerdings regnete es die ganze Nacht durch, so dass dieser erst am Morgen vor die Tür trat, wo er den Säugling bereits halbtot vorfand. Er nahm das Mädchen auf und fragte herum, wer sie aufnehmen wolle, worauf sich ein armes Ehepaar meldete. Da die Kleine so lange im Regen gelegen hatte, wurde sie krank und diese armen Leute mussten sogar ihre Kuh und ihr Pferd verkaufen, um sie zu retten. Ihre Eltern holten sie nach dem Krieg wieder zu sich, doch sie wollte sie nicht einmal sehen.

GELOBT SEI JESUS CHRISTUS. Als der Frühling kam, sagte ich zu meiner Mutter, dass ich in das Dorf gehen wolle, in dem wir uns zuvor versteckt hatten. Ich wollte nach Nahrungsmitteln fragen und sehen, ob ich eine Schere auftreiben könne, damit ich mir die völlig kaputten Haare schneiden konnte. Von da an ging ich regelmässig und es gab einige, die mir zu essen gaben. Als Allererstes ass ich selbst, voller Verzweiflung.

Und dann fragte ich weiter nach Lebensmitteln, die ich mitnehmen wollte. Ich dankte immer mit «Gelobt sei Jesus Christus!» Bei uns lebte ein Mann, dessen Tochter Hanna hiess. Als er sah, wie gut ich allein zurechtkam, bat er mich, sie mitzunehmen. Er redete so lange auf mich ein, bis ich schliesslich nachgab. Wir wurden sofort von den Deutschen angehalten. Doch zum Glück war sie mit dabei, denn sie konnte Deutsch und beantwortete die Fragen. Ich habe ihr danach gesagt, dass ich sie nicht mehr mitnehmen könne, weil es zu gefährlich sei, aber ich habe mein Essen mit ihr geteilt.

Auch meiner Mutter habe ich Essen gebracht, denn für sie war es sehr riskant, zu gehen. Ich kam und ging immer im Bewusstsein, dass ich denunziert werden könnte oder dass ich es beim nächsten Deutschen oder Polen, der mich anhielt, vielleicht nicht mehr schaffen würde, überzeugend zu lügen. Die Leute in den Wäldern baten mich, für sie im Dorf einzukaufen. Im Gegenzug gaben sie mir immer etwas zu essen.

So machten wir bis zum Ende des Krieges weiter. Auf diese Weise habe ich in den Wäldern überlebt: bettelnd.

**Zosia** (14 Jahre, AUS DEM WARSCHAUER GHETTO AUF DIE «ARISCHE SEITE»)

DER SCHMUGGLER AN DER MAUER. Mein Bruder Mietek nutzte nach einer Aktion die Gelegenheit, um nachzusehen, ob es an der Mauer etwas Brot zu kaufen gab. Dort, in der Nähe der Mauer, waren nämlich die Schmuggler, der Schwarzmarkt, wo man alles kaufen und verkaufen konnte. Er begann, sich mit einem polnischen Schmuggler zu unterhalten und sie fassten Vertrauen zueinander. Plötzlich schoss Mietek eine verrückte Idee durch den Kopf und er platzte heraus: «Wollen Sie nicht meine kleine Schwester mit sich nehmen? Sie hat helle Augen und blondes Haar und spricht ausgezeichnet Polnisch.» Der andere antwortete ohne zu zögern: Einverstanden, Mietek solle mich bringen.

ICH SEHE SIE LIEBER TOT. Als Mietek zurückkehrte, erzählte er meiner Mutter von dem «Glück», das uns widerfahren war.<sup>85</sup> Mit zitternder Stimme fragte sie ihn: «Wer sind sie?» Mietek antwortete, dass es sich um einen Vater mit drei Söhnen handelte. Meine Mutter erschrak und meinte, dass sie mich auf keinen Fall in ein Haus mit vier Männern gehen lasse. Die könnten mir ja etwas antun. Doch Mietek blieb beharrlich und sagte mit ungeheurer Besonnenheit zu ihr: «Mir erscheinen diese Leute vertrauenswürdig, ich glaube nicht, dass sie ihr etwas antun. Und falls doch, ist das das geringere Übel – Auf der arischen Seite kann sie überleben.» Daraufhin sagte meine Mutter etwas, das ich nie vergessen werde: «Und mir wäre es in dem Fall lieber, wenn sie tot wäre.» Ich verstand nicht, was dieses «Etwas» war, von dem sie sprachen, vielleicht hatte ich eine leise Ahnung. Doch es musste etwas Schreckliches sein, wenn mich meine Mutter, die mich so sehr liebte, lieber tot sehen würde. Doch schliesslich musste sie nachgeben.

DIE ZWEI HÖSCHEN. Am nächsten Tag gingen wir zu der Stelle, an der Mietek den Mann getroffen hatte. Mama liessen wir weinend zurück – das war das letzte Mal, dass ich sie sah. Mitgenommen hatte ich nur das, was ich am Leib trug, das Allernötigste. Dazu eine grosse Unterhose, oder besser gesagt: zwei. Meine Mutter hatte mir zwischen die beiden Höschen Rubel- und Dollarmünzen sowie goldene Hals- und Armbanden eingenäht.

Als wir dort ankamen, wo sie am Tag zuvor ihre Abmachung getroffen hatten, ging mein Bruder auf jenen Mann zu und sagte: «Hier bringe ich Ihnen meine kleine Schwester.» Der andere blickte ihn verständnislos an: «Wofür?» Mietek antwortete mit tonloser Stimme, fast flehend: «Aber gestern haben wir doch besprochen, dass sie bei Ihnen bleiben kann!» – «Ach ja, richtig. Gut... Lassen Sie sie hier.» Mietek drehte sich um und ging. Ich sah ihm nach, bis ich ihn aus den Augen verlor.

Das war etwa drei Wochen vor dem Aufstand, also im März 1943.

85 Ein Kind aus dem Ghetto zu schmuggeln war keine einfache Aufgabe. Noch viel weniger, wenn es älter als zehn Jahre war. Es war nicht einfach, christliche Polen zu finden, die bereit waren, das Risiko einzugehen, ein jüdisches Kind zu verstecken. Neben dem erhöhten Bedarf an den sowieso schon rationierten Lebensmitteln – ein Kind bedeutete einen Esser mehr – bestand das Hauptrisiko in der Entdeckung. Bei einem Verdacht konnten die eigenen Verwandten oder Nachbarn zu Denunzianten werden, um die von den Nazis ausgesetzte Belohnung einstreichen zu können. Diese bestand in der Regel in einer Flasche Wodka. Wer bei der Unterstützung einer Jüdin oder eines Juden erwischt wurde, wurde sofort hingerichtet – zusammen mit der ganzen Familie. Angesichts dieser Situation sprach Zosias Bruder von «Glück».

EIN BRIEF VON MAMA. Ich lebte nun also im Haus dieser Leute und immer wieder bekam ich etwas von meinem Bruder geschickt. Eines Tages bekam ich einen Brief von meiner Mutter. Sie wollte mich beruhigen, mir vor allem Mut machen, sie schrieb, dass wir uns bald wiedersehen würden, dass alles gut ausgehen würde. Nachdem ich den Brief viele Male gelesen hatte, faltete ich ihn klein zusammen und nähte ihn zwischen die beiden Höschen. Ich zog sie während der folgenden neun Monate nicht aus, weder tagsüber noch in der Nacht. Ich hatte einfach nicht genug Privatsphäre, um sie waschen und wieder trocknen zu können. Ab und zu tastete ich nach dem Brief und wenn ich ihn spürte, wurde ich ruhig. Doch der Stoff nutzte sich ab und eines Tages war der Brief nicht mehr da. Ich glaube, das war der wertvollste Besitz, den ich je in meinem Leben hatte.

BESTECHUNG EINES POLEN. Als ich eines Tages als «Arierin» durch Warschau ging, folgte mir ein *Volksdeutscher*, ein Pole deutscher Herkunft. Er drohte, mich in die Aleja Szucha, in das Gestapo-Hauptquartier, zu bringen. Zum Glück hatte ich etwas Geld bei mir, das ich ihm anbieten konnte, damit er mich nicht denunzierte. Nach dieser Begegnung konnte ich nicht länger in meinem Versteck bleiben. Trotzdem ging ich noch einmal zurück, um den anderen zu berichten, was geschehen war.

DER BAUERNAUSSCHUSS. Der Mann, der mich versteckte, schickte mich in die Nähe von Łódź, wo die Familie einen Hektar Land besass. Ich fuhr mit dem Zug, die ganze Fahrt ohne Papiere. Dort hütete ich die Kuh, bis nach eineinhalb Monaten ein Bauernausschuss tagte. Anschliessend sagten mir die Leute dort, dass ich gehen müsse. Denn wenn mich die Deutschen entdeckten, würden sie das gesamte Dorf niederbrennen. Also ging ich fort.

EINE NEUE ARBEITSSTELLE. Ich fand eine neue Stelle im Haus eines Agraringenieurs, das in dem kleinen Dorf Sterdyh, in der Nähe von Treblinka, lag. Ich fungierte als eine Mischung aus Kindermädchen und Dienstbotin. Ich blieb etwa neun Monate dort und besuchte jeden Sonntag die Messe. Wenn ich nach meiner Familie gefragt wurde, antwortete ich, dass ich aus Zamosc käme. Dort hatten die Deutschen viele katholische Polen festgenommen und nach Deutschland zur Zwangsarbeit deportiert. Die zurückgebliebenen Kinder hatten sie in einen Waggon gesperrt und nach Warschau gebracht. Und ich gab mich als eines jener deportierten Kinder aus. Die Tätigkeit meines Arbeitgebers als Agraringenieur bestand in der Berechnung der Abgaben, die jeder Bauer pro Hektar zahlen musste. Als Zahlungsmittel dienten Weizen, Tiere oder sonst irgendetwas, das auf dem jeweiligen Grundstück wuchs oder lebte. Das ging alles an die Deutschen. Doch gleichzeitig arbeitete er für die Partisanen, die sich in den umlie-

genden Wäldern versteckten. Für mich war das ein recht guter Ort. Mich kannte niemand und die Zeit verging gemächlich.

SIE KAMEN NICHT WEGEN MIR. An einem erstickend heissen Nachmittag klopfte es kräftig an der Tür. Aus Treblinka waberte der Geruch nach verbranntem Fleisch herüber. Es sah so aus, als ob die Deutschen die doppelte Betätigung meines Arbeitgebers entdeckt hatten und nun hier waren, um ihn zu holen. Während er durch die Hintertür floh, öffnete ich vorne die Haustür. Zum ersten Mal seit Kriegsbeginn hatte ich keine Angst. In mir brodelten die unterschiedlichsten Empfindungen, doch Angst war nicht dabei. Dieses Mal waren sie nicht wegen mir gekommen! Flink und liebenswürdig öffnete ich ihnen die Türen zu den einzelnen Zimmern, zeigte die Schränke oder sonstige Sachen, die sie sehen wollten. Als sie wieder gingen, waren sie ziemlich verärgert.

KAZIK UND PIOTRUÉ<sup>86</sup>. Das Haus geriet mitten in die Schiessereien zwischen Russen und Deutschen. Über uns donnerten die Geschosse der Katjuschas hinweg. Wir nannten sie «Kühe», weil das Geräusch, das sie machten, wie ein Muhen klang. Wir versteckten uns in einer Höhle. Bereits nach kurzer Zeit ging uns die Nahrung aus, wir hatten weder Geld noch Kleidung, nichts, und der Winter stand vor der Tür. Da ich keine Schuhe hatte, wickelte ich meine Beine bis zu den Knien in alte Zeitungen und verschnürte sie mit einem Strick – wie einen Rollbraten. Das Nahrungsmittelproblem konnten wir nicht lösen. Einmal ging ich mit einer Hacke los, um von einem Feld in der Nähe Kartoffeln zu klauen. Die Narben der Schwielen an meinen Fingern sind immer noch zu sehen. Wir konnten die Kartoffeln nicht kochen, wir hatten keine Kohle, nichts. Doch wir hatten, ich weiss nicht wie, ein Grammophon und ein paar Schallplatten aus dem Haus mitgebracht. Mit Musik im Hintergrund machten wir uns daran, von den nahen Bäumen Holz zu holen und irgendwann machte es uns sogar Spass. Wir drehten so laut auf, wie es ging, damit man die Axthiebe nicht hörte. Schliesslich machten wir ein Feuer und kochten die Kartoffeln. Was für ein Fest! Ich weiss nicht, woher auf einmal die zwei Hühnchen kamen. Wir taufte sie Kazik und Piotrus und eines davon behielten wir, Kazik. Nachbarn von uns nahmen Piotrus. Da sie noch sehr klein waren, wollten wir sie ein paar Wochen mästen, auf dass es dann ein richtiges Festessen gäbe. Wir kehrten in das Haus zurück. Als ich eines Morgens in der Dämmerung Kartoffeln ausgrub, bemerkte ich plötzlich voller Schreck einen riesigen Schatten neben mir. Ich rannte los, um der Bedrohung zu entkommen. Ich lief ins Haus und versteckte mich unter dem Bett. Der Schatten folgte mir und von meinem Versteck

86 Zosia erinnert sich nicht mehr an die richtigen Namen, daher nennt sie die zwei Hühnchen Kazik und Piotrus. (Anm. d. Üb.)

aus konnte ich schliesslich erkennen, dass er zu unserem Nachbarn, einem armen Bauern, gehörte. Später konnte ich Kazik nicht mehr finden. Plötzlich stieg mir ein köstlicher Geruch nach Hühnerbrühe in die Nase und da wusste ich, wo er war. ‚Rache!‘ dachte ich mir, und machte mich auf die Suche nach Piotrus. Ich wusste ja, dass es unsere Nachbarn waren, bei denen Kazik auf den Tellern lag. Doch ich schaffte es nicht. Ich erwischte Piotrus und konnte ihn in den Keller sperren. Dann begann der Tanz. Schliesslich hatte ich ihn. Er quietschte und ich packte ihn voller Blutdurst. Ich hob das Beil – doch als ich ihm den Kopf abschlagen wollte, brachte ich es nicht über mich. Ich liess ihn laufen und dachte: ‚Wie kann man nur jemanden umbringen, der einen Namen hat?‘

DIE SONNTAGE DES GERAUBTEN GLÜCKS. Etwas später kehrte ich nach Warschau zurück. Immer noch als «Katholikin» unter meinem neuen Namen. Dort lebte ich in dem Haushalt, in dem ich arbeitete und sonntagvormittags durfte ich in die Messe gehen. Statt zur Kirche ging ich jedoch zu Mietek, dem in der Zwischenzeit auch die Flucht aus dem Ghetto gelungen war und der sich nun im Haus einer ehemaligen Angestellten von uns versteckt hielt. Natürlich gab auch er sich als Christ aus. Eines Sonntags ging ich voller Freude los, um ihn zu treffen, es sollte ein weiterer Sonntag des geraubten Glücks werden. Doch es kam anders. Kaum hatte mir Anna mit vom Weinen verquollenen Augen die Tür geöffnet, sagte sie schon: «Sie haben ihn mitgenommen.» Eine weitere Erklärung war nicht nötig. Mir gefror das Blut in den Adern, mein Verstand stand still, meine Beine trugen mich nicht mehr. Das war das Ende. Meine letzte Liebe, die mich noch am Leben hielt. Mein Schmerz erschien mir so real, dass ich meinte, ihn mit Händen greifen zu können. Ich lechzte nach Linderung, doch ich kam mir wegen diesem Bedürfnis sehr egoistisch vor. Ich wollte weinen, doch ich konnte nicht, keine einzige Träne. Plötzlich hörte ich ein dumpfes Geheul. Wo kam es her? Dann warf sich Anna auf mich, um mir den Mund zuzuhalten. Ich war das! Das Geheul kam aus mir! Nach der «Messe» ging ich nicht mehr in das Haus zurück, in dem ich gearbeitet hatte. Ich erinnere mich auch nicht mehr daran, wie ich diese Situation überstand.

### **Claudia** (5 Jahre, VERSTECKT IN ROM)

Claudias Geschichte unterscheidet sich von denen der anderen. In Italien war die Situation eine andere. Bereits zu Beginn des Zeitalters des Christentums, ab dem Jahre 70 n. Chr., kamen die ersten Juden ins Land. Ohne mit der in anderen europäischen Ländern weit verbreiteten Judeophobie konfrontiert zu sein, wurden sie zu einem integralen Bestandteil der Geschichte der Halbinsel. Claudias Familie war von Rom nach

Mailand gezogen, doch mussten sie von dort erneut vor der immer näher rückenden Gefahr der Deportationen fliehen. Sie zogen zurück nach Rom, versteckten sich in einem gewöhnlichen Viertel und hofften, nicht als Juden ausgemacht zu werden. Über zwei Jahre lang lebten mehrere Familienmitglieder in einer kleinen Wohnung zusammen. Die folgenden Zeilen sind ein Auszug aus Claudias eigenem Bericht, in dem sie ihre Erinnerungen an jene Zeit schildert:

Rom, 1943. Wir leben in einer Wohnung im Stadtteil Trastevere, die uns ein Freund meines Vaters überlassen hatte. Hier ist es sicherer. Niemand kennt die jüdischen Wurzeln seitens meines Vaters, die Gegend ist gewöhnlich und von *Sfollati*, von Flüchtlingen, bewohnt: Vom Krieg vertriebene Menschen aus Italien und Jugoslawien, Juden, Zigeuner. Ein Babel der Leute, die sich irgendwie anpassen, während sie voller Ungeduld das Kriegsende erwarten.

Bei uns wohnt auch meine Tante Adriana – die Schwester meines Vaters – mit ihrem Mann und ihren zwei Kindern. Adrianas Mann, ein katholischer Graf, befürchtet, deportiert zu werden, da er mit einer Jüdin verheiratet ist. Insgesamt sind wir acht: die zwei Ehepaare, mein Grossvater, meine Cousine und mein Cousin und ich.

So viele Leute auf so engem Raum. Das Zusammenleben ist das von gebildeten Leuten, sorgfältig durch stillschweigende Regeln einer verarmten Mittelklasse strukturiert. Doch es ist unbequem. Es gibt weder genügend Platz noch Spielsachen, also bleiben uns als einziger Zeitvertreib nur die Erwachsenen oder kulturelle Bildung: Erzählungen aus der Mythologie, römische Geschichte, Dichtung, Opernarien. Diese Welt steht uns bereits als Fünf-, Vier- und Zweijährige offen. Uns stehen verschiedene Erwachsene zur Verfügung, von denen der Grossvater hervorsteht. Dieser überlässt die ernstesten Probleme des Alltags seinem Sohn und Schwiegersohn und widmet sich lieber seinen Enkelkindern, von denen das älteste, ich, schon immer sein Liebling ist.

Es ist kein besonders schöner Tag, doch wenigstens regnet es nicht. Laut Beschluss des Familienrates sollen die zwei Schwägerinnen losgehen, um die Lebensmittelkarten verlängern zu lassen. Diese Formalität ist unumgänglich, unaufschiebbar, wenn man etwas von den mageren Lebensmittelrationen der Regierung bekommen möchte. Doch wegen der Gefahr durch deutsche Patrouillen, die von faschistischen Soldaten begleitet werden, wird jedes Verlassen der Wohnung sorgfältig vorbereitet.

An diesem Tag sollen die zwei Frauen mit ihren Kindern gehen, denn das wirkt überzeugender als zwei junge Frauen alleine. Wir Kinder verstehen sofort, dass es raus zu einem Spaziergang gehen soll, vor Freude schlagen wir Purzelbäume

und lachen. Ohne Gegenwehr lassen wir uns Mäntel und Mützen anziehen, ungeduldig warten wir an der Tür zur Strasse auf den Beginn dieses seltenen Ereignisses.

Schliesslich geht es los. Ich sehe uns auf der Lungotevere laufen, wir rennen durcheinander, stupsen uns an, verstecken uns hinter den Bäumen.

Ein Fest, das nur ab und zu durch eine Ermahnung unserer Mütter unterbrochen wird. Auf der *Questura*, dem Kommissariat, zeigen wir unsere alten Karten vor und da unsere Gruppe Sympathie erweckt, werden wir sofort bedient. Wir Kinder sind etwas umtriebiger, doch gut erzogen, und langsam machen wir uns wieder auf den Rückweg. Der Himmel ist jetzt wolkenlos, die Abenddämmerung verzaubert das schmutzige Wasser des Flusses. Es sind nur noch wenige Menschen auf der Strasse und wir geniessen den Spaziergang. Plötzlich sehen wir in der Ferne eine deutsche Patrouille auftauchen, wie immer von einem faschistischen Soldaten begleitet. Sie kommen auf uns zu. Erschrocken, aber mit leiser Stimme, flüstert meine Tante Adriana meiner Mutter zu, dass sie in ihrer Brieftasche nicht nur die falschen, sondern auch ihre echten Papiere bei sich trägt. Diese weisen sie nicht als Schwester, sondern als Schwägerin aus, also ist sie nun gleichzeitig Adriana Piperno und Adriana Andretti.

Uns Kindern bleibt die Freude sofort im Halse stecken, denn durch den Krieg können wir die Gefahr riechen. Meine Mutter reagiert plötzlich entschlossen: «Adriana, nimm deinen richtigen Ausweis aus der Brieftasche, tu so, als ob du Claudias Schnürsenkel bindest und versteck ihn unter ihrem Fuss.»

Streng fügt sie hinzu:

«Claudia, und du lässt es nicht zu, dass sie deinen Schuh durchsuchen.»

Die Patrouille nähert sich. Aus der Ferne haben sie das Manöver beobachtet und wollen uns nun vernehmen. Papiere. Wo wohnen Sie? Was machen Sie um diese Zeit noch auf der Strasse? Es ist bereits kurz vor der *Copri fuoco*, der Ausgangssperre, nach der niemand mehr ohne Erlaubnis auf der Strasse sein darf. Und dann die befürchtete Frage: «Was verstecken Sie im Schuh der Ältesten?» Der italienische Soldat stellt die Frage sanft, doch die deutsche Patrouille verfolgt den Auftritt zwar ohne einzugreifen, aber aufmerksam. Ich weiss, dass ich jetzt etwas machen muss. Sofort. Auf der Stelle. Meine Wahl fällt auf meinen kleinen Cousin, Duccio. Ich trete ihm gegen den Knöchel. Als er zu weinen anfängt, klingt das zwar überrascht, aber nicht überzeugend. Ich ziehe ihn an den Haaren. Nun beginnt Donatella, ihren Bruder zu verteidigen, der empört gegen die unerwartete Aggression anbrüllt. Also verpasse ich auch ihr sofort einen Tritt. Meine Mutter gibt mir zwei Ohrfeigen, meine Tante beginnt, wegen der nervlichen Anstrengung zu schluchzen. Die Soldaten wissen nicht, was sie tun



sollen. Diese Gruppe ist unerträglich: launische und schlecht erzogene Kinder und Mütter, die sie nicht im Griff haben. Die Patrouille geht fort und mit ihr die Panik. Eine Panik, die wir Kinder riechen können, auch wenn wir nicht alles vollständig begreifen. Am Blick meiner Mutter lese ich, dass ich gerade noch rechtzeitig gehandelt habe.

Zuhause wird diese Geschichte immer und immer wieder erzählt. Einige Monate später, nach Kriegsende, feiern die beiden Familien den Geburtstag meiner Tante Adriana, am 24. März. Und überrascht bemerken sie erst jetzt, dass das Geburtsdatum der beiden Schwägerinnen, die sich während des gesamten Krieges als Schwestern ausgegeben hatten und deren Dokumente so oft zusammen kontrolliert worden waren, nur vierzig Tage auseinander liegt.

## Kapitel 6

### Jüdische Retter

Die *Shoah* ist der am besten dokumentierte Massenmord der Geschichte. Seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs sind zehntausende Bücher, Essays, Berichte, Dissertationen sowie historische, soziologische, ökonomische und geopolitische Forschungsarbeiten geschrieben und veröffentlicht worden. Die überwiegende Mehrzahl dieser Arbeiten konzentriert sich auf die «negativen Lehren» aus der *Shoah*. Ihr Gegenstand sind Antisemitismus, beziehungsweise der Hass auf Juden, die Planung und Durchführung der Massenmorde oder der Charakter der schrittweise zunehmenden Erniedrigungen, denen sich Juden ausgesetzt sahen – in den Ghettos, den Arbeits-, Konzentrations- und Vernichtungslagern und schliesslich auf den Todesmärschen. Über die Retter wurde vergleichsweise wenig veröffentlicht. Sie gehören zu den «positiven Lehren» aus der *Shoah*: Es gibt Menschen, die retten, unterstützen, helfen. Während uns die «negativen Lehren» der *Shoah* die Mechanismen, Strukturen und die Tragweite der praktischen Umsetzung des Bösen vor Augen führen, zeigen uns die «positiven Lehren», für die die Retter stehen, eine andere Seite des Menschen. Neben der Bevölkerungsmehrheit, die einer niederträchtigen staatlichen Politik oder Ideologie anhing und die sich teilweise an den unvorstellbarsten Verbrechen – durch die Staatspolitik vermeintlich gerechtfertigt – beteiligte, gab es auch andere: Menschen, die allen Widrigkeiten zum Trotz ihre Angst und manchmal auch ihre eigenen Vorurteile überwinden, die sich gegen ihre Familie oder ihre Nachbarschaft stellten, die ihr eigenes Leben aufs Spiel setzten, um das anderer zu retten. Menschen, die das Bild des «inneren Feindes», der gejagt, denunziert und getötet werden musste, nicht akzeptierten, die nie aus den Augen verloren, dass es sich bei den Verfolgten um menschliche Wesen handelte. Menschen, die sich aus Achtung vor dem Leben ihrer Mitmenschen die eigene Menschlichkeit bewahrten.

Für die «Kinder» waren die Retter entscheidend. Niemand von denen, die überlebten, schaffte dies ganz allein. Alle, absolut alle, waren auf die Hilfe von Erwachsenen angewiesen. Alle geretteten Kinder können Geschichten von ihren Rettern erzählen. Zu diesen zählen alle, die dazu beigetragen haben, während der *Shoah* das Leben einer Jüdin oder eines Juden zu retten: sei es durch eine kleine, anonyme Geste oder durch das

mutige Verstecken der Verfolgten. Durch die Unterstützung bei der Flucht oder das Ausstellen von Papieren. Durch das Zustecken einer Scheibe Brot, durch Ermutigung oder das zeitweise Gewähren von Unterschlupf. Am Beginn von so gut wie allen Rettungsaktionen stand meist ein von einer Jüdin oder einem Juden gefasster Entschluss. Neben der Beteiligung an militanten Aktionen (wie den Aufständen in den Ghettos und Lagern, Sabotageaktionen oder dem Partisanenkampf) waren viele Juden in Fluchtnetzwerken organisiert, vorwiegend auf der «arischen Seite». Dies sind die unbekannteren jüdischen Retter, die sich an den so genannten «Rettungsaktionen» beteiligten, also an einer anderen Art des Widerstands: falsche Papiere beschaffen, verpflegen, heilen, verstecken, schützen, ermutigen, bei der Flucht und der Überschreitung der Grenzen helfen, übergangsweise ein Versteck finden, Leute davon überzeugen, Schutz zu gewähren. Um erfolgreich zu sein, musste dieses leise Agieren geheim bleiben und durfte nicht bemerkt werden. Und vielleicht blieben auch viele dieser Handlungen in den Berichten über die *Shoah* deshalb unerwähnt, weil sie so «natürlich» und «selbstverständlich» erscheinen.

## Von den Eltern gerettet

Kinder erwarten von ihren Eltern, dass sie sie hegen, ihnen etwas beibringen, sie ernähren, beschützen und ihre Krankheiten heilen. Die Tatsache, dass viele Eltern ihren Kindern auch während der *Shoah* den Grossteil dieser Erwartungen erfüllen konnten, nehmen wir oft als «natürlich» hin. Doch das Gegenteil ist der Fall: Unter den Bedingungen der Verfolgung war es fast unmöglich, den elterlichen Aufgaben nachzukommen. Und trotzdem gab es Eltern – wie jene der «Kinder», die in diesem Buch ihre Geschichte erzählen – die es auch unter jenen widrigen Umständen schafften, Lücken zu finden. Die ihren Kindern Nahrung, Schutz oder Unterschlupf besorgen oder sie sogar retten konnten. Die alles daran setzten, dass ihre Kinder ihre Kindheit so unbeschadet wie nur möglich weiterleben konnten. In der Tragikomödie «Das Leben ist Schön» zeigt Roberto Benigni das bis ins Absurde gesteigerte Bemühen eines Vaters, seinen Sohn von dem ihn umgebenden Terror fernzuhalten, obwohl ersieh mittendrin befindet. Das Unvermögen, ein leidendes Kind trösten zu können, gehört zu den unerträglichsten Erfahrungen, die ein Mensch machen kann. Im Folgenden berichten die «Kinder», wie sie von ihren Eltern vorausschauend beschützt und gerettet wurden. Viele andere handelten ähnlich, doch ihre Versuche blieben erfolglos.

### **Janusz Korczak, der nicht erst wieder zum Kind werden musste**

Nicht alle jüdischen Retter sind im Verborgenen geblieben. Einer von ihnen ist Henryk Goldszmit, besser bekannt als Janusz Korczak. Der angesehene Kinderarzt aus Warschau war für seine Radiosendung und seinen selbstlosen Einsatz für jüdische und nichtjüdische Waisenkinder berühmt und erhielt daher viele Rettungsangebote. Seit 1912 leitete Korczak das jüdische Waisenhaus, das nach dem Befehl zur *Umsiedlung der gesamten jüdischen Bevölkerung* in das Ghetto auch umziehen musste. Er entschied sich, zusammen mit seinen Waisen dort zu bleiben. Korczak hatte eine Modelleinrichtung geschaffen, eine Insel der Demokratie, der Selbstbestimmung und des gegenseitigen Respekts, in der die Entwicklung des individuellen und kollektiven Verantwortungsbewusstseins gefördert wurde. Sein intelligenter und scharfsinniger Blick zeigt sich deutlich in seinem Klassiker «Wenn ich wieder klein bin». Da er sich entschied, im Ghetto bei seinen Kindern und seiner «idealen Gesellschaft» zu bleiben, teilte er mit ihnen und seinem Hilfspersonal auch deren Bedürfnisse und Entbehrungen, die beängstigenden Probleme, die Krankheiten und den Mangel an Medikamenten. Und schliesslich wurde er mit ihnen deportiert und ermordet. Emanuel Ringelblum, der Chronist des Warschauer Ghettos, beschreibt ihren Gang zum Umschlagplatz – dem Sammelpunkt, von dem aus die Menschen in die verhängnisvollen Waggons mit dem Ziel Treblinka gepfercht wurden – folgendermassen: «Das war kein Marsch zu den Waggons, es war ein organisierter stummer Protest gegen den Mord! [...] Die Kinder gingen in Viererreihen. Korczak voran, erblickte geradeaus und hielt an jeder Hand ein Kind...»

Das einstimmige Urteil der «Kinder» über Korczak lautet: «Er war unser Held!»

### **Rosi (1 bis 4 Jahre)**

AUF DER «ARISCHEN SEITE». Als ich sechs Monate alt war, wurde deutlich, dass ich innerhalb des Ghettos kaum eine Überlebenschance haben würde. Mein Vater schaffte es, mich hinauszuschmuggeln, nachdem er mit grosser Mühe eine Schwester meiner Mutter ausfindig gemacht hatte, die als «Katholikin» auf der «arischen Seite» lebte: Stefa. Ich wurde mit einer Flasche Milch an einer zuvor vereinbarten Stelle versteckt, so dass mir meine «Finder» sofort etwas zu essen geben konnten. Dann wurde ich von einer Freundin meiner Tante aufgenommen. Diese gab bei den Behörden an, dass sie mich völlig verlassen vorgefunden hätte und mich nun adoptieren wollte. Ich wurde zu Wanda Darlewska. Trotz allem scheine ich jedoch nie bei ihr gelebt zu haben. Ich weiss

nicht, wo ich danach blieb, wahrscheinlich wurde ich an verschiedenen Orten versteckt, bis ich in einem Waisenhaus landete. Viele Jahre später erfuhr ich, dass das Waisenhaus in einem Nonnenkloster namens Kszendza Boduena eingerichtet worden war.

**Josette** (2 Jahre)

DIE METRO. Ich vermute, dass wir uns irgendwann mit meiner Mutter zusammen in den Metroschächten versteckten. Meine Mutter versuchte das Unmögliche, um uns zu retten. Als Erwachsene bemerkte ich, dass ich den Geruch in der U-Bahn mochte – vielleicht, weil ich ihn mit dem Gefühl von Geborgenheit und Schutz verbinde.

Doch zunächst lebten wir weiter in unserer Wohnung, in einem jüdischen Viertel ganz in der Nähe des Place de Fêtes. Wir wurden immer von einer Nachbarin oder einem Nachbarn gewarnt, sie sagten uns Bescheid, wenn wir uns verstecken mussten. Dort blieben wir bis 1942.

**Hanka** (8 Jahre)

SIE SOLLEN MICH NICHT IM STICH LASSEN. Als eines Tages die Polen kamen, versteckte sich mein Vater in irgendeinem Haus. Doch sie erwischten ihn und steckten ihn ins Gefängnis. Er schaffte es, uns einen Brief zukommen zu lassen, in dem er meiner Familie schrieb, dass sie mich nicht im Stich lassen und mir helfen sollten, zu überleben.

**Anushka** (13 Jahre)

RETTUNG AUS DEM LAGER: EIN NETZWERK. Meine Mutter hatte sich völlig verzweifelt an den *Joint* gewandt, um mich zu retten. Die Leute von dort wiederum nahmen mit einigen ukrainischen Jugendlichen Kontakt auf, die Menschen aus dem Lager Petschora schmuggelten. Eine der schwierigsten Aufgaben bestand darin, mich zwischen all den Halbtoten auszumachen: so völlig abgemagert, die Augen tief in den Höhlen und in unseren Fetzen sahen wir alle gleich aus. Die Nacht brach an und voller Zweifel, Misstrauen und Angst ging ich los, um die Frau zu treffen, die meine Mutter zu meiner Rettung geschickt hatte. Ich erinnere mich kaum mehr daran, wie wir über die Mauer kamen. Ich hatte das Gefühl, meine Knochen würden brechen, in meiner Lethargie machte ich alles automatisch. Ich erinnere mich noch an einige sehr dicke Seile, doch ich kann die Überwindung der Mauer nicht rekonstruieren. Dann liefen wir durch Unkraut und mussten über kleinere Felsen klettern. Schliesslich konnte ich nicht weiter, meine Kräfte hatten mich verlassen. Einer der jungen Männer zwang mich, ein Butterbrot zu essen, ich gehorchte widerwillig und musste mich so-

fort übergeben. Dann nahm mich einer meiner Retter auf die Schultern und so konnten wir unseren Weg fortsetzen. Die Jugendlichen mussten mich lebendig an einem zuvor vereinbarten Ort abgeben, um den Lohn für ihre Dienste zu bekommen. Ich weiss nicht mehr, wie lange wir unterwegs waren. Wir marschierten Tag und Nacht und versteckten uns in Brunnen, die meine Begleiter gut zu kennen schienen. Zweifellos hatten sie den Weg zuvor geprüft. Zu vereinbarten Zeiten brachten uns alte Leute etwas zu essen: Brot und warme Milch. Doch mein Magen vertrug nichts anderes als in Wasser eingeweichtes Brot. Alles andere erbrach ich auf der Stelle. Später wurde mir gesagt, dass wir etwa zwei Wochen unterwegs gewesen waren, wir hatten uns mehrere Male verlaufen. Schliesslich kamen wir eines Nachmittags in einem Haus in Shargorod an. Ein paar Männer unterhielten sich leise und betrachteten mich voller Mitleid. Später erfuhr ich, dass sie zum *Joint* gehörten. Ich verstand überhaupt nichts und weinte nur. Dann kam ein Mann zu mir und sagte, dass mich gleich mein Onkel abholen würde.

Endlich kam er. Er brachte mich in einen Keller und begann, mich zu entlausen. Ausserdem versuchte er, mir die grüne Kruste vom Gesicht zu kratzen. Er bettete mich auf eine Platte in der Ecke und versuchte sehr vorsichtig, mir etwas zu essen zu geben, ohne dass ich mich sofort erbrach. Eine Bäuerin riet ihm, mir kleine Mengen Honig mit Wasser zu geben, am Anfang nur ein paar Tropfen. Langsam erholte ich mich. Doch ich blieb weiterhin stumm. Ich hatte keine Kraft. Das Einzige, was ich sagte, war «Mama». Ich schlief den ganzen Tag. Nach etwa einem Monat wickelte mich mein Onkel in ein sauberes Tuch und versteckte mich auf einem Karren, der bis obenhin mit Geflügel beladen war und von einer ukrainischen Bäuerin gelenkt wurde. So kehrte ich nach Mogilev Podolsk zurück. Da mich auch die Bäuerin lebendig abliefern musste, um ihren vereinbarten Lohn zu erhalten, bedeckte sie mich mit ein paar Planen, liess mir eine kleine Öffnung zum Atmen und gab mir ein wenig Brot und eine Flasche Wasser. Ich weiss nicht, wie lange wir unterwegs waren. Da die ganze Unternehmung verboten war und mit dem Tod bestraft wurde, war die Bäuerin sehr unruhig. Über solche Dinge wurde lange nicht gesprochen, über das, was manche Leute gemacht haben. Ich weiss nicht, wer diese ganze Flucht dirigierte, denn meine Lieben sind nicht mehr am Leben, um sie zu fragen. Ich weiss noch, wie wir eines Morgens in Mogilev ankamen. Die Bäuerin half mir zwischen all den Enten und Hühnern heraus und vom Wagen herunter. Ich war so durcheinander, dass ich nicht erkannte, wo ich war. Es sah wie ein Innenhof aus. Wie durch ein Wunder erschien meine Mutter. Ihren Gesichtsausdruck und ihre Worte werde ich nie vergessen: «Das kann nicht sein, das kann nicht Anushka sein, *doch maia*, meine Seele! Das kann nicht meine Tochter sein.»

BORIS, EIN BLONDER JUNGE. Bei Einbruch der Dämmerung kamen immer ein paar Jugendliche, warfen uns Lebensmittel zu und wir flüsternten heimlich miteinander. Es waren verstohlene Gespräche, die mir zum ersten Mal das Gefühl gaben, eine Frau zu sein. Unter ihnen war ein junger Blonder, der mich besonders beeindruckte. Er hiess Boris. Nachts träumte ich davon, dass er bei mir wäre und ungeduldig erwartete ich unsere Unterhaltungen. Boris war ein russischer Jude, der – wie viele andere auch – in keinem Ghetto war. Ich sah ihn nie wieder.

## **Solidarische Juden**

In den folgenden Berichten kommt die Solidarität zwischen Brüdern und Schwestern zum Ausdruck. Selbst zu Zeiten, in denen es bequemer war, nichts zu tun, sich keinem Risiko auszusetzen, sich ruhig zu verhalten, entschieden sich einige Menschen für einen gegensätzlichen Weg: Sie taten, was getan werden musste, sie versuchten das Unmögliche und stellten sich gegen die Anpassung.

### **Freda (19 Jahre)**

ICH LIESS IHR MEIN STÜCK BROT. In dem Arbeitslager, in dem ich in Deutschland war, arbeiteten wir in zwei Schichten: eine Woche Tag-, die nächste Nachtschicht. Wenn wir Tagschicht hatten, schlief jemand aus der Nachtschicht auf unserer Pritsche und umgekehrt. Einmal, während einer Nachtschicht, wurde eine Gruppe Tschechoslowakinnen gebracht. Darunter waren zwei Schwestern, von denen eine schwanger war. Diese benutzte mein Bett, während ich arbeitete. Ich sah, wie verhungert sie aussah, dachte an das Kind in ihrem Bauch und gab ihr mein Stück Brot. Sie war so abgemagert, ihr schien es noch schlechter als mir selbst zu gehen. In diesem Augenblick habe ich nicht darüber nachgedacht, was ich da mache, ich habe nicht an meinen eigenen Hunger gedacht. Sie waren mir immer dankbar. Immer wenn sie mich trafen, fragten sie, wie es mir ging. Sie gaben mir auch das Brot zurück und passten auf mich auf. Das hat mir sehr geholfen.

### **Elsa (20 Jahre)**

DER KINDERSCHMUGGEL. Der Bruder meines Verlobten Georges, Ben, hatte Kontakte zum Widerstand. Eines Tages erzählte er uns von Fluchtmöglichkeiten in die Schweiz und dass der Widerstand uns gut brauchen könnte, um Kindern über die Grenze zu helfen. Wir willigten ein. Ben verschaffte uns neue Papiere, von nun an hiess ich Elizabeth. Dann machte er uns mit einem älteren Paar bekannt, das aus der Schweiz gekommen war: Bety und Henri. Sie arbeiteten

in der Organisation, die Kinder über die Grenze schmuggelte. Wir fuhren mit ihnen im Zug durch ganz Frankreich, bis wir zu einem Ort nahe der schweizer Grenze kamen. Das war sehr gefährlich, wir machten das aber trotzdem. Von Belfort in Ostfrankreich aus ging es weiter zu einem Haus, das an einem See gelegen war. Dorthin brachte die Organisation Kinder, die alleine zurückgeblieben waren. Georges holte sie in Belfort ab und brachte sie zu uns in das Haus. Wir hatten einen Fluchthelfer, der die Kinder dann weiter über die Grenze brachte. Ich hatte die Aufgabe, für die Kinder zu sorgen, bis sie der Fluchthelfer abholte. Ich kümmerte mich um sie und kochte ihnen das Essen. Georges brachte das nötige Geld aus Belfort mit. Je mehr sich die Lage zuspitzte, umso mehr Kinder kamen bei uns an. Mit einer der Gruppen ging meine Schwester über die Grenze – heute lebt sie in Israel. Wir machten so lange weiter, bis der Fluchthelfer meinte, dass er angesichts der zunehmenden Gefahr keine weiteren Kinder mehr über die Grenze schmuggeln könnte. Wir gaben Bety und Henri Bescheid und gemeinsam beschlossen wir, die Operation zu beenden.

### **Ania (14 Jahre)**

DIE JÜDISCHE FAMILIE VON NEBENAN. Nachdem ich dem Ghetto entkommen war, blieb ich ganz allein auf mich gestellt. Ohne Familie, ohne Arbeit, ohne Geld. Das Einzige, was ich besass, waren die falschen Papiere, die mir meine Mutter besorgt hatte. Eine Frau gewährte mir einige Tage Unterschlupf und erzählte mir, dass nebenan eine jüdische Familie wohnte, bei der sie 25 Jahre als Hausangestellte gearbeitet hatte.

Sie hiessen Bones. Sie bot mir an, mich einer der Töchter vorzustellen, die nur ein Jahr älter war als ich. Sie hiess Genia. Ich habe Genia nie erzählt, wer ich in Wirklichkeit war. Das wusste niemand und durfte auch niemand wissen. Sie dachten, ich sei Katholikin.

EINE POLIN HILFT KEINER JÜDIN. Ich begleitete Genia beim Kartoffeln kaufen, um ihr beim Tragen zu helfen. Ich war glücklich, da ich jemanden zum Reden hatte. Als wir auf dem Rückweg an einer Kirche vorbeikamen sagte Genia plötzlich, ich solle die Tasche loslassen. Genau in diesem Augenblick kam nämlich ein junger Kriminalpolizist heraus, der besser nicht sehen sollte, dass ich ihr half. Denn eine Polin hilft keiner Jüdin.

SIE ERWARTETEN MICH ZUM ESSEN. Als ich einmal zu Besuch war fragte mich Frau Bones, ob ich schon etwas gegessen hätte. Obwohl das nicht stimmte, bejahte ich ihre Frage und sagte, dass ich bereits ausserhalb gegessen hätte. Ich wollte sie nicht belästigen. Doch es war klar, dass ich log, denn genau an jenem Tag



war der polnische Nationalfeiertag und alle Geschäfte waren geschlossen. Also bekam auch ich etwas zu essen, es gab *Tschulent*<sup>87</sup>. Frau Bones sagte, dass sie auf mich gewartet hätten. Ich ging raus und weinte: Schon so lange hatte mir niemand mehr etwas Ähnliches gesagt.

FLEISCH FÜR DIE FAMILIE BONES. Ich arbeitete für eine Deutsche. Eines Tages schickte sie mich los, um etwa 10 Kilo Fleisch einzukaufen. Ausgerechnet in dem Moment, als ich aus der Fleischerei kam, traf ich Frau Bones. Als sie das viele Fleisch erblickte, bat sie mich, ihr doch ein Stückchen abzugeben. Ich sagte, dass das unmöglich sei, dass das Fleisch der Deutschen gehörte und dass die mich umbringen würde, wenn da etwas fehlte. Doch schliesslich konnte ich mich nicht mehr widersetzen. Wir gingen in einen Hauseingang und hinter der Tür gab ich ihr das ganze Fleisch. Schliesslich hatte sie mir auch geholfen.

Ich ging zum Haus der Deutschen zurück, die mich natürlich nach dem Fleisch fragte. Mir fiel keine Notlüge ein und schliesslich sagte ich einfach, dass ich nicht wüsste, was geschehen sei. Daraufhin schlug sie so lange mit einem Gürtel auf mich ein, bis mein Rücken blutete. Jeder Hieb stand für einen Bissen Fleisch, den die Bones nun essen konnten. Sie schlug mich, bis ich bewusstlos wurde, doch ich habe ihr nie die Wahrheit erzählt.

#### **Enrique** (10 Jahre)

NUR EINER ACHTETE DARAUF. Als die Deutschen uns am 16. Juli 1942 – zusammen mit anderen Juden – abholen wollten, floh mein Vater durch die Toilettentür. Es war perfide, denn bis dahin hatten sie nur die Männer verhaftet. Nun jedoch sagten sie, dass sie auch uns mitnehmen würden. Meine Mutter öffnete das Fenster und begann, laut auf Jiddisch und Französisch zu rufen: Die Nachbarn sollten unsere Verhaftung verhindern, die Juden sollten sich verstecken. Alle hörten sie, doch niemand schenkte ihr Beachtung. So wurden wir mitgenommen. Nur einer hörte auf sie: Herr Presburger aus dem dritten Stock konnte sich noch verstecken. Als meine Mutter nach dem Krieg zurückkehrte, bedankte er sich bei ihr.

#### **Mira** (15 Jahre)

ICH KÜMMERTE MICH UM MEINE MUTTER. Meine Mutter war von meinem Vater immer verwöhnt und beschützt worden. Als wir dann von ihm getrennt wurden, übernahm ich seine Rolle und kümmerte mich um sie.

87 Da die religiösen Vorschriften das Kochen oder Erwärmen von Speisen am *Schabbat* untersagen, wird das *Tschulent-Gericht* am Vortag aus gerade vorrätigen Zutaten vorbereitet und im Ofen warmgehalten.

## **Pola und das Kirchenregister**

Es gab viele Juden, die unter falschem Namen versuchten, Freunde, Verwandte und Bekannte zu retten. Pola Singer lebte als polnische «Katholikin» auf der «arischen Seite» in Warschau und stellte für eine Gruppe aus dem jüdischen Widerstand falsche Papiere aus. Die Methode war gefährlich aber unkompliziert. Der erste Schritt war die von den Kirchen ausgestellte Geburtsurkunde. Wenn man dieses Dokument erst einmal hatte, konnte man damit die wertvolle Kennkarte beantragen, einen von den deutschen Behörden ausgestellten Ausweis. Wenn Pola beispielsweise damit beauftragt wurde, eine Geburtsurkunde für eine etwa dreissigjährige Frau zu beschaffen, ging sie zu einer Kirche und bat anhand eines erfundenen Nachnamens um das Meldebuch. Um keinen Verdacht zu wecken, wählte sie immer eine andere Kirche. Dann suchte sie in dem Buch nach einem Namen, der zu den Vorgaben passte, prägte ihn sich gut ein und ging wieder. Anschließend gab sie den vollständigen Namen an ein anderes Mitglied aus dem Netzwerk weiter. Dieses ging dann am nächsten Tag zu der Kirche zurück, gab sich als Verwandte der entsprechenden Person aus, meldete den Verlust der Papiere und bat um neue. Bei dieser Tätigkeit konnte Pola in jedem Moment entdeckt oder denunziert werden. Ihr richtiger Name ist unbekannt, genauso wie die Anzahl der Menschen, die ihr und ihrer versteckten Tätigkeit das Leben verdanken.

Ich versuchte immer, sie vor mir zu halten und die Schläge abzufangen. Doch wenn ich auswich und sie das aber nicht schaffte, bekam sie die Prügel. Bei den fürchterlichen und endlos langen Zählappellen stand sie immer vor mir. Ich musste aber auch darauf achten, dass sie nicht die Erste in der Reihe war, denn dort war man den Misshandlungen wieder eher ausgesetzt. Ich versuchte also, einen Platz zwischen der Mitte und hinten zu bekommen.

Ich denke häufig, dass wir unser Überleben meiner Mutter verdanken. Dank ihr tat oder dachte ich Dinge, auf die ich nur um meiner selbst Willen vielleicht nie gekommen wäre. Ich weiss nicht, ob ich die nötige Stärke besessen hätte.

## Kapitel 7

### Nichtjüdische Retter

Eine Rettung ohne Hilfe war so gut wie unmöglich. In ganz Europa versuchten Juden, ihren Verfolgern zu entkommen. Sie versteckten sich in Kellern, Schränken, Wäldern und speziell präparierten Bunkern und hofften, so dem sicheren Tod zu entgehen. Hierbei waren sie auf die Hilfe und Unterstützung sowohl von Freunden als auch von solidarischen Unbekannten angewiesen.

Weder Regierungen noch die Kirchen schafften es auf ihren internationalen Konferenzen, den Massenmord an sechs Millionen Juden sowie an vielen anderen mehr, die dem nationalsozialistischen Wahnsinn zum Opfer fielen, zu stoppen. Dagegen ergriffen tausende Einzelpersonen Massnahmen zur Rettung ihrer jüdischen Mitmenschen. Gewöhnliche Leute mit völlig unterschiedlichen Hintergründen widersetzten sich Befehlen und boten der Gefahr die Stirn.

In ihrem Buch «Wir waren keine Helden» schreibt Eva Fogelman: «Niemand weiss sicher, wie viele nichtjüdische Menschen ihr Leben aufs Spiel setzten, um Juden während des Holocaust zu retten. In den von Nazis besetzten Gebieten lebten fast 700 Millionen Menschen. Nur ein verschwindend geringer Bruchteil von ihnen war an Rettungsaktivitäten beteiligt. Rettungsaktivitäten erforderten höchste Geheimhaltung. Leben hing davon ab. Zahlreiche Frauen und Männer, die an Rettungsaktivitäten teilhatten, wurden entdeckt und getötet. Manche boten Hilfesuchenden für eine Nacht Schutz; andere versteckten mehrere Menschen über viele Jahre hinweg. Manche halfen nur einmal oder gelegentlich, andere wiederum waren Teil eines anonymen Netzwerkes, das sich um Versteckte, Papiere, Lebensmittelmarken und Geld kümmerte. Bisweilen verabschiedeten sich die Christen von den Juden, die sie retteten, mit den Worten: «Versprich mir, dass du nie jemandem meinen Namen erzählst. Schreib mir nie. Viel Glück.»<sup>88</sup> Fogelman betont zu Recht: «Diese Leute sahen sich Menschen gegenüber, die anders als sie selbst waren. Doch anstatt auf die Unterschiede

88 Zit.n.: Eva Fogelman: *Wir waren keine Helden: Lebensretter im Angesicht des Holocaust. Motive, Geschichten, Hintergründe*. München: dtv, 1998, S.14. Aus dem Englischen von Bodo Schulze. (Anm. d. Üb.)

zu achten, betonten sie die Gemeinsamkeiten. Während Juden für die Bevölkerungsmehrheit Aussenseiter waren, waren sie für die Retter einfach nur Menschen.»<sup>89</sup> Wenn wir von den Lebensbedingungen der Juden im von den Deutschen besetzten Europa hören, stellen wir uns sofort die Frage, wie so etwas nur geschehen konnte. Hatte die nichtjüdische Bevölkerung denn nichts bemerkt? Wie war das möglich, dass die Leute ihr Leben einfach so weiterführten und ihnen das, was um sie herum geschah, völlig gleichgültig war? Wie konnten eineinhalb Millionen Kinder ermordet werden, ohne dass ihnen jemand zu Hilfe kam? Wenn man davon ausgeht, dass jene Ereignisse in einer «normalen» Umgebung stattfanden, sind solche Fragen nur folgerichtig. Unter «normalen» Umständen würden wir einer bedürftigen Person sicher die Hand reichen. Der Umfang unseres Hilfsangebots würde wahrscheinlich je nach dem Verhältnis, das wir zu der betreffenden Person haben, variieren: Je unähnlicher sie uns wäre – aufgrund ihrer sozialen und kulturellen Herkunft – umso «fremder» wäre sie uns und unsere Solidaritätsbereitschaft würde sicher immer geringer ausfallen. Führen wir uns nun den Kontext und die Situation während der *Shoah* vor Augen. Unternehmen wir den ernsthaften Versuch, uns in die Lage der Menschen damals zu versetzen: Wenn wir von den solidarischen Taten einiger Menschen erfahren – es ist wahr, dass dies nur sehr wenige waren, doch immerhin –, werden wir uns vielleicht verwundert fragen, wie wir an ihrer Stelle gehandelt hätten. Obwohl die Rettung von Juden durch ihresgleichen – wie im vorherigen Kapitel beschrieben – naheliegend, gar «natürlich» zu sein scheint, war sie doch keine Selbstverständlichkeit. Noch weniger die Rettung durch Christen, die als Gipfel der Humanität erscheint, als höchste Stufe von Würde und Respekt vor dem Leben, als erhabenste Art und Weise, das Wertvollste, das wir besitzen, zu ehren. Besonders in einer Welt, in der Juden Hass gefördert und belohnt wurde und in der die Unterstützung von Juden häufig mit dem Tod bestraft wurde. Diesen Gedanken müssen wir für die kommenden Generationen bewahren. Die «Kinder», die in diesem Kapitel zu Wort kommen, verdanken solch aussergewöhnlichen Menschen ihr Überleben.

89 Übersetzt aus der spanischen Übersetzung des englischen Originals durch Diana Wang. (Anm. d. Üb.)

## Die Gerechten unter den Völkern

Bisher wurden mehr als 5.000 Polen – neben Angehörigen anderer Nationalitäten – mit dem Ehrentitel «Gerechter unter den Völkern» ausgezeichnet, der von der Gedenkstätte YadVashem in Jerusalem vergeben wird. Die Retter, deren selbstlose Taten überprüft und belegt sind, bekommen unter anderem eine Medaille mit folgendem Satz aus dem Talmud verliehen: «Wer ein Leben rettet, rettet die ganze Welt».

### **Irene** (6 Jahre) und **Jadza**

INGESCHLOSSEN. Nachdem mich mein Vater aus dem Ghetto geschmuggelt hatte, liess er mich bei einer recht derben Frau. Sie war nicht besonders liebevoll, doch sie gab mir zu essen. Ich musste den ganzen Tag im Haus bleiben und durfte nicht raus, da mein Aussehen als typisch jüdisch wahrgenommen wurde. Ab und zu verliess ich das Haus jedoch trotzdem, allerdings nur in der Dunkelheit. Wenn Besuch kam, versteckte ich mich. An mehr kann ich mich nicht erinnern. Radio gab es keins, da das verboten war. Das ging drei Monate so.

DENUNZIERT. Der Portier denunzierte mich. Also brachte mich mein Vater in ein Haus ausserhalb von Warschau, in dem ich nur sehr kurze Zeit bleiben konnte. Ich wurde erneut denunziert. Mein Vater brachte mich wieder in ein anderes Haus und dieses Mal blieb ich für lange Zeit. Es lag mitten im Zentrum, in der Marsza-kowska-Strasse.

DIE FRAU NAHM FÜR MICH EIN GROSSES RISIKO AUF SICH. In der Wohnung dort lebte eine Frau mit ihrem Sohn und ihrer Tochter. Ausserdem versteckte sich ein junger Mann dort, der auch Jude war. Im vorderen Teil der Wohnung lagen das Wohn- und das Schlafzimmer, nach hinten raus war eine Art Möbelgeschäft. Jedes Mal, wenn jemand kam, versteckten wir uns dort zwischen den Möbeln. Ich spielte mit den Kindern dort im Haus. Ich weiss nicht, ob sie wussten, dass ich Jüdin war, doch sie wussten, dass sie niemandem verraten durften, dass ich dort versteckt war. Ich erinnere mich noch daran, wie unsere Wäsche gekocht wurde, weil wir überall Läuse hatten.

Diese Frau nahm für mich ein grosses Risiko auf sich. Ich habe nie erfahren, ob die Kinder dort wirklich ihre eigenen oder auch dort versteckt waren. Mein Vater kam ab und zu vorbei, wenn er es schaffte. Ich glaube, er gab ihr Geld.

Eines Tages kamen einige Männer und suchten nach dem jungen Mann, der sich auch dort versteckte. Er konnte entkommen, ich aber nicht. Also fragten mich die Männer, wer ich sei und ich gab mich für die Nichte jener Frau aus. Die anderen Kinder sagten, ich sei ihre Cousine. Zu jener Zeit hatte ich meinen Namen noch nicht geändert.

Ich glaube, dass der Jude, der sich auch dort versteckt hatte, entkam. Wir haben nie wieder etwas von ihm gehört. Die Männer durchsuchten noch eine Weile das Haus, doch als sie ihn nicht fanden, gingen sie wieder. Nach diesem Ereignis wollte mich die Frau nicht länger verstecken, ich muss wohl etwa sieben oder acht Monate dort gewesen sein.

ICH WURDE ZUR BETTNÄSSERIN. Mein Vater brachte mich dann in einen Vorort von Warschau namens Komorów, wo ich zwei Monate blieb. Ich nannte mich immer noch Irene. Dort fing ich an, jede Nacht einzunässen, so dass mich auch diese Leute nicht länger bei sich haben wollten.

Also holte mich mein Vater wieder zurück ins Ghetto, das in der Zwischenzeit verkleinert worden war. Meine Grossmutter und meine Tante waren bereits deportiert worden. Drei Monate vor dem Aufstand, am 6. Januar 1943, schmuggelte mich mein Vater erneut aus dem Ghetto und nahm mich mit zu seiner Arbeit. Er arbeitete ausserhalb, in einer Fabrik namens Binder, wo sie ihn genommen hatten, weil er Deutsch konnte. Er fragte einen seiner Kollegen, Borzydar, ob dieser mich nicht aufnehmen könnte. Borzydar war als Ingenieur bei Binder beschäftigt.

Ich blieb also den ganzen Tag in einem Schrank in der Fabrik versteckt und bei Einbruch der Dunkelheit brachten sie mich in Borzydars Haus.

Dort war Jadza, seine Frau.

ES WAR DER DREIKÖNIGSTAG. Im Haus gab es einen Weihnachtsbaum, ich lernte Jadza am Dreikönigstag kennen. Die beiden hatten keine Kinder, sie waren noch sehr jung, vielleicht Mitte zwanzig. Ich wurde als Jadzass Nichte ausgegeben, als Sohn ihres Bruders, der beim Überfall der Deutschen auf Polen getötet worden war. Jadza hatte noch einen Neffen, der Sohn eines anderen Bruders. Er hiess Tomek. Ich wurde getauft und erhielt den Namen Irena Teresa Brzerzinsika, was Jadzass Mädchenname war. Mein Geburtsdatum blieb unverändert, ich hatte nun nur einen neuen Nachnamen. Der andere Junge, Tomek, war nur sechs Monate älter als ich und wurde zu meinem Spielgefährten. Er hatte zwar eine Mutter, doch trotzdem verbrachte er viel Zeit bei Jadza.

Ende 1943 wurde ich in die Schule geschickt, doch bereits 1944 ging ich nicht mehr hin, da das Risiko zu gross war. Ihr Haus lag im Warschauer Stadtteil Praga. Aus jener Zeit gibt es Fotos von mir, mit gefärbten Haaren. Ich versteckte mich nicht, doch wenn ich zuhause blieb, durfte ich niemandem die Tür öffnen. Wenn jemand kam, versteckte ich mich im so genannten Polster, in dem die Bettwäsche aufbewahrt wurde.

Ich musste einiges durchstehen. Ich bekam Hepatitis und hatte einen Bandwurm. Dagegen musste ich auf nüchternen Magen heissen Sauerkrautsaft trinken. In der Nachbarschaft war bekannt, dass ich Jüdin war, doch niemand denunzierte mich.

## Die Retterin der Kinder<sup>90</sup>

Irena Sendler wurde 1910 in Polen geboren. Ihr Vater, Stanislaw Krzyzanowski, war Arzt und behandelte vorwiegend arme Juden. Er war Mitglied der *Polnischen Sozialistischen Partei (PSP)*. Die junge Irena war sehr von seinen Vorstellungen beeinflusst. Sie studierte polnische Literatur, schloss sich der linken *Union der Demokratischen Jugend an*, nahm an Protesten gegen ein «Schreibischghetto» teil und beteiligte sich an literarischen Salons. Schliesslich wurde auch sie Mitglied der PSP. Während des deutschen Überfalls auf Polen 1939 war Irena als Amtsfürsorgerin bei der Wohlfahrtsbehörde in Warschau beschäftigt, die auch die Suppenküchen der Stadt betrieb. Dank ihr erhielten nicht nur christlich-polnische Waisen, Alte und Arme Nahrung, Kleidung, Medizin, finanzielle oder sonstige Unterstützung, sondern auch jüdische Familien. Mit der Errichtung des Ghettos im Jahre 1940 sahen diese Familien jedoch dem sicheren Tod entgegen. Irena war über die Behandlung der Juden entsetzt und schloss sich der Geheimorganisation Zegota, dem *Rat für die Unterstützung der Juden an*, der vom polnischen Widerstand getragen wurde. Die junge Irena Sendler organisierte in Warschau die Rettung der jüdischen Kinder. In jener Zeit starben etwa 5.000 Menschen pro Monat an Hunger und Krankheiten. Irena schaffte es, sich mit einem Dokument der Warschauer Gesundheitsbehörde unter dem Vorwand der Seuchenbekämpfung auf legale Weise Zutritt zum Ghetto zu verschaffen. Sie ging täglich in das Ghetto, um Kontakte aufrecht zu erhalten und Lebensmittel, Medikamente und Kleidung hineinzuschmuggeln. Zum Zeichen der Solidarität trug auch sie einen *Judenstern*. Für eine junge Mutter wie Irena war es keine leichte Aufgabe, Eltern davon zu überzeugen, sich von ihren Kindern zu trennen. «Kannst du denn garantieren, dass sie überleben wird?» wurde sie oft von den angsterfüllten Eltern gefragt. Doch das Einzige, das Irena mit Sicherheit voraussagen konnte, war den Tod der Kinder, sofern sie im Ghetto blieben. Später sagte sie: «In meinen Träumen höre ich immer noch das Weinen der Kinder bei der Trennung von ihren Eltern.»

Auch Familien zu finden, die jüdische Kinder bei sich aufnehmen wollten, war nicht einfach.

91 Quelle des spanischen Textes:

<http://www.raoulwallenberg.net/?es/salvadores/polacos/sendler/irena-sendler.50503.htm>.

Anfangs wurden die Kinder als angebliche «Typhusopfer» in Krankenwagen aus dem Ghetto herausgebracht, doch mit der Zeit mussten immer neue Wege gefunden werden: Sie wurden in Beutel, Mülleimer, Werkzeugkästen, Warenladungen, Kartoffelsäcke oder Särge gesteckt und aus dem Ghetto getragen. Ein weiterer Weg führte durch eine Kirche, die direkt an das Ghetto grenzte und einen Ausgang dorthin und einen anderen auf die «arische Seite» besass. Die Kinder betreten die Kirche als Juden und kamen auf der anderen Seite als Christen wieder heraus. Irena schaffte es, in jedem der zehn Wohlfahrtszentren Warschaus mindestens eine Person für den Widerstand anzuwerben. So konnten hunderte falscher Papiere ausgestellt werden, deren gefälschte Unterschriften vielen jüdischen Kindern zeitweise eine neue Identität verschafften.

Die Flucht aus dem Ghetto war einfacher, als auf der «arischen Seite» zu überleben. Für die Rettung eines Kindes wurde die Unterstützung von mindestens zehn Menschen benötigt. Die Kinder wurden zuerst in «Nothilfeeinheiten» (Pogotowie Opiekuncze) und anschliessend an einen sicheren Ort gebracht.

Irena brachte die Kinder bei Familien, in Waisenhäusern und Klöstern unter. Sie schaffte es auch, die grösseren unterzubringen: «Niemals weigerte sich jemand, ein Kind aufzunehmen», erzählte sie. Sie führte verschlüsselte Namenslisten der Kinder, in denen auch deren neue Identität verzeichnet war. Dies waren die einzigen Nachweise der wahren Identitäten und Irena vergrub sie in Einmachgläsern unter einem Apfelbaum im Nachbargarten – gegenüber der Baracken der Deutschen. Sie hegte die Hoffnung, eines Tages alles ausgraben, die Kinder wiederfinden und über ihre wahre Identität aufklären zu können. Insgesamt enthielten die Einmachgläser die Namen von 2.500 Kindern.

Schliesslich bemerkten die Nazis ihre Aktivitäten und Irena wurde am 20. Oktober 1943 von der Gestapo festgenommen und inhaftiert. Sie war die Einzige, die die wahre Identität der Kinder und die Familien, bei denen sie versteckt waren, kannte. Doch Irena ertrug die Folter und verriet weder ihre Genossen noch die Kinder. Die Deutschen brachen ihr beide Beine und Füsse – doch ihren Willen brachen sie nicht. Irena blieb drei Monate im Pawiak-Gefängnis und wurde zum Tode verurteilt.

Als sie auf ihre Hinrichtung wartete, wurde sie von einem deutschen Soldaten zu einem «zusätzlichen Verhör» abgeholt. Beim Hinausgehen rief er ihr auf Polnisch zu: «Lauf!». Am nächsten Tag konnte sie auf den Schildern der



Nazis in Warschau von ihrer eigenen Hinrichtung lesen. Die Zegota hatte es geschafft, ihre Hinrichtung durch die Bestechung eines Deutschen zu verhindern. Irena führte ihre Arbeit unter falschem Namen weiter.

Gegen Ende des Krieges grub Irena die Einmachgläser wieder aus und suchte mit Hilfe ihrer Aufzeichnungen die 2.500 Kinder. Sie versuchte, sie mit ihren in ganz Europa verstreuten Verwandten zusammenzubringen – doch die meisten von ihnen hatten ihre Angehörigen in den deutschen Lagern verloren.

Die Kinder kannten sie nur unter ihrem Decknamen: Jolanta. Doch als viele Jahre später nach einer Ehrung für ihre humanitären Taten im Krieg ihr Foto in einer Zeitung erschien, erkannten sie viele wieder und erinnerten sich an sie. Irena Sendler sieht sich nicht als Heldin. Sie hat sich ihrer Taten nie gerühmt: «Ich hätte mehr tun können», sagte sie, «dieses Bedauern wird mich bis zum Tag meines Todes begleiten.» Im Jahr 1965 wurde sie von der Gedenkstätte *YadVashem* in Jerusalem mit dem Titel «Gerechte unter den Völkern» ausgezeichnet und zur israelischen Ehrenbürgerin ernannt.

Nach dem Krieg arbeitete sie weiterhin im sozialen Bereich, unterstützte die Einrichtung von Waisen- und Pflegeheimen und baute eine Kindernotfallhilfe auf.

ICH KONNTE MAMA SEHEN, DOCH DURFTE SIE NICHT ANSPRECHEN. Jadza und Borzydar hatten einen Garten mit einer Ziege und zwei Hühnern. Die fütterte ich oder ich spielte mit Tomek. 1943 floh meine Mutter aus dem Ghetto und versteckte sich anschliessend im Haus von Borzydars Vater. Zuerst wusste ich davon jedoch nichts, da das zu gefährlich gewesen wäre. Dann erzählten sie mir das aber doch. Während dieser ganzen Zeit konnte ich meine Mutter nur ein einziges Mal sehen – aus der Ferne. Mir wurde gesagt, ich solle mit der Ziege spazieren gehen, dann würde ich meine Mutter auf dem gegenüberliegenden Bürgersteig sehen können. Ich durfte sie jedoch weder ansprechen noch länger ansehen, ich sollte einfach unauffällig weitergehen. Danach sah ich sie erst Ende 1944 wieder.

WIEDER BEI MEINEN ELTERN. Eines Tages erschien eine Frau namens Maria Kowalska. Sie sagte, dass sie mich in ein Dorf namens Grodzisk bringen würde, machte jedoch keine weiteren Erklärungen. Zu jener Zeit war mein Onkel – ich nannte Borzydar «Onkel» – bereits in das Konzentrationslager Pruszków bei Warschau gebracht worden. Doch man konnte die Stadt nicht verlassen, denn die Bombardierungen, der Kampf hatte bereits begonnen. Also mussten wir zunächst im Haus bleiben. Auch meine Tante Jadza sollte mitkommen, und so

fingen wir an, unsere Flucht vorzubereiten. Wir verbrachten den ganzen folgenden Monat damit, einige Lebensmittel auf die Seite zu legen.

DIE KNÖPFE AN MEINEM MÄNTELCHEM. Am 3. September bestiegen wir einen Zug und fuhren quer durch Warschau. Die Stadt stand in Flammen. Ich trug ein Mäntelchen mit Pelzknöpfen und einen kleinen Rucksack mit etwas Nahrung darin. Jadza sagte, dass ich zu einem Bauern gehen sollte, falls wir uns verlieren würden. Ich sollte bei ihm einen meiner Knöpfe gegen etwas zu essen tauschen. Ich wusste damals nicht, dass Jadza in jeden einzelnen Knopf britische Pfund eingenäht hatte. Ich besitze heute noch zwei dieser Knöpfe, sie gehören zu den wenigen Dingen, die ich aus jener Zeit aufbewahre. Nachdem wir Warschau durchquert hatten, stiegen wir am ersten Bahnhof aus. Dort blieben wir mehrere Wochen und dann ging es weiter zu meinen Eltern.

STASZA, EINE WEITERE RETTERIN. Meine Eltern waren mit der Frau eines Onkels von mir und noch einigen anderen Leuten zusammen im Haus einer Frau namens Stasza Slawinska versteckt. Sie setzte ihr Leben aufs Spiel, indem sie in ihrem Haus einen Haufen Leute aus dem Widerstand versteckt hielt. Dort gab es ein geheimes Radio und eine doppelte Wand, in der wir uns alle versteckten, sobald sich jemand näherte. Das Haus war ein typisches Bauernhaus, wir lebten im Erdgeschoss. Direkt daneben lag eine deutsche Kaserne. Ausserdem gab es einen Garten, wo Kartoffeln angebaut wurden.

MARIA KOWALSKA. Die Frau, die uns dorthin gebracht hatte, Maria Kowalska, verschwand von der Bildfläche und wir hörten nichts mehr von ihr. Bis vor Kurzem: Als ich die Formalitäten für die *Medaille der Gerechten unter den Völkern* für Jadza und Borzydar erledigte, wurde mir per Brief mitgeteilt, dass Zeugen gesucht werden. Als ich das Jadza erzählte, stellte sich heraus, dass sie aus purem Zufall in einem Buch über ein Foto von Maria Kowalska gestolpert war. Ich rief beim Verlag an und bekam ihre Adresse. So entdeckte ich, dass Maria Kowalska eigentlich Luba hiess, Jüdin war und heute in Israel lebt. Ich schrieb ihr und selbstverständlich bezeugte ich ihre Rettungsaktion.<sup>91</sup> Mein Sohn fuhr zu jener Zeit nach Israel und besuchte sie, ich folgte ein Jahr später. Luba war Teil des Netzwerks um Irena Sendler. Da sie mich damals gerade abholte, konnte sie ihre Genossen aus dem Widerstand nicht mehr vor einer bevorstehenden Festnahme warnen. Alle wurden erwischt.

91 Zu den drei Hauptkriterien für die Ehrung als «Cerechte/Cerechter unter den Völkern» gehört eine konkrete und sicher bezeugte Rettungsaktion für Juden oder Teilnahme an einer solchen. Dies muss anhand von Dokumenten oder Aussagen von Überlebenden belegt werden. (Anm. d. Üb.)

ZWANZIG JAHRE SPÄTER. Als ich nach Argentinien ging, wurde der Kontakt zu Jadza seltener. Es vergingen etwa zwanzig Jahre. Ab und zu hörte ich etwas von ihr, sie liess sich von ihrem Mann scheiden, sie hatten keine Kinder. Borzydar heiratete mehrmals, auch Jadza heiratete erneut und bekam einen Sohn. Die Nachrichten kamen sehr sporadisch. Beide waren in Warschau geblieben. Als mein Vater 1972 siebzig Jahre alt wurde, lud er uns auf eine Reise nach Polen ein. Das Wiedersehen war unbeschreiblich. Wir haben ihnen alles mitgebracht, denn zu jener Zeit gab es in Warschau kaum etwas zu essen.

Bei diesem ersten Besuch schliefen wir in einem Hotel, das sie uns besorgt hatten. Mein Vater fuhr auch nach tödz, um Borzydars Schwester zu besuchen, die ihm das Leben gerettet hatte.

Seit diesem Wiedersehen unterstützte ich sie und wir besuchten sie, so oft wir konnten. Ich kaufte ihnen von hier aus ein Auto und schickte ihnen Kohlen. Und wir schafften es, Jadzass Sohn ein Studium in den USA zu ermöglichen.

Jadza wollte nie nach Argentinien kommen. Sie verliess Polen nur ein einziges Mal, um ihren Sohn in den USA zu besuchen. Heute ist sie 85 Jahre alt, hat ihre Zipperlein, doch kann immer noch gut schreiben. Für Jadza und Borzydar bin ich wie ihre älteste Tochter, sie sagt immer, dass sie sich wie die Grossmutter meiner Kinder fühlt. Als meine Tochter 18 Jahre alt wurde, sind wir zusammen nach Polen gefahren, wo sich alle kennen lernten.

Ich denke, dass ich aufgrund meiner Liebe zu ihnen und wegen meinem Wunsch, ihnen alles zurückzugeben, was sie für mich getan haben, immer noch so mit der Vergangenheit verbunden bin. Jadza macht sich immer grosse Sorgen wegen der Geschehnisse in Israel und in der Welt. Sie schreibt mir und schickt mir Bücher.

WIEDERSEHEN MIT EINEM RETTER. Nachdem mein Vater aus dem Ghetto fliehen konnte, versteckte er sich bei jemandem aus Jadzass Familie, im gleichen Viertel wie ich. Er ging auf die Strasse und hatte auch Arbeit gefunden. Aus Furcht, dass mein Vater abgeholt werden würde, hatten sie ein Warnsystem entwickelt, mit dem drohende Gefahr angezeigt werden konnte. Doch Anfang 1944 wurde mein Vater von einem Polen denunziert, er wurde verhaftet und in das Pawiak-Gefängnis gebracht. Diejenigen, die ihn versteckt hatten, hat er seitdem nicht wieder gesehen. Viele Jahre später, 1957, fuhren meine Eltern in den Badeort Punta del Este nach Uruguay. Im Hotel war ein Mann, der meinen Vater immer wieder nachdenklich betrachtete. Nach einigen Tagen sprach er ihn an und fragte, ob er Jan Stelmach sei. Dies war der falsche Name, den mein Vater auf der «arischen Seite» angenommen hatte. Der Mann war der, der ihn damals versteckte.

### **Ania (14 Jahre), Roszala und Hania**

ROSZALA UND BOLEK. Meine Mutter steckte mich in einen Mülleimer und auf diese Weise wurde ich aus dem Ghetto geschmuggelt. Sie trug mir auf, zu Frau Roszala zu gehen, eine ehemalige Nachbarin, die mich aufnehmen würde. Mama hatte mir in der Kirche Sankt Elisabeth falsche Papiere gekauft. Als ich aus dem Eimer kletterte, war ich völlig verschmutzt und konnte kaum gehen. Ich ging zu dieser Frau, die mich sehr gut aufnahm. Sie kannte mich seit meiner Geburt und behandelte mich sehr gut. Ich war unterernährt. Sie versteckte mich in einem fensterlosen Zimmer, das sie Nyscia nannte. Wenn jemand kam, musste ich mich hinter einem Beutel mit Schmutzwäsche verstecken. Für die Menschen der Umgebung existierte ich nicht. Sie hatte einen neunjährigen Sohn namens Bolesław, Bolek. Aus Angst, eine Nachbarin könnte in die Wohnung kommen, gab sie Bolek keinen Türschlüssel, wenn sie zur Arbeit ging. Doch über der Eingangstür gab es ein Glasfenster und da Bolek wusste, dass ich in Gefahr war, ging er immer dort aus und ein. Die finanzielle Lage von Roszala war schlecht, sie arbeitete in der Gardarobe der Oper in Lwów.

Manchmal kam sie ein Bekannter besuchen, der unser Nachbar gewesen war, Wladek. Eines Tages hörte ich ihn aus meinem Versteck sagen, dass noch viel mehr Juden hätten umgebracht werden müssen.

DAS SILBERKREUZ. Als später die grossen Razzien begannen, bei denen die Deutschen ein Haus nach dem anderen nach Juden durchsuchten, bat sie mich, zu gehen. Bei einer Entdeckung würden sie und ihr Sohn getötet werden, das Risiko war sehr hoch. Mir war nicht bewusst, dass sie ihr Leben für mich aufs Spiel setzte. Sie gab mir ihr einziges Silberkreuz, das sie besass und sagte, ich solle in die Kirche gehen, da es Sonntag sei.

Ich konnte weder beten noch kannte ich den Ablauf einer Messe. Also brachte sie mir noch das Vaterunser bei und ich ging. Ich betrat die Kirche und setzte mich auf den Rand einer Bank in der Nähe des Eingangs, ich war voller Angst, mich falsch zu verhalten und entdeckt zu werden.

Neben mich setzte sich ein Mädchen, das bald begann, mich anzustarren. Ich wusste nicht, ob sie sich mit mir unterhalten oder spielen wollte, ob sie auf mich aufmerksam geworden war, da sie mich noch nie gesehen hatte oder ob ich irgendetwas falsch machte, so dass alle merkten, dass ich Jüdin war. Voller Unsicherheit stand ich auf und ging. Auf dem Platz gegenüber der Kirche setzte ich mich auf eine Bank. Ich fühlte grenzenlose Verlassenheit und tiefste Einsamkeit. Ich wusste nicht, was aus mir werden sollte, wo ich schlafen, was ich essen sollte und plötzlich kam ein kleines Hündchen zu mir. Weiss, mit schwarzen Flecken. Es blickte mich lange an und ich dachte bei mir: «Wie viel würde ich dafür geben, so ein kleines Hündchen zu sein wie dieses hier!»

Ich streunte den ganzen Tag herum und als die Nacht hereinbrach ging ich zu Roszala zurück. Bolek spielte gerade. Ich betrat das Haus durch den Hinterhof und fragte, ob ich hereinkommen dürfe. Roszala antwortete vor ihren Freunden ganz ungezwungen und sagte, dass ich hereinkommen solle. Ich musste nicht mehr sagen. Später sagte sie mir, dass ich nicht im Haus bleiben könne, doch dass sie mich in ihrem Stall draussen verstecken wollte. Sie würde versuchen, mich dort mit Nahrung zu versorgen. Dort blieb ich dann drei Monate. Ich verliess den Stall weder am Tag noch in der Nacht. Als ich schliesslich wieder herauskam, dauerte es zehn Tage, bis ich wieder normal sehen konnte.

HANIA. Meine Familie und ich waren in der Gegend von Lwów sehr bekannt, deshalb war es sehr gefährlich, dort zu bleiben. Roszala bot mir an, mich bei einer Cousine unterzubringen, die einen Friseursalon in Drohobycz hatte. Dort würde ich einen Schlafplatz und etwas zu essen bekommen und im Gegenzug sollte ich Haare schneiden. Ich fuhr mit dem Zug los, doch ich kam nie an meinem Ziel an. Eine Frau begleitete mich, damit ich nicht falsch fuhr. In Zambrów sollten wir in den Zug nach Drohobycz umsteigen – doch meine Begleiterin liess mich am Bahnhof zurück. Da ich nicht einmal die Adresse hatte, zu der ich in Drohobycz gehen sollte, konnte ich auch nicht allein weiterfahren. Den ganzen Tag streifte ich am Bahnhof und in den angrenzenden Strassen dieses unbekanntes Dorfs herum und suchte nach jener Frau. Ich konnte nicht glauben, dass sie mich einfach zurückgelassen hatte. Als die Dämmerung hereinbrach, sprach ich eine Frau an und bat sie, die Nacht bei ihr verbringen zu dürfen. Sie willigte unter der Bedingung ein, dass ich in der Küche schlief, was mir nichts ausmachte. Sie hiess Hania und führte eine Schule. Als ich am nächsten Morgen zurück zum Bahnhof ging, wurde mir bewusst, dass ich verloren war. Meine Begleiterin würde nicht zurückkommen, um mich abzuholen. Also kehrte ich zur Schule zurück und bat Hania, dort noch einige Nächte länger schlafen zu dürfen. Sie erlaubte es mir, doch ich musste sie bezahlen. Um sie nicht zu belästigen, verbrachte ich meine Tage auf einem Platz. Jeden Tag kaufte ich mir auf dem Markt drei grüne Birnen. Die waren billig. Ich sass also auf dem Platz und ass meine Birnen. Nach zwei Wochen bekam Hania eines Tages Mitleid mit mir und hob mir zwei *Pierogi*<sup>92</sup> zum Essen auf. Solche Gesten sind mir unvergesslich. Am Ende war es Hania, die mir riet, zu Familie Bones zu gehen. Jene jüdische Familie, die mich aufnahm und sich um mich kümmerte.

92 Gefüllte Teigtasche, die in der polnischen Küche weit verbreitet ist. Die Art der Herstellung und Füllungen variiert, typisch sind Kartoffeln, Kohl oder Fleisch.

## **Herty** (16 Jahre) und die **Familie Depuydt**

**FRAU LOPES DIAS.** Frau Lopes Dias, die im gleichen Häuserblock wohnte, beobachtete die Verhaftung meiner Eltern durch die *Gestapo*. Sie rannte sofort zu mir in die France Fisher-Schule. Dank ihrer schnellen Reaktion bin ich heute am Leben. Noch bevor die *Gestapo* in der Schule ankam und nach mir suchte, verkleidete sie mich und nahm mich mit. Die Verkleidung gab mir meine Schuldirektorin: Sie setzte mir eine dunkle Brille und eine Baskenmütze auf. Frau Lopes Dias hatte einen Sohn namens Jaques, mit dem ich immer spielte. Ihr Mann war portugiesischer Jude, daher auch der Nachname (In den Niederlanden haben so gut wie alle Juden portugiesische Nachnamen).

**VERSTECKE.** Frau Lopes Dias versteckte mich an verschiedenen Orten, während sie verzweifelt nach einer Lösung für meine Rettung suchte.

Bei Einbruch der Dämmerung brachte sie mich nach Weteren, ein Dorf, das weit von Brüssel entfernt lag. Wir fuhren etwa zwei Stunden mit dem Zug. Dort blieb ich etwa fünfzehn Tage lang bei Bekannten von ihr auf dem Land. Das war eine gewaltige Umstellung für mich. Die Familie hatte viele Kinder, daher musste ich mit zehn anderen in einem Raum schlafen. Sonntags musste ich in die Kirche gehen. Eines Tages lief ich einer Freundin aus Brüssel über den Weg, die mich natürlich erkannte.

Ich wusste nicht, wie ich ihr meine Anwesenheit in Weteren erklären sollte und schliesslich erfand ich ein Fahrradrennen. Ich erzählte ihr, dass ein Cousin von mir daran teilnehmen würde und ich hier sei, um zuzusehen. Sie glaubte mir zwar, doch die Leute, die mich versteckten, hatten Angst, dass sie die Geschichte in meiner Schule weitererzählen und somit meinen Aufenthaltsort verraten würde. Sie sagten Frau Lopes

Dias Bescheid und die brachte mich dann nach Ninove zu meiner geliebten Familie Depuydt. Dort blieb ich bis Kriegsende. Als sie mich sahen, waren sie überrascht. Sie hatten ein kleines Mädchen erwartet und ich war ja bereits 16 Jahre alt. Frau Lopes Dias bat sie, mich so lange zu verstecken, wie nur möglich und sagte, dass sie ihr Bescheid geben sollten, falls es Probleme gab, sie würde mich dann abholen. Als Antwort bekräftigten die Depuydts nochmals, dass sie ein jüdisches Mädchen beschützen wollten. Sie verlangten nie Geld, sie haben es nicht deshalb getan.

**MEINE NEUE FAMILIE.** Charlotte und Émile Depuydt hatten eine Tochter namens Adrienne, die acht Jahre älter war als ich. Sie freute sich sehr über mich, sie war wie eine grosse Schwester.

Die Depuydts waren fabelhaft! Sie lebten in einfachen Verhältnissen, doch das Haus war sehr schön und ich schlief mit Adrienne in einem Doppelbett. Ich nannte sie *Tante* und *Oncle*, Tante und Onkel. Ihren Freunden und Bekannten erzählten sie, dass unser Haus bombardiert worden wäre und dass meine Eltern

nicht gewusst hätten, wohin mit mir. Ich sei die Nichte von Émile. Ich sprach französisch, doch Ninove lag in Flandern. Dort spricht man flämisch, was dem Niederländischen sehr ähnlich ist. Ich habe es perfekt gelernt. Ich verliess das Haus, ich versteckte mich nicht. Direkt angrenzend lag der Sitz der *Gestapo*, doch es passierte nichts. Ich ging mit Adrienne ins Kino und ich liebte es, ihre Mutter auf den Markt zu begleiten. Ich hatte ein schönes Leben.

SIE KONNTEN DAS NICHT VERSTEHEN. Die Depuydts fragten sehr oft nach meinen Eltern. Sie wollten wissen, wie wir so gelebt hatten. Sie hielten «jüdisch» für eine Nationalität – sie wussten nicht, dass das eine Religion ist. Ausserdem wollte es ihnen nicht in den Kopf, warum ich nun gezwungen war, mit ihnen in die Kirche zu gehen und zu lügen. Und in ihrer Einfachheit verstanden auch sie nicht, was sowieso nicht zu begreifen war: Dass jemand aufgrund einer anderen Religionszugehörigkeit vernichtet werden sollte.

### **Maurice (4 Jahre), Tatá und Tonton**

TATÁ UND TONTON. Meine Adoptiveltern waren Madame und Monsieur Rousseaux. Zusammen mit meinem Bruder und mir übergaben ihnen meine Eltern auch ihren gesamten Schmuck, einige Fotografien und noch ein paar andere Dinge. Sie waren noch jung, sie war 30 und er 31 Jahre alt, und hatten keine Kinder. Mir ging es dort sehr gut, obwohl ich als Vierjähriger anfangs noch einige Eingewöhnungsschwierigkeiten hatte. Nach kurzer Zeit nannte ich sie bereits Tatá und Tonton, was die Koseformen von Tante und Onkel sind.

Da Tatá und Tonton Verwandte auf dem Land hatten, die uns mit Nahrung versorgten, litten wir keinen Hunger. Natürlich wussten sie, dass wir Juden waren, das ganze Dorf wusste das. Wir gingen zur Schule und zur Sicherheit waren wir auch getauft worden. Wir waren eine richtige Familie, voller Liebe und Fürsorge. Nach einiger Zeit wollten sie uns adoptieren. Ich blieb bis zum Ende des Krieges bei ihnen, da war ich acht Jahre alt. Während dieser ganzen Zeit führte ich ein normales und glückliches Leben.

ICH ERBRACH DIE GANZE MILCH. Eines Tages hiess es, dass wir abgeholt werden würden, dass es keine Möglichkeit mehr gab, einer Festnahme zu entgehen. Zu der Zeit waren wir gerade auf dem Land und besuchten die Besitzer der Drogerie von Tatá und Tonton in Saint Peusenne. Ein Polizist hatte der Frau, die uns beherbergte, Bescheid gegeben, dass in der folgenden Nacht alle jüdischen Kinder abgeholt werden würden. Sie brachten uns sofort nach Hause. Tatá und Tonton beruhigten uns, sagten, dass uns nichts geschehen, dass alles gut werden würde. In jener Nacht, um zwölf Uhr, kam die französische Polizei,

um uns abzuholen. Es war mitten im Winter und Tatâ zog uns so viele Mäntel an, wie sie nur konnte. Sie gab mir Milch, damit ich etwas im Magen hatte. Im Bus erbrach ich alles. Anschliessend wurden wir zu einer Sammelstelle gebracht, doch ich kann mich an nichts weiter erinnern, ich war sechs Jahre alt. Wir wurden in ein Krankenhaus und anschliessend in ein Waisenhaus von irgendwelchen Schwestern gebracht. Sie wussten, dass ich Jude war, ich erzählte ihnen, ich sei Jüdisch-katholisch. Später kamen wir in das Lager von Poitiers. All jene Erinnerungen sind durcheinander und bruchstückhaft.

DAS VERGRABENE KÄSTCHEN. Ich weiss nicht mehr, wie uns Tatâ und Tonton zurückholten. Auch an die restliche Kriegszeit bei ihnen habe ich keine Erinnerung. Schliesslich holten uns meine Cousins und ein Onkel ab. Damals war ich davon überzeugt, jüdisch-katholisch zu sein. Mein Vater war nicht zurückgekehrt und meine Mutter war in der Psychiatrie. Also waren diese Cousins und der Onkel unsere einzigen biologischen Verwandten und sie nahmen uns mit. Wir verabschiedeten uns also von den Rousseaux und als wir gerade losfahren wollten, sagte Tonton, dass wir noch einen Moment warten sollten. Er ging mit einem Spaten in den Garten und grub ein kleines Loch, bis er auf ein Kästchen stiess, das er uns brachte. Darin lagen die Schmuckstücke meiner Mutter, das Geld, das meine Eltern zurückgelassen hatten und eine peinlich genaue Bestandsliste in Tontons Handschrift.

### **Noëilly** (3 Jahre) und die **Familie Eloy**

GEORGETTE UND JULIA, DIE ICH SO LIEBTE. Ich weiss nicht, wer mich in dieses Schloss auf dem belgischen Land brachte. Dort arbeiteten zwei Schwestern als Freiwillige, Georgette und Julia. Als die Nachricht eintraf, dass die Nazis den Ort einnehmen wollten, wurden die im Schloss untergebrachten siebzehn Kinder auf verschiedene Familien in Achet verteilt, das auch in Belgien liegt. Julia erzählte mir, dass sie mich persönlich im Zug mitnahm und dabei grosse Angst hatte, da alles voller Nazis war. Ihre Eltern nahmen mich auf und kümmerten sich mit viel Liebe um mich. Die Schwestern waren etwa zwanzig Jahre alt und nicht verheiratet, sie gaben mich als ihre kleine Schwester aus. Die Leute aus dem Dorf wussten natürlich alles, doch niemand verriet mich. Mir wurde nie etwas verschwiegen. Ich wusste immer, dass ich weder die Tochter der Eltern noch die Schwester von Georgette und Julia war. Auch dass meine Eltern jüdisch waren, wusste ich. Ich ging zur Schule, ich war ein ganz normales kleines Mädchen, wie die anderen auch.

Die Familie hiess Eloy. Bis zu meinem achten Lebensjahr lebte ich so glücklich wie es nur möglich war.

Dann stand für die Kinder der Gemeinde die Erstkommunion an und die Eloys wussten nicht, was sie mit mir machen sollten. Sie besprachen sich mit einem Pfarrer, der an-



scheinend solchen Anstoss nahm, dass ich nicht zur Kommunion gehen konnte. So führte mein Weg in eine andere Richtung.

## Diplomatische Helden

### **Dina** (8 Jahre) und **Sempo Sugihara**

VISUM. Dank eines Visums, das uns der damalige japanische Konsul im litauischen Kovno, Sempo Sugihara<sup>93</sup>, im Juli 1940 ausstellte, konnten wir aus den besetzten Gebieten ausreisen und den Nazis entkommen. Ich lernte ihn nie persönlich kennen, da mein Vater wegen des Visums zum Konsulat ging. Unsere Geschichte unterscheidet sich von vielen anderen, da wir die *Llamada* meiner Grossmutter aus Argentinien besaßen. Das erleichterte uns alles, denn das Visum für Japan war ein Transitvisum und wir konnten ein Endziel unserer geplanten Reise angeben. Sugihara durfte ausschliesslich Visa unterzeichnen, wenn die Beantragenden ein Visum eines Drittlandes zur Ausreise aus Japan vorweisen konnten. Doch entgegen der Weisungen seiner Regierung unter-

93 Sugihara war der japanische Konsul im litauischen Kovno. In dieser Funktion rettete er mehreren tausend Juden das Leben, die aus dem deutsch besetzten Polen geflohen waren. Die Fluchtroute führte quer durch die Sowjetunion bis Japan, von dort aus sollte in irgendein Drittland weitergereist werden. Hierfür wurden Transitvisa benötigt, Voraussetzung für die sowjetische Bewilligung war die vorangegangene japanische. Das japanische Konsulat war umringt von einer Menschenmenge, verzweifelte Juden klammerten sich an den Zaun und flehten um ein Visum. Sugihara hatte Mitleid und stellte sich gegen die japanische Regierung, die die Ausstellung solcher Visa ausdrücklich untersagt hatte. Er vergab so viele Visa wie nur möglich, nach Schätzungen etwa 3.500, wobei die genaue Anzahl umstritten ist. Da Japan mit Deutschland verbündet war, erhielt Sugihara schliesslich den Befehl, Kovno zu verlassen. Bis zum allerletzten Augenblick stellte er weiter Visa aus. 1941 besetzten die Deutschen Kovno und ermordeten tausende von Juden, denen die Flucht nicht mehr gelungen war. Zurück in Japan wurde Sugihara des Ungehorsams beschuldigt und von seinem Posten entlassen [Über Sugiharas Rücktritt gibt es unterschiedliche, teilweise sehr widersprüchliche Versionen. (Anm. d. Üb.)]. Er starb 1986. Nach Schätzungen erreichten etwa 3.000 Juden dank der von ihm ausgestellten Visa Japan. Sugihara bekam den Ehrennamen Chiune, was «tausend Leben» bedeutet. Er befreite sich sowohl von den Idealen der Konformität und Unterordnung, die in der japanischen Kultur wichtige Werte waren, als auch von denen seiner Stellung, in der das genaue und effektive Ausführen von Befehlen ein wichtiges Element war. Er folgte seinem Gewissen. 1995 wurde in seinem Geburtsort Yaotsu ihm und seiner eigensinnigen Unabhängigkeit zu Ehren ein Denkmal namens «Berg der Menschlichkeit» errichtet.

schrrieb er auch tausende andere. Auf diese Weise konnten sich Tausende retten, indem sie nach Japan flohen. Ich habe Überschriften in japanischen Zeitungen aus jener Zeit gesehen, die von einer Invasion tausender Flüchtlinge aus Europa sprachen. Da man nicht wusste, was man mit ihnen machen sollte, wurden sie weiter nach Shanghai in China geschickt. Wegen der Unterzeichnung der Visa wurde Sugihara «gebeten», aus dem diplomatischen Dienst zurückzutreten.

### **Tommy (17 Jahre) und Raoul Wallenberg**

SCHWEDISCHE PÄSSE. Als wir erfuhren, dass Wallenberg<sup>94</sup> schwedische Pässe ausstellte, besorgten wir uns welche. Wir hörten über jemanden davon, der dort arbeitete und früher bei uns im Hotel gewohnt hatte. Meine Mutter hatte ihm damals seine spätere Ehefrau vorgestellt. Als sich alle Juden melden sollten, leisteten wir dem Aufruf Folge. Es ist einem einfach nicht in den Sinn gekommen, einen Befehl zu verweigern. Meine Mutter, mein Vater, mein Bruder und ich hatten den schwedischen Pass, wodurch wir uns geschützt fühlten. Der Kommandant fragte, ob es jemanden mit amerikanischem Pass gäbe. Er sagte, dass sie die Amerikaner sofort erschiessen würden, sobald die erste Bombe fiel. Diese Bemerkung liess mich zweifeln und ich sagte zu meinem Vater, dass es sicher besser sei, sich nicht als Schweden auszugeben. Auf der Stelle zerriss ich beide Pässe und warf sie in einen Abwasserkanal. Dann wurde meinem Vater und mir befohlen, Proviant für 24 Stunden

94 Raoul Wallenberg wurde vom schwedischen Aussenministerium mit einer diplomatischen Delegation nach Budapest gesandt. Dort rettete er eine grosse Zahl (Die Angaben schwanken zwischen 3 0.000 und 2 00.000, Anm. d. Üb.) ungarischer Juden, indem er ihnen so genannte «schwedische Schutzpässe» ausstellte, die den Stempel der schwedischen Botschaft trugen. Ausserdem organisierte er über ein Netzwerk, dem hunderte jüdische Jugendliche angehörten, Lebensmittel, Kleidung und Medizin. Wallenberg kaufte mit Mitteln des Rats für Kriegsflüchtlinge Häuser und organisierte die Unterbringung der Juden in über 30 Schutzhäusern, wobei er sich Tarnungen, wie «Schwedische Bibliothek» oder «Schwedisches Forschungsinstitut» einfallen liess und die Gebäude mit schwedischen Flaggen dekorierte. Er erreichte sogar, dass ihm die SS Häftlinge aushändigte, die bereits in den Deportationszügen waren. Als Adolf Eichmann im November 1944 wegen mangelnder ungarischer Transportkapazitäten eine grosse Zahl von Juden auf den so genannten Todesmärschen zur österreichischen Grenze treiben liess, gelang es Wallenberg, Häftlinge mit schwedischen Schutzpässen zu befreien. Es gibt Berichte darüber, dass es Raoul Wallenberg in den letzten Tagen vor der Befreiung Budapests durch die Rote Armee gelungen sein soll, einen gemeinsamen Plan der SS und der *Pfeilkreuzler* zu vereiteln, das Ghetto in die Luft zu sprengen und die letzten in der Stadt verbliebenen Juden zu ermorden.

einzu packen. Wir mussten etwa 30 Kilometer von Budapest entfernt Gräben gegen die russischen Panzer ausheben. Dort haben wir fünfzehn Tage lang gearbeitet. Unsere Situation wurde immer unerträglicher, die Deportationen hatten bereits begonnen. Zu jenem Zeitpunkt erzählte uns jemand, dass es die Möglichkeit gäbe, sich mit den schwedischen Pässen zu retten. Ich wurde starr vor Schreck – ich hatte unsere ja zerrissen! Doch plötzlich erinnerte ich mich an das Negativ von dem Foto, das in der Botschaft von mir gemacht worden war. Ich hatte es immer noch und damit konnte ich einen neuen Pass organisieren. Auch für meinen Vater, der mit mir arbeitete. Meine Mutter war noch zuhause, noch bestand keine direkte Gefahr für sie. Sie schaffte es sogar, uns über einen Bekannten, der unseren Aufenthaltsort kannte, Lebensmittel zu schicken. Mit den Pässen kamen wir aus dem Lager. Uns wurde allerdings schnell bewusst, dass unsere Lage miserabel war. Bald kam die nächste Durchsuchung und wir mussten uns im Heizungskeller verstecken. Zum Glück wurden wir dort nicht gesucht.

Wir versteckten uns sogar noch einmal im Hotel. Als kurz darauf eine Gruppe von Männern ins Haus kam, bekamen wir erneut einen Riesenschreck. Doch dann stellte sich heraus, dass es sich um eine einfache Steuerprüfung handelte. Trotzdem suchten wir aufgrund der Lage schliesslich in einem der «Schwedischen Häuser» Unterschlupf. Wir bekamen ein Zimmer und als «Schweden» auch Arbeit, die etwas erträglicher war. Doch die Deportationen gingen in ihrem unvorstellbaren Ausmass weiter<sup>95</sup> und eines Tages wurden auch wir abgeholt und zum Bahnhof gebracht. Es nutzte überhaupt nichts, auf unsere schwedischen Pässe zu verweisen, niemand hörte uns zu. Plötzlich erschien Wallenberg am Bahnhof und brüllte die Deutschen an, sie sollten die Inhaber eines schwedischen Passes augenblicklich aus den Waggons holen. So wurden wir buchstäblich in letzter Sekunde gerettet.

Später erfuhren wir, dass der Sohn eines Cousins meines Vaters im gleichen Transport gewesen war. Doch zu jenem Zeitpunkt wussten wir das nicht und haben ihn auch nicht gesehen. Das bereitete meinem Vater grossen Kummer. Als dessen Eltern von unserer Rettung erfuhren, schleuderten sie uns den Vorwurf ins Gesicht, dass wir ihn nicht beschützt hätten. Der Junge kehrte nie zurück. Wir blieben noch bis zum 31. Dezember 1944 in dem «Schwedischen Haus».

95 1944 deportierten und ermordeten die Nazis in weniger als zwei Monaten mehr als 550.000 ungarische Juden.

## Katholische Nächstenliebe

### Hélène (2 Jahre) und die Familie Degrémont

DIE FAMILIE BRUNO. Meine Eltern und mein Bruder suchten in Südfrankreich, in der freien Zone südlich der Demarkationslinie Zuflucht. Mich liessen sie bei den Brunos zurück, einer katholischen Familie, die in Villepinte bei Paris lebte. Sie schätzten meine Überlebenschancen dort besser ein und entschieden sich daher, mich nicht mitzunehmen. Ich wurde getauft. Ich meine sogar, mich an das Wasser auf meiner Stirn erinnern zu können. Doch da ich zu jenem Zeitpunkt kaum zweieinhalb Jahre alt war, fällt es mir schwer, das als tatsächliche Erinnerung zuzulassen.

Ich weiss nicht, ob mich diese Leute als ihre Tochter oder Nichte ausgaben. Ich weiss auch nicht, was meine Eltern mit ihnen vereinbart hatten.

Laut dem, was mir nach dem Krieg erzählt wurde, behandelten sie mich nicht besonders gut. Das war zumindest der Eindruck meines Vaters, als er mich einmal besuchen kam. Er fand mich halb nackt, krank und schmutzig, als ich gerade meine Notdurft auf einem *tas de furnier*, einem Misthaufen verrichtete. Ich weiss davon nichts, das erzählte mir alles mein Vater. Die Brunos waren arme Leute und bekamen Geld dafür, dass sie mich aufnahmen, das stimmt. Und trotzdem haben sie ihr Leben für mich riskiert. Heute wird häufig kritisiert, dass die Leute Geld dafür nahmen, wenn sie ein Kind retteten. Doch wir müssen uns vor Augen halten, dass die Lage sehr komplex war und dass ein Urteil über das damalige Verhalten aus heutiger Sicht nicht ganz unbedenklich ist. Ich bin mir jedenfalls sehr bewusst darüber, dass ich ihnen mein Leben verdanke. Ich hatte grosses Glück, dass sie mich aufnahmen – selbst wenn es nicht aus Zuneigung, sondern gegen Bezahlung war. Ich weiss nicht, was aus mir geworden wäre, wenn meine Eltern kein Geld gehabt hätten. Es ist sehr schmerzlich für mich, wenn ich an all die Kinder denke, die nicht überlebten, weil ihre Familie einfach kein Versteck bezahlen konnte.

TATÁ UND TONTON. Meine Eltern und mein Bruder lebten etwa eineinhalb Jahre unter falschem Namen in einem Dorf in der freien Zone, in Pierre-en-Bresse. Eines Tages wurden im Dorf zwei deutsche Soldaten tot aufgefunden. Sie wussten, dass sie der Repression, die solchen Vorkommnissen normalerweise folgte, nicht entgehen würden und entschlossen sich zur Flucht. Ohne genaues Ziel kehrten sie in den Norden zurück. Unterwegs hörten sie dann von einem französischen Ehepaar, das bereits mehrere Leute bei sich versteckte. Sie lebten in Les Coudre-aux, einem Dorf etwa 20 Kilometer von Paris entfernt. Und bis zum Kriegsende konnten meine Eltern und mein Bruder wirklich dort bleiben. Insgesamt versteckten Tatá und Tonton – wie ich sie später nennen sollte – etwa

zwölf Personen in einem Zwischengeschoss ihres Hauses. Wenn im Dorf das Gerücht einer bevorstehenden Razzia der Deutschen umging, dann rief Tatá auf eine ganz bestimmte Weise nach dem Hund. Durch dieses Signal wussten alle, dass sie nun absolut still sein mussten. Wenn die Gefahr vorüber war, sprach Tatá wieder anders mit dem Hund und alle kamen aus dem Versteck. Manchmal war die Gefahr grösser, so dass sich alle für ein oder zwei Tage im Wald verstecken mussten.

Nach Kriegsende kehrten wir nach Paris zurück. Dort unternahmen meine Eltern den Versuch eines Neuanfangs, doch sie stiessen auf gewaltige Schwierigkeiten. In dieser Situation entschieden sie sich, mich in die Obhut von Tatá und Tonton zu geben, die keine eigenen Kinder hatten. Ich lebte dann ein Jahr und einige Monate bei Monsieur und Madame Degrémont – die ich Tatá und Tonton nannte und immer noch nenne. Ich war die kleine Tochter, die sie nie hatten, und sie waren meine ersten richtigen Eltern. Sie waren gute und auch gebildete Menschen, sie erzogen mich und waren mir ein Beispiel. Ich liebte sie und wenn ich mich an sie erinnere, liebe ich sie weiter. Als ich etwa vierzehn oder fünfzehn Jahre alt war, besuchte ich noch ein einziges Mal die Familie Bruno. Doch ich erinnere mich weder an den Besuch noch habe ich irgendeine emotionale Bindung zu ihnen. Ich denke, dass das für mich noch ein offener Punkt ist, ich müsste mich noch einmal mit jenem Kapitel meiner Geschichte befassen und versuchen, die Geschehnisse dort zu rekonstruieren.

### **Josette** (2 Jahre) und die **Widerstandsnetze**

DIE KATHOLISCHE DAME. Meine Mutter versteckte meine Schwester und mich zusammen mit meinem Cousin bei einer katholischen Frau. Meine Schwester war fünf, ich zwei und mein Cousin zwölf Jahre alt. Die Frau hatte fünf aufgenommene und noch zwei eigene Kinder. Ihr Haus war in Brou, in der Nähe von Chartres. An ihren Namen erinnere ich mich nicht. Ich blieb einige Jahre dort. Jene Dame gehörte zu einem Netzwerk, das von einer jüdischen Organisation zur Rettung von Kindern eingerichtet worden war.<sup>96</sup> Ich vermute, dass sie für ihre Tätigkeit Geld bekam.

DIE WIDERSTANDSNETZE. Wir waren unter jüdischer Kontrolle, unser Aufenthaltsort war bekannt. Heute kann man in einem französischen Museum Bücher

<sup>96</sup> Dank der Rettungsaktionen im besetzten Westeuropa – besonders in Dänemark, Belgien, Frankreich und Italien – konnten sich viele Juden der örtlichen Gemeinden retten. Aus Frankreich wurden von unterschiedlichen Gruppen etwa 7.000 Kinder gerettet, indem sie in die Schweiz oder nach Spanien geschmuggelt wurden (Elsa gehörte zu diesem Netzwerk). An solchen Aktionen waren führende Persönlichkeiten aus der katholischen und protestantischen Kirche genauso wie Bauern und die bereits erwähnten jüdischen Organisationen, OSE (*Oeuvre de Secours Aux Enfants*)

besichtigen, in denen Listen mit unseren Namen abgebildet sind: untergebracht im Haus jener Frau auf dem Land, fünfzehn Autominuten von Brou entfernt. Ich habe schöne Erinnerungen an diese Zeit. Es gab Tiere dort, wir halfen bei der Ernte, sammelten Weizenähren ein. Ich erinnerte mich auch an eine Art Lagune, die mir wunderschön erschien. Doch als ich später zurückkehrte, sah ich, dass sie völlig verschmutzt war. Als kleines Mädchen kam sie mir jedoch wie Punta del Este oder die Costa Azul vor.

Ins Dorf gingen nur die Mädchen, die Jungs blieben immer auf dem Hof. Da sie beschnitten waren, wäre das Risiko einer Entdeckung zu hoch gewesen.

DAS GETRAMPSEL AUF DER TREPPE. Die Frau war wohl Alkoholikerin und stand irgendwie mit Soldaten in Verbindung, wahrscheinlich mit deutschen. Heute denke ich, dass sie wohl als Prostituierte arbeitete. Meine Erinnerungen sind nur undeutlich, ich habe noch das Getrampel der Stiefel auf der Treppe im Ohr, ein Lärm, der häufig zu hören war.

DER PUDDING. Meine Erinnerungen an gefährliche Situationen sind die eines kleinen Mädchens. Beispielsweise kochte die Frau einmal einen Pudding und stellte ihn zum Abkühlen ans Fenster. Wir warteten alle darauf, ihn zu essen und plötzlich heulten die Sirenen los. Wir versteckten uns und der Pudding fiel hinunter. Die Enttäuschung über den entgangenen Leckerbissen werde ich nie vergessen.

DIE SIRENEN. Ich erinnere mich noch daran, dass die Frau uns immer auf die Strasse schickte, wenn sie etwas im Haus zu tun hatte und uns nicht dabeihaben wollte. Wenn die Sirenen losheulten, wussten wir alle, dass wir uns auf die Erde werfen und bis zum Ende des Alarms liegen bleiben mussten.

UNTER DER MATRATZE. Ich habe noch eine Erinnerung, die ich nicht belegen kann: Als eines Tages die Deutschen nach Brou kamen, versteckte uns die Frau im Bettkasten unter der Matratze. Wir konnten nicht atmen, geschweige denn husten. Ich

und *Eclaireurs Israélites de France*), beteiligt. Die französische Geheimorganisation Circuit Garel befreite eine grosse Anzahl Kinder aus den deutschen Durchgangslagern und versteckte sie. Die Bewohner des Dorfes Le Chambon-sur-Lignon in Vichy mit ihrem Pastor André Trocmé und seiner Frau Magda an der Spitze, stellten tausenden von Juden sichere Verstecke zur Verfügung, bis diese von der *Résistance* in die Schweiz geschmuggelt werden konnten. Auch verschiedene internationale Organisationen, wie der *American Jewish Joint*, der *Jüdische Weltkongress* oder das *Komitee für Kriegsflüchtlinge*, unterstützten sowohl offene als auch geheime Aktionen. Zwischen den jüdischen Gemeinden im besetzten Europa bestanden geheime Kontakte, worüber lebenswichtige Informationen ausgetauscht, Gelder beschafft, Fluchtpläne geschmiedet und Fluchtversuche unterstützt wurden.

## Die Retter in Polen

In Polen waren die organisierten Unterstützungsstrukturen sehr dürftig. Trotzdem gab es Tausende, die Juden halfen, besonders in Warschau zwischen 1942 und 1943. Jede Art von Hilfestellung Juden gegenüber war ausdrücklich verboten. Doch weitaus schlimmer als die Gesetze «von oben» war das antisemitische Klima, das in der nichtjüdischen polnischen Bevölkerung tief verwurzelt war und gegen das die mutigen Retter ankämpfen mussten. Der jüdische Bevölkerungsanteil war in Polen höher als in den anderen europäischen Ländern. In der nationalsozialistischen Rassenlehre wurden «die Slawen» klar als «minderwertig» eingestuft. Ihre Bestimmung war die Zwangsarbeit. Während der ersten Kriegswochen ermordeten die Deutschen zehntausende polnischer Führungspersonen. Insgesamt brachten sie zwischen einer und zwei Millionen Polen um, etwa 2,5 Millionen wurden zur Zwangsarbeit verpflichtet und die polnische Bevölkerung litt durch die Rationierungsmassnahmen an Hunger und Misshandlung. Polen war das einzige deutsch besetzte Land, in der die Unterstützung einer Jüdin oder eines Juden mit dem sofortigen Tod und der Ermordung der ganzen Familie bestraft wurde. Doch auch unter solch widrigen Umständen gab es Retter – auch wenn die genaue Zahl kaum feststellbar ist. Einige hatten kein Glück und wurden ermordet, andere sprechen aus Angst vor dem nach wie vor virulenten Antisemitismus bis heute nicht über ihre Taten. Unter den wenigen organisierten Unterstützungsgruppen waren die katholische Pfadfinderbewegung und die Zegota (*Rat für die Unterstützung der Juden*), die unter der Schirmherrschaft der polnischen Exilregierung stand und der es gelang, ab Mai 1943 etwa 10.000 Juden zu retten. Auch einige Persönlichkeiten aus der katholischen Kirche baten um die Verschonung der Juden. In Lwów versteckte der Kanalisationsarbeiter Leopold Socha 21 Menschen über 14 Monate lang im Kanalisationssystem der Stadt.

weiss allerdings nicht, ob das nur meine Phantasie ist. Ich zweifle meine eigenen Erinnerungen an. Doch vieles bekam ich bestätigt als ich nach Frankreich reiste und mit meinem Cousin sprach, der alles mit den Augen eines Jungen gesehen hatte, der zehn Jahre älter war als ich.

WAS MIR SPASS MACHTE. Ich vergötterte die religiösen Prozessionen. Für mich war das einfach ein Fest, zu welcher Religion das gehörte, interessierte mich nicht. Wir gingen aus Sicherheitsgründen in die Kirche und nicht, weil die Frau religiös war.

Ich habe keine schlechten Erinnerungen an diese Zeit. Auf der Dorfstrasse war es sehr unterhaltsam für mich, vor allem deshalb, weil ich dort unbeaufsichtigt war. Wir versuchten, die Teerblasen der Asphaltstrasse zum Platzen zu bringen, spielten Himmel und Hölle oder Seilspringen.

Im Haus war nicht viel Platz, doch auf der Strasse konnte man gut spielen. Wir assen sehr schlecht, aber auf dem Land findet man ja immer etwas, es gab Obstbäume.

DAS GELÄCHTER DER SOLDATEN. Ich erinnere mich auch noch an einen Hundebiss. Von einem deutschen Schäferhund. Allerdings bin ich mir unsicher, ob das wirklich ein Schäferhund war oder ob ich das so erfunden habe. Jedenfalls wurde ich von einem Hund zweier Soldaten gebissen, die Narbe an meinem linken Knie ist heute noch zu sehen. Ich mag Hunde nicht und lasse sie auch nicht nah an mich herankommen. Das

geschah, als ich auf der Strasse herumlief. Ich höre immer noch das Gelächter der Soldaten, aber auch hier weiss ich nicht, ob sie sich wirklich so verhielten.

Ich vermute, dass die Leute im Dorf wussten, dass wir jüdisch waren.

Man wusste alles. Aber niemand denunzierte uns, niemand kam, um uns abzuholen.

DAS WAISENHAUS DER NONNEN. Gegen Kriegsende wurde ich in ein Waisenhaus gebracht, das von Nonnen geführt wurde. Dort ging es mir viel schlechter als zuvor, denn in dem anderen Haus war ich zumindest mit meiner Schwester zusammen gewesen. Die Trennung von ihr war fürchterlich.

Ich weiss nicht, warum sie mich aus dem anderen Haus nahmen, ich habe keine Ahnung, wie diese Organisation funktionierte. Man wurde von einem Ort fortgenommen und an einen anderen gebracht. Erklärungen gab es keine. Ich vermute, dass das um das Kriegsende herum war und dass ich in dem Waisenhaus blieb, bis mich meine Angehörigen fanden. Während jener sechs Monate war ich wie eine Gefangene.

Meine Schwester war auch dort. Trotzdem konnte ich sie nicht sehen, da die Kinder nach Alter aufgeteilt und durch einen Zaun voneinander getrennt waren. Für mich war es schrecklich, von ihr getrennt zu sein und ich hasste diesen Zaun. Als meine eigenen Kinder zur Schule gingen, war dort der Kindergarten auch abgetrennt. Zum Schutz der Kleineren vor den Grossen. Als ich das sah, kam die Erinnerung an das Erlebte zurück, die ganzen Gefühle von damals brachen auf einen Schlag über mich herein. In dem Waisenhaus bekam ich Krätze. Wir wurden in einem grossen Zuber gebadet und mit einer Bürste abgeschrubbt. An diese Zeit habe ich meine schlechtesten Erinnerungen. Für mich persönlich war die «Befreiung» keine so grosse Sache.



### **Enrique (10 Jahre) und der Lehrer Baccari**

«DU HAST HUNGER». Meine Mutter und ich wurden zuerst nach Vel d'Hiv und dann in ein anderes Lager gebracht, von dort aus wurde sie deportiert. Sie musste mich allein und mit dem Versprechen zurücklassen, dass mich mein Vater abholen käme. Später kam ich nach Drancy, wo ich in einem Schlafsaal für Frauen und Kinder untergebracht war. Ich erinnere mich noch an den grossen Innenhof dort. Ich beobachtete gerade die Bäckerei und hoffte, dass ein Stückchen Brot für mich abfallen würde, als ich die schwere Hand eines Gendarmen spürte: «*T'as faim*, du hast Hunger». Er gab mir ein Stück Brot und befahl mir anschliessend, von der Bäckerei wegzugehen.

DER LEHRER. Nachdem ich mich wie durch ein Wunder befreien konnte, kehrte ich zu meinem Vater zurück. Eine Bekannte von ihm kannte einen Lehrer, der ein Ferienheim unterhielt. Dort wurde ich im Sommer 1943 hingeschickt. Wir waren mehrere Kinder, jüdische und nichtjüdische. Der Lehrer, Monsieur Baccari, kümmerte sich um uns und sorgte dafür, dass wir in die Schule gingen. Das war in dem kleinen Dorf Montigny, Le Ganelon, 150 Kilometer von Paris entfernt. Im Dorf lebten etwa 350 Menschen. Wir waren neun Kinder, sieben Jungs und zwei Mädchen. Ich besuchte zusammen mit zwei anderen die zwölf Kilometer entfernte Sekundarschule. Natürlich unter falschem Namen. Ich wurde «französiert»: Ich hiess Henri Pechenaire, das klang gut.

EIN RUHIGES LEBEN. Unser Leben dort verlief in ruhigen Bahnen. Die Stadt, in der ich zur Schule ging, war klein. Es gab einen kleinen Flugplatz und ein kleines Arsenal. Bei Bombenalarm wurden wir in eine mittelalterliche Burg gebracht, wo wir uns in den Turm setzten. Wir waren wie Mündel. Ich vermute, dass der Direktor wusste, dass wir Juden waren. Samstags kehrten wir in das Ferienheim zurück und sonntagabends ging es wieder zurück zur Schule. Wir fuhren die zwölf Kilometer mit dem Zug. Die Schule war staatlich. Mein Vater, der in Paris geblieben war, und ich schrieben uns. Ab und zu schickte er einen Brief mit, den er an meine Mutter in Auschwitz geschrieben hatte, damit ich noch ein paar Zeilen hinzufügte. Man musste auf Deutsch schreiben und ich schrieb ihr: «Ich grüsse und ich küsse dich». Vor wenigen Monaten reiste ich mit meiner Tochter und mit meinem Sohn an jene zwei Orte und es fiel mir recht schwer, die Schule wiederzufinden. Sie war nicht mehr in Betrieb, sondern war in ein Bürogebäude umgebaut worden. Obwohl ich sehr viel Angst vor dieser Reise hatte, musste ich meinen Kindern diese Orte zeigen.

### **Kati** (11 Jahre) und die **Englischen Fräulein**

ICH SAGTE NICHTS. Ich wurde in einem Kloster untergebracht, wo mein Nachname von Hantos in Horvat geändert wurde. Meine anderen Daten, Vorname und Geburtsdatum, blieben zum Glück unverändert. Bevor ich in das Kloster eintrat, erklärten mir meine Eltern, dass dieser Schritt für meine Rettung notwendig sei, damit ich die Trennung und das Eingesperrtsein akzeptierte.

Ich trat also in das Kloster ein, als letzter Neuzugang. Als eines Nachts das Licht gelöscht wurde, kam das Mädchen vom Bett nebenan zu mir und flüsterte mir ins Ohr, dass sie auch nicht die sei, für die sie sich ausgab. Irgendwie musste sie mich erkannt haben. Sie konnte das Geheimnis nicht für sich behalten. Doch ich gab mich nicht zu erkennen, ich befolgte die Anweisungen meiner Eltern.

DIE ENGLISCHEN FRÄULEIN. Im Keller des Klosters waren 60 Juden versteckt. Wenn die Nonnen eine Möglichkeit sahen, jemanden mitzunehmen und zu verstecken, dann taten sie es auch. Sie nannten sich die Englischen Fräulein. Ich weiss nicht, was unter dem kommunistischen Regime später aus ihnen geworden ist. Das Gebäude, das mitten im Zentrum Budapests lag, gibt es heute nicht mehr. Niemand weiss, was geschehen ist.

Während jener Monate ging ich nie auf die Strasse, kein Kind verliess das Kloster. Es war ein einziger Junge dort, den die Nonnen gerettet hatten, als seine Eltern deportiert wurden. Er machte immer mit uns zusammen Aufgaben. Meine Erinnerungen sind gemischt. Einerseits war ich mir immer darüber im Klaren, dass ich den Nonnen mein Leben verdankte, andererseits machte es mich wütend, eingesperrt zu sein. Ich wollte raus und spielen gehen.

DIE MUTTER OBERIN. Eines Nachts drangen die ungarischen Nazis ein und forderten die Herausgabe der 60 Juden, die im Keller versteckt waren. Die Mutter Oberin gab zur Antwort, dass dies nur über ihre Leiche geschehe – worauf sich der Verantwortliche wieder zurückzog. Wir Kinder lauschten aus dem Schlafsaal den Schreien und Schlägen.

### **Pedro** (4 Jahre) und seine **Freunde**

WIR WURDEN BESCHÜTZT. Meine Mutter und ich sollten auf den Transport nach Auschwitz verladen werden. Doch Dank des Zufalls konnten wir uns in den Wirren des Be- und Umladens zwischen den Waggons verstecken und so der Deportation entkommen.

Zuerst versteckte uns ein befreundeter Arzt meiner Eltern. Er brachte uns in einem Sanatorium für Tuberkulosekranke unter bis wir unsere falschen Papiere hatten. Anschliessend zogen wir in eine Wohnung.

Ich lebte lange mit meiner Mutter zusammen, zeitweise mit Freunden.

Als die Russen kamen, lebten wir mit einer Freundin meiner Mutter zusammen, als die Deutschen abzogen, waren wir bei Freunden in Budapest und als mein Vater zurückkam, lebten wir zwar allein in der Wohnung, doch im Haus wohnten noch andere befreundete Leute. Unsere Freunde haben uns immer beschützt. Dank ihnen haben wir überlebt.

### **Frida** (8 Jahre) und **Herr Van de Wiel**

DER MANN VOM WIDERSTAND. Eines Nachts hörten wir im Radio, dass Argentinien die Geschäftsbeziehungen zu Deutschland abgebrochen hatte. Mein Vater machte sich grosse Sorgen und meinte, dass er am nächsten Tag das Geschäft – beziehungsweise das, was ihm davon geblieben war – auflösen und mit einem Mann aus dem Widerstand sprechen würde, mit Herrn Van de Wiel (was ein Deckname war). Ich ging am nächsten Morgen zur Schule und meine Mutter musste mit meinem Bruder zum Zahnarzt. Als mein Vater das Geschäft aufschliessen wollte, wurde er bereits von der Polizei erwartet, die nach dem Rest der Familie fragte. Zum Glück hatte dieser Herr Van de Wiel in der Nacht zuvor auch Radio gehört. Im Wissen, was bevorstand, kam er in den Laden und gab sich als Kunde aus. Hinten in der Werkstatt fragte er meinen Vater nach uns und machte sich anschliessend zu meiner Mutter auf. Nachdem er sie zu einer Familie gebracht hatte, bei der sich noch mehrere Leute versteckten, holte er mich aus der Schule ab und brachte mich auch dorthin. Wir blieben voller Angst um meinen Vater zurück. Van de Wiel ging wieder zum Laden. Er lenkte vorne die Polizisten ab, die den Eingang bewachten, so dass mein Vater hinten durch ein Fenster entkommen konnte. Er kam auch zu dem Haus, in dem ausser uns noch drei andere Personen versteckt waren. Dort blieben wir eine Nacht. Am nächsten Tag wurden wir verteilt, mein Bruder wurde irgendwo untergebracht, mein Vater auch und ich wurde mit meiner Mutter zwei ledigen Frauen zugewiesen, die uns sehr gut behandelten.

VON HAUS ZU HAUS. Dann übernachteten wir erneut in einem anderen Haus. Am Anfang lehnte die Besitzerin ab, da in jener Nacht Razzien erwartet wurden, doch schliesslich liess sie uns herein. Als ich bereits im Bett lag, kam diese Frau ins Zimmer und begann, zu beten.

Am nächsten Morgen holte mich ein Mädchen ab und wir fuhren mit dem Zug zu anderen Leuten, die etwas weiter entfernt wohnten. Doch auch dort blieb ich nicht lange, da das zu gefährlich war. Der Besitzer betrieb ein illegales Geschäft und es gab noch weitere Probleme: Er lebte dort mit seiner zweiten Frau und nach einem Streit mit der Stiefmutter I verliess eine der Töchter das Haus. Ihr Verlobter war ein Nazi. Nach einer Weile kam sie zurück, um einen Koffer

## Das Geld

Die Rettung der bedrohten Mitmenschen erfolgte nicht immer aus purer Selbstlosigkeit, sondern auch gegen Bezahlung. Dies eröffnet eine Debatte, die den Rahmen dieses Buches sprengt, deren unterschiedliche Aspekte jedoch trotzdem nicht unerwähnt bleiben sollen. *Yad Vashem* vergibt die Auszeichnung *Gerechte/Gerechter unter den Völkern* nur an diejenigen, die für die Rettung von Juden weder Geld noch eine andere Gegenleistung erhielten. Doch sowohl die europäischen Rettungs- und Widerstandsnetze als auch die des *American Jewish Joint* beglichen immer wieder die Kosten, die durch die Aufnahme der gefährdeten Juden entstanden. Zumindest meiner Ansicht nach mindert dies die menschliche Geste keineswegs. Die Zeiten damals waren hart, grundlegende Vorräte knapp und Lebensmittel und Kohle bekam man nur gegen Geld.

Es gab auch Fälle, in denen die Retter nur ihren eigenen Nutzen suchten und den Hilfesuchenden drohten, sie bei Nichtbezahlung hinauszuerwerfen und zu denunzieren – allerdings wären sie in einem solchen Fall ja sicher selbst denunziert worden. Diese schliesse ich in meine breit gefasste Definition des Begriffs « Retterin/Retter » nicht mit ein.

Das Thema Geld gehört zu den grossen Themen, die immer noch darauf warten, ernsthaft und möglichst objektiv angegangen zu werden. Da es immer wieder Ausgangspunkt für schmerzhaftes Widersprüche und Ungerechtigkeiten ist, wurde die Auseinandersetzung oft vermieden. Dies trug allerdings zu einer mystifizierten Vorstellung des Menschlichen bei. Obwohl Themen wie Geld oder Sexualität Motor für viele menschlichen Verhaltensweisen und sogar Grundpfeiler für grossartige Romane und weltbekannte Tragödien sind, bleiben sie im Zusammenhang mit der *Shoah* im Dunkeln.

zu holen. Als ihr dieser jedoch verweigert wurde, drohte sie, alle zu denunzieren, weil ich dort versteckt war. Also musste ich gehen.

SIE WUSSTEN, DASS WIR JÜDISCH WAREN. Meine Eltern und mein Bruder waren auf dem Land versteckt, in der Gegend, wo die Tulpen gezüchtet werden. Als ich dort ankam, war es bereits sehr voll: Die Leute, die uns versteckten, hatten selbst zwei Kinder, ausserdem versteckte sich dort auch der Bruder der Besitzerin. Schliesslich wurde entschieden, dass mein Bruder woanders hingehen sollte, da er blond war. Ich sollte dort bleiben. Die Leute im Haus wussten, dass wir jüdisch waren, ob das

auch in der Nachbarschaft bekannt war, weiss ich nicht. Doch zum Glück lag das Haus etwas abseits. Aus Vorsicht durfte ich nie auf die Strasse.

Die Hausleute hatten einen Lehrer aufgetan, der jeden Tag ins Haus kam und meinen Bruder und mich unterrichtete. Das war nur wenige Wochen vor der Befreiung.

Meine Mutter half im Haushalt. Wir waren sehr verängstigt, doch der Hausherr schärfte uns ein, dass wir die Vorhänge offen lassen sollten, da das ansonsten verdächtig sei, und dass wir uns einfach normal verhalten sollten. Zwei- oder dreimal kamen deutsche Soldaten auf der Suche nach einem Ofen. Meine Mutter verhielt sich völlig unauffällig und auch wir spielten weiter, als ob nichts wäre. Mein Vater und der Bruder der Besitzerin, die in Gefahr waren, versteckten sich im Schrank.

### **Francis (19 Jahre) und der Pfarrer**

DER ARZT GEHÖRTE ZUM WIDERSTAND. Als ich 19 Jahre alt war, wurde ich als Franzose zur Musterung für den Militärdienst einberufen. Da es keine französische Armee mehr gab, wurden Leute zur Arbeit in den Waffenfabriken in Deutschland ausgesucht – die Tag und Nacht bombardiert wurden. Oder für den Bau des Atlantikwalls, der im Fall einer britischen Invasion zur Verteidigung dienen sollte. Bei der Musterung zog ich mich aus, wie die anderen Jungs auch. Die Untersuchungskommission bestand aus einem ehemaligen Hauptmann der französischen Armee, zwei deutschen Ärzten, einem französischen Arzt als Zeugen und noch einigen anderen, deren Funktion ich nicht kannte. Es wurden Röntgenaufnahmen gemacht sowie Urin- und Blutproben untersucht. Bei mir wurde ein beginnendes Lungenproblem festgestellt, das von einer Tuberkulose herrührte. Zur schnelleren Heilung wurde mir täglich ein Viertelliter Milch verordnet, nach zwei Monaten sollte ich wiederkommen. Als ich wieder zuhause war, wusste ich nicht, ob ich lachen oder weinen sollte. Meine Mutter wollte mich zum Arzt schicken, doch mein Vater sagte, dass das zu teuer sei. Wir besaßen nichts, wir lebten nur von meinem kargen Lohn und der Flüchtlingshilfe. Mein Vater versuchte zwar, ein wenig zu arbeiten, doch einen Arztbesuch konnten wir uns wirklich nicht leisten. Schliesslich sagte ich meiner Mutter, dass ich den französischen Arzt bei der nächsten Musterung bitten wolle, mich bestehen zu lassen. Ich kannte ihn nämlich. Ich ging also hin und ausser mir waren noch acht andere da. Der Arzt bedeutete mir zu warten, bis die anderen fertig waren. Dann teilte er mir mit, dass ich mir keinerlei Sorgen machen müsse, ich hätte nämlich rein gar nichts. Nach dem Krieg erfuhr ich, dass er den Widerstand in jenem Gebiet anführte. Er sagte, dass ich nicht in Deutschland, sondern vor Ort arbeiten solle und warb mich für den Wider-

stand an. Als er bei der vorherigen Musterung meinen Nachnamen gesehen hatte, erfand er das Lungenproblem, um mich zu schützen.

SABOTAGE FÜR DEN WIDERSTAND. Nach zwei Monaten ging ich erneut hin und sagte, dass es mir zwar nach wie vor nicht gut ginge, dass ich jedoch genug Kraft hätte, in Frankreich zu arbeiten. Ich wurde in eine Stadt namens Saint Etienne geschickt, die ein Zentrum der Metallindustrie war. Dort fing ich in einer Fabrik an, die Motorteile herstellte und ausschliesslich für die Deutschen produzierte. Ich sollte an der Poliermaschine arbeiten. Und ausserdem sollte ich immer Sand in den Taschen haben, um ihn in die Maschine zu schmeissen und so die Teile zu zerkratzen – Sabotage. Bei Problemen sollte ich mich an meinen Vorgesetzten wenden, einen Fräser, der auch zum Widerstand gehörte. Nach zwei Wochen liess mich der Besitzer zu sich rufen: Ich produzierte an meiner Maschine zu viele zerkratzte Teile. Ich verwies darauf, dass ich Rechnungswesen studiert hatte, was sich von meiner aktuellen Tätigkeit ja doch beträchtlich unterschied. Ausserdem sei ich nicht eingelernt worden. Daraufhin meinte er, dass er sich schon fragen würde, ob ich meine Arbeit nicht sabotierte. Also verteidigte ich mich nach Kräften und bot ihm an, mich doch an anderer Stelle einzusetzen. Letztendlich lehnte er jedoch ab und schickte mich an die Poliermaschine zurück. Dort erzählte ich meinem «Bekanntem», dass ich entdeckt worden war. Er sagte, ich solle so tun, als ob ich auf die Toilette gehen wolle und dann abhauen und mich nie wieder in Saint Etienne zeigen. Noch am gleichen Nachmittag kam die *Gestapo*, ich war allerdings nicht mehr da. DER PFARRER NAHM MICH MIT OFFENEN ARMEN AUF. Ich übernachtete bei einem Schulfreund, dessen Familie sehr arm war. Am nächsten Morgen brach ich zu einem Pfarrer auf, der ein Bekannter meiner Eltern war und mir ein Jahr zuvor angeboten hatte, mich bei sich aufzunehmen, falls ich in Schwierigkeiten stecken sollte. Ich legte die 320 Kilometer auf dem Fahrrad zurück und brauchte vier Tage. Ich konnte nur nachts fahren, da es tagsüber Kontrollen gab. Zum Glück nahm mich der Pfarrer mit offenen Armen auf.

DIE KIRCHENGLOCKEN. In der Zwischenzeit hatten auch meine Eltern Probleme bekommen und mussten Roanne verlassen. Auch sie waren zu dem Pfarrer gegangen, der sie auf einem Bauernhof in der Gegend unterbrachte. Am Tag nach meiner Ankunft berichtete die Angestellte des Pfarrers, dass das ganze Dorf von Deutschen umstellt sei. Daraufhin läutete der Pfarrer die Kirchenglocken, zog sich den Talar für eine Totenmesse an und ich bekam das Gewand des Kirchendieners. Als die Deutschen kamen, gingen sie bald wieder weiter.

DER WIDERSTAND. Der Pfarrer brachte auch mich auf einem Bauernhof | unter. Dort sollte ich bleiben, bis ich mich dem Widerstand anschliessen könnte. Allerdings dauer-

te es nur zwei Tage bis mich der Hausherr wieder wegschickte. Die Deutschen hatten nämlich auf Plakaten verbreitet, dass auf das Verstecken von Leuten aus dem Widerstand oder von Juden der Tod durch Erschiessen stand. Ich kehrte zum Pfarrer zurück und zwei Tage später brachte mich jemand in ein Widerstandsquartier, das in den Wäldern in der Nähe von Limoges lag. Dort lebten etwa 15.000 Menschen, die sich drei unterschiedlichen Gruppen zuordneten: Kommunisten, Nicht-Kommunisten sowie ehemalige Militärs.

### **Mira** (13 JAHRE) und **Marysia**

SCHWARZBROT UND WURST. Ich erinnere mich noch gut an eine Bäuerin, die vor dem Krieg im Krankenhaus als Putzfrau beschäftigt war. Sie hiess Marysia und sie mochte meine Familie sehr. Sie riskierte ihr Leben mehrmals, indem sie über die Ghettomauer kletterte, um uns zu besuchen und uns Schwarzbrot und Wurst zu bringen. Der Geschmack dieser Mahlzeit, gewürzt mit der Liebe, der Loyalität und der Opferbereitschaft jener bescheidenen Bäuerin, übertraf noch die feinsten Leckerbissen, die ich später in meinem Leben gekostet habe.<sup>97</sup>

### **Freda** (19 Jahre) und die **Deutsche**

DIE LEINENLAPPEN IN DEN HOLZSCHUHEN. In Auschwitz arbeitete ich an den Leinenmaschinen. Wir steckten das grobe Leinen in die Maschine und als es wieder herauskam, war es weich. Wir hatten eine deutsche Aufseherin, der es verboten war, mit uns zu sprechen oder uns etwas zu geben. Als der Winter kam, sah sie auf meine Holzschuhe und steckte mir etwas weiches Leinen zu. Das bewahrte meine Füsse mit Sicherheit vor dem Erfrieren.

### **Micheline** (17 Jahre) und **Monsieur Penicaud**

LAUTLOSE SCHRITTE. Am Abend der grossen Razzia – der *Grande Rafle* – war ich mit einer Freundin unterwegs. Sie war etwas aufgeweckter als ich und entschied, dass es zu gefährlich sei, nach Hause zu gehen. Stattdessen wollten wir

97 Die Shoah-Forscherin und Bildungsreferentin Raquel Hodara fasste auf Grundlage von Überlebendenberichten einige Gemeinsamkeiten der Retter zusammen. Bezüglich der sozialen Umstände stellt sie fest: Zugehörigkeit zu allen sozialen Klassen, unterschiedliche Bildungsstände, ausschlaggebend für das Handeln war nicht, einen jüdischen Ehepartner zu haben, alleinstehende Frauen entwickelten mehr Mitleid mit den Kindern. An psychologischen Eigenschaften führt sie auf: Das objektive oder subjektive Gefahrenrisiko schien die Retter nicht zu interessieren, sie glaubten den offiziellen Verlautbarungen nicht, machten sich die Mühe, diese zu deuten, im Umgang mit bestimmten Situationen folgten sie einer festen Überzeugung, sie interessierten sich für ihre Mitmenschen.

bei einer Frau übernachten, die in der Textilwerkstatt ihrer Eltern für die Abschlussarbeiten zuständig war. Als wir dort ankamen, schilderten wir unsere Lage und die christliche Frau erlaubte uns, zu bleiben. Nur bat sie uns, die Schuhe auszuziehen, damit man unsere Schritte nicht hören konnte. Sie lebte allein und Lärm hätte in der Nachbarschaft Verdacht erregt.

DIE PASSFUSFUND DER HUND. Bald darauf flohen wir. Wir hatten eine *Passeuse* angeheuert. Sie wies uns an, dass diejenigen, die nicht gut Französisch sprachen, den Mund halten und sie sprechen lassen sollten. Damit meinte sie meine Tante, meine Mutter und den Vater meiner Freundin. Der hatte ausserdem noch Goldzähne, was die Antisemiten für «typisch jüdisch» erklärt hatten. Also hatte er noch einen weiteren Grund mehr, den Mund zu halten.

Als wir am Bahnhof ankamen, gab es überall Ausweiskontrollen. Doch die *Passeuse* wusste, was sie tat. Sie trug einen Koffer und hatte einen Hund bei sich, so dass sie wie auf einer Urlaubsreise wirkte. Der Hund machte ein ziemliches Theater, so dass sie schnell durchgewunken wurde – und wir gleich hinterher, denn sie hatte gesagt, dass wir alle zusammengehörten. Der Zug war so voll, dass ich nicht mehr weiss, wie wir überhaupt noch einen Platz bekommen haben.

DIETOCHESTER DES KOMMISSARS. Im Waggon trafen wir eine Klassenkameradin von mir, deren Vater Kommissar war. Wir wurden blass. Sie wusste, dass wir Jüdinnen waren und nicht reisen durften. Voller Schreck starrten wir sie an und sie starrte zurück. Doch dann gab sie uns mit ihrem Blick zu verstehen, dass sie wusste, um was es ging und dass sie den Mund halten würde. Sie drehte sich weg und ging weiter.

AN DER GRENZE. An der Grenze übergab uns die *Passeuse* an andere Leute, die uns auf die andere Seite bringen sollten. Da wir bereits Vertrauen zu ihr gefasst hatten, machte uns das Angst, doch so waren die Regeln. Es war dunkel und man konnte nichts sehen. Um uns herum waren Kühe und andere Geräusche zu hören, die mir Angst einflössten. Unsere Begleiter sagten, dass es in dieser Gegend nur wenig Patrouillen gab und dass sie deren Standorte kannten. Wir sollten ihren Anweisungen schnell und lautlos folgen. Dann sahen wir die Patrouillen vorbeigehen und plötzlich hiess es: «Jetzt!» Genau in dem Moment fiel meine Tante hin. Wir zogen sie so gut wir konnten wieder hoch und liefen los. Wir mussten durch Brennesse und Dornen. Als wir bereits in der freien Zone waren, stoppten uns einige französische Polizisten, doch die Verhaftung war nur noch für das Protokoll. Sie hatten kein Recht mehr dazu und am Ende liessen sie uns laufen.

DER HOTELBESITZER. Unsere Gruppe fiel auseinander, was unterschiedliche Gründe hatte. Einige wurden verhaftet und kamen nie wieder zurück. Ich blieb bei meiner Mutter



und meiner kleinen Schwester. Da meine Mutter Ausländerin war, musste sie ihren Aufenthaltsort jeden Monat auf dem Bürgermeisteramt melden. Es war Winter 1942. Wir waren in Éymoutiers und die Stadt war voller Juden, die aus Elsass-Lothringen geflohen waren. Wir gingen in ein Hotel. Als die Deutschen begannen, nach Juden zu suchen, wollte uns der Besitzer, Monsieur Penicaud, verstecken. Er hätte einen Werkzeugschuppen draussen auf den Feldern. Also ging ich los, um mir das anzusehen. Doch als ich zurückkam, berichtete mir Monsieur Penicaud, dass alle anderen verhaftet worden waren, kaum sei ich zur Tür raus gewesen. Die Deutschen hatten meine Mutter und meine kleine Schwester mitgenommen. Er hatte noch versucht, meine Schwester zu retten. Erst bat meine Mutter den Deutschen, der sie mitnahm, meine Schwester gehen zu lassen, sie sei doch erst zehn Jahre alt. Doch der Deutsche gab nur zurück, dass sie als Jüdin dann ja wohl lange genug gelebt hätte. Dann behauptete Monsieur Penicaud, dass er meine Schwester adoptiert hätte. Doch der Deutsche liess nicht von ihr ab, es war nichts zu machen. Bevor sie fortgebracht wurden, hatte meine Mutter noch Monsieur Penicaud gebeten, sich um mich zu kümmern. Doch ich wollte mich nicht verstecken, ich wollte meine Mutter und meine Schwester suchen. Monsieur Penicaud beharrte jedoch darauf, dass das zu gefährlich sei und ich auch verhaftet werden würde. Ich solle bleiben – so lange ich frei wäre, könnte ich mich dem Widerstand anschliessen und gegen die Deutschen kämpfen. So willigte ich also ein und versteckte mich.

DAS HUHN. Da es dort im Hotel zu gefährlich war, ging ich am nächsten Morgen fort. Monsieur Penicaud meinte, ich solle lieber keinen Koffer oder sonstiges Gepäck mitnehmen. Er gab mir 200 Francs und eine Sonnenbrille, damit ich meine Augen verstecken konnte. Ich wusste weder wohin ich gehen noch was ich überhaupt tun sollte. Ich besass zwei Ausweise: der eine wies mich als Jüdin aus, der andere nicht. Das Hotel lag in der Nähe des Bahnhofs, direkt dem Busbahnhof gegenüber und als ein Bus kam, stellte ich mich einfach in die Warteschlange. Vor mir stand eine Frau, die zwei Hühner und zwei Enten dabei hatte. Gerade als sie einsteigen wollte, entwischte ihr ein Huhn und es entstand ein grosses Durcheinander. Der Deutsche, der da stand, stiess sie einfach in den Bus und mich gleich hinterher. Ich atmete erleichtert auf und kaufte mir eine Fahrkarte bis zur Endstation – obwohl ich keine Ahnung hatte, wo diese lag.

DIE BAUERSLEUTE. Dann versteckte ich mich bei zwei Bauersleuten. Er arbeitete als Tischler und sie verkaufte Brot. Sie war schwanger. Sie hatten bereits zwei kleine Töchter und ich half im Haushalt. Der Mann fragte mich immer über die

Juden aus, obwohl ich ihm nie verraten hatte, dass ich Jüdin war. Mir wurde erst später klar, dass er das die ganze Zeit gewusst hatte.

DAS SCHLOSS DER WAISEN. Ich konnte nicht mehr länger bei den Bauersleuten bleiben. Das Risiko, von jemandem aus der Nachbarschaft verraten zu werden, brachte auch ihr Leben in Gefahr. Ich versteckte mich dann in einem Schloss namens «Cabannes», das Waisenkindern Zuflucht bot. Es lag ganz in der Nähe von Limoges und beherbergte Kinder im Alter von fünf bis 18 Jahren. Ausserdem gab es viele Kinder aus Deutschland, die mit ihren 16 bis 20 Jahren mehr oder weniger in meinem Alter waren. Der Direktor des Schlosses war zwar kein Jude, doch gehörte er zum Widerstand. Als Katholik konnte er bei den Behörden angeben, das Schloss für Kinderfreizeiten zu nutzen. Das Ganze organisierte die *OSE*, eine Kinderhilfsorganisation.<sup>98</sup>

AUCH DER BÜRGERMEISTER GEHÖRTE ZUM WIDERSTAND. Im Oktober 1943 kamen die Deutschen dem Schloss gefährlich nahe. Es war bekannt, dass sie bereits Kinder aus anderen Schlössern deportiert hatten, die dort von den jüdischen Hilfsorganisationen versteckt worden waren. Also wurden wir alle mit einer falschen Identität ausgestattet und auf andere, sicherere Orte verteilt. Zwölf Mädchen, die bereits alt genug für das Lyzeum waren, kamen in ein Internat. Ich wollte mit ihnen gehen und mein Abitur machen, was mir auch erlaubt wurde. Doch obwohl die Schuldirektorin und auch der Bürgermeister von Bourgneuf – wo das Internat war – wussten, dass wir Jüdinnen waren, ging man auf Nummer sicher: Wir verwendeten alle falsche Namen. Die Schule kostete Gebühren und ich vermute, dass diese vom Widerstand oder irgendeiner jüdischen Organisation bezahlt wurden. Auch der Bürgermeister gehörte zum Widerstand.<sup>99</sup>

98 Das Kinderhilfswerk *OEuvre de Secours aux Enfants (OSE)* war eine jüdische Kinderwohlfahrtsorganisation, die in Südfrankreich ein Untergrundnetz einrichtete, das von den Deutschen verfolgte Kinder versteckte. In Frankreich waren drei solcher Organisationen tätig: Neben der *OSE* waren das die Pfadfinderbewegung *Eclaireurs Israélites de France* und die zionistische Jugendgruppe *Mouvement des Jeunesses Sionistes*. Diese Gruppen schafften es, Kinder aus den Lagern zu befreien und in die Schweiz oder nach Spanien zu schmuggeln. Ausserdem gab es noch lokale Gruppen wie das *Comité Rue Amelot* in Paris, das zur jüdisch-kommunistischen Organisation *Solidarité* gehörte, die Gruppe *Service Andres* in Marseille oder die *Groupe Maurice Cachoud* in Nizza. Die *Gläubigen von Zion*, eine katholische Gemeinde unter dem Pfarrer Theomir Deboux, rettete 950 Pariser Juden. Jenen Organisationen ist zu verdanken, dass zwischen 12.000 und 15.000 Kinder vor der Deportation und dem sicheren Tod gerettet wurden.

99 Die Retter geben ein Vorbild an ausgeprägter Mitmenschlichkeit. Doch darüber hinaus hat ihr selbstloses Handeln auch etwas Verstörendes und Beunruhigendes. Es stellt uns nämlich

vor die Frage, wie wir selbst an ihrer Stelle gehandelt hätten. Hätten wir den Mut besessen, der Obrigkeit die Stirn zu bieten und gegen Gesetze zu verstossen? Hätten wir unser Leben und das unserer Angehörigen aufs Spiel gesetzt, um fremde Leute zu retten? Wo liegt die Grenze unserer Überzeugungen? Das Einzige, was ich sagen kann – um uns zur Hilfe zu eilen und nicht nur, um die Mutlosigkeit zu mildern – ist, dass das von uns Gesagte ohne den entsprechenden Kontext keinerlei Bedeutung hat. Die Regeln in einem Krieg sind andere wie zu Friedenszeiten. Das Vertraute wird fremd und das Fremde vertraut. Immer wieder berichten sowohl Überlebende als auch Retter von ihrer eigenen Überraschung, sich plötzlich auf eine Art und Weise agieren zu sehen, die zuvor völlig unvorstellbar gewesen war. Bevor uns das Leben nicht auf die Probe stellt, wissen wir selbst nicht, zu wieviel Hilfsbereitschaft, Grossherzigkeit und Nächstenliebe wir fähig sind.

## Kapitel 8

# Befreiungen

In der Geschichtsschreibung bezeichnet die «Befreiung» das offizielle Ende des Zweiten Weltkriegs am 8. Mai 1945. Dieses Datum wird häufig mit fröhlichen Bildern assoziiert, mit tanzenden und lachenden Menschen. In mehreren Filmen wird die Befreiung von Paris dargestellt, man sieht ausgelassene Szenen, in denen junge Mädchen die amerikanischen Soldaten küssen, während diese Schokolade und Seidenstrümpfe verteilen. Doch die Wirklichkeit sah für viele anders aus.

Der Begriff «Befreiungen» leitet sich von «Freiheit» ab. Befreiung von Unterdrückung, Befreiung aus dem Gefängnis, Befreiung von Schmerz. Die Befreiung von etwas Schmerzhaftem beinhaltet immer Erleichterung.

Doch nicht für alle.

Nicht für diejenigen, die in den Lagern zurückblieben oder wie durch ein Wunder die Todesmärsche überlebten. Schwach, erschöpft, hoffnungslos und mit einem Gewicht von weniger als 40 Kilo hatten sie keine Kraft mehr, Freude zu empfinden. Geschweige denn, diese zu zeigen. Wenn sie noch etwas wollten, dann essen.

Nicht für diejenigen, die heimatlos zurückgeblieben waren, die nicht wussten, wohin sie zurückkehren, wohin sie gehen sollten. Befreit von den Nazis fanden sie sich in einer abweisenden Umgebung wieder und wussten nicht, welchen Weg sie einschlagen sollten.

Nicht für diejenigen, die auf der Suche nach überlebenden Angehörigen waren und schliesslich feststellen mussten, dass sie allein zurückgeblieben waren.

Nicht für diejenigen, die weiterhin ihre wahre Identität verschwiegen.

Die Befreiung im Sinne von Erleichterung kam für viele erst später. Für einige nach langen Monaten, für andere erst nach Jahren. Und für manche bis heute nicht. Ähnlich, wie wenn man in einen Nagel tritt und die Wunde sich entzündet. Auch wenn der Nagel bereits entfernt wurde, muss man warten, bis die Entzündung verheilt, sich der Körper wieder erholt und sich eine Narbe bildet. Man muss warten, bis man sich mit dieser lebenslangen Zeichnung anfreunden kann.

Die «Kinder» erlebten ihre Befreiung je nach Alter und Situation sehr unterschiedlich. Viele fanden sich in einer schmerzhaften Widersprüchlichkeit wieder, mit der die Wie-

dererlangung der wahren Identität einherging. Oder sie machten sich auf die Suche nach Angehörigen, Freunden, die oftmals vergeblich blieb.

**Josette** (5 Jahre)

ICH KONNTE AUF MICH AUFPASSEN. Die Rückkehr zu meinen Eltern fiel mir schwer, ich kannte sie ja nicht. Mein Leben änderte sich radikal, ich wurde aus meinem Alltag herausgerissen. Ich erinnere mich noch, wie ich in Paris einmal fortlief, später kehrte ich jedoch zurück. Einkaufen machte mir grossen Spass, ich liebte es, auf der Strasse zu sein. Ich war gerne allein und konnte auf mich aufpassen – zumindest kam es mir so vor. Kontrolliert zu werden und eingesperrt zu sein schmeckte mir gar nicht. Unsere Wohnung lag in der fünften Etage und ich rutschte immer das Treppengeländer hinunter. Letztendlich war ich ja noch keine fünf Jahre alt.

EINE WEITERE TRENNUNG. Als ich wieder bei meinen Eltern lebte, lernte ich Jiddisch, damit ich sie verstehen konnte. Auf der Strasse sprach ich Französisch. Nach Kriegsende kam Jacqueline zu uns, die Tochter von irgendwelchen Cousins oder Freunden, ich weiss es nicht so genau. Für uns war sie wie eine Schwester. Sie war ein Jahr älter als ich und Waise. Eigentlich hiess sie Ruth. Sie blieb mehrere Jahre bei uns, bis sie schliesslich von einer Tante nach Israel mitgenommen wurde. Da ich sie sehr mochte, bedeutete dies eine weitere schmerzhafteste Trennung für mich. DAS BRIEFMARKENALBUM. Der ältere Bruder meiner Mutter lebte bereits in Argentinien. Nach dem Tod meines Vaters 1951 blieb meine Mutter allein mit drei Kindern zurück, worauf sie begann, uns von dem paradiesischen Land vorzuschwärmen, in dem es uns sicher gefallen würde. Schliesslich schickte sie mich und meine Schwester während der Reisevorbereitungen in eine Ferienkolonie, damit wir niemandem von den Plänen erzählten. Die Sache sollte nicht offen ablaufen, es war, wie wenn wir uns immer noch verstecken müssten. Als wir zurückkehrten war die Wohnung vollständig leer: Wir gingen fort. Erneut aus meinem Leben gerissen zu werden war ein weiterer Schlag für mich. Das einzige, was ich mitnehmen konnte, war mein Briefmarkenalbum.

**Noëilly** (8 JAHRE)

DAS SCHWARZE AUTO. Als ich eines Tages draussen spielte, tauchte plötzlich ein schwarzes Auto in der Strasse auf. Eine Frau und ein Mann stiegen aus, von denen ich später erfuhr, dass sie Mitglieder des *American Jewish Joint* waren. Sie begannen, meine Adoptiveltern anzuklagen und zu beleidigen, sie nannten sie Kinderräuber. Es war fürchterlich, sie behandelten sie unmöglich. Als sie ihnen befahlen, einen Koffer für mich zu packen, da sie mich mitnehmen woll-

ten, brachen sowohl meine Adoptiveltern als auch ich in Tränen aus. Sie nahmen mich einfach mit. Und ich verstand überhaupt nicht, wie mir geschah. Ich war acht Jahre alt und es ging mir sehr gut. Ich war sehr zufrieden, wo ich war. WIE EIN PAKET NAHMEN SIE MICH MIT. Sie brachten mich in ein Waisenhaus. Dort musste ich oben-drein noch erfahren, dass ich einen Bruder hatte. Ich weiss nicht mehr, wie das alles war. Ich erinnere mich nur noch, dass dort im Waisenhaus ein Herr mit einem kleinen Kind auftauchte und mir sagte, dass das mein Bruder sei. Und dass er gekommen wäre, um mich und mein neu entdecktes Brüderchen mit nach Argentinien zu nehmen. Der Herr war ein Cousin meiner zukünftigen Adoptiveltern in Argentinien. ALLES, WAS ICH LIEBTE, BLIEB IN BELGIEN ZURÜCK. Mit dem Ende der Besatzung verlor ich also meinen Platz in der Familie, die ich so sehr liebte. Meine Gewohnheiten, meine Schule, meine Freunde, meinen Alltag. Plötzlich tauchten fremde Leute auf und nahmen mich mit, ohne dass ich verstand, was da vor sich ging und ohne die Möglichkeit, eigene Wünsche zu äussern. Zuerst das Waisenhaus, dann ein Brüderchen und schliesslich die Reise, die Ankunft, eine neue Familie, eine fremde Sprache und ein fremdes Land sowie eine andere Identität. Alles, was ich liebte, blieb in Belgien zurück und war verloren – für immer, wie ich dachte.

**Rosi** (4 Jahre)

AUS DEM WAISENHAUS GERETTET. Meine biologische Mutter war verschwunden und niemand weiss, wie das geschehen konnte. Mein Vater konnte sich retten und nach Kriegsende suchte er nach mir. Zu dem Zeitpunkt war er bereits mit seiner zweiten Frau verheiratet, die er nach dem Krieg kennen gelernt hatte. Sie war allein und kinderlos und fast ihre gesamte Familie war ermordet worden. Die einzige Überlebende ausser ihr war ihre Mutter, die meine einzige Grossmutter werden sollte. Die Suche nach mir dauerte etwa ein Jahr. Der einzige Anhaltspunkt, den sie hatten, war mein vermutlicher Deckname: Wanda.

Als ich aus dem Waisenhaus geholt wurde, war ich vier Jahre alt. Rachitisch, unterernährt, die Kopfhaut voller Schorf. Ich war gerade in Behandlung, als mein Vater mich aufspürte, und er konnte mich erst mitnehmen, als diese abgeschlossen war. Auf den ersten Fotos, die in Paris gemacht wurden, habe ich eine Glatze, da mir für die Behandlung alle Haare abgeschnitten worden waren. Auf diesen Fotos trage ich das erste Kleid, das ich nach dem Krieg bekommen hatte – ich habe es bis heute aufbewahrt.

### **Etel** (4 Jahre)

ICH KONNTE NIRGENDS HINGEHEN. Bei Kriegsende waren wir in Russland. Meine Mutter war etwas älter als dreissig und erkrankte an Typhus. Sie hatte hohes Fieber und phantasierte, mehrere Male versuchte sie, mit mir zusammen aus dem Krankenhaus zu fliehen. Doch wir konnten nirgends hingehen. Als wir das Krankenhaus schliesslich verliessen, flohen wir mit einigen Freunden und Mama musste sich um uns kümmern. Um Nahrungsmittel kaufen zu können, begann sie, Zigaretten zu schmuggeln. Währenddessen musste mein Vater drei Monate lang Zwangsarbeit leisten.

ICH BEKAM KEINE ZÄHNE. Von dort kamen wir in die Tschechoslowakei, wo wir in einem Flüchtlingslager mit 200 anderen zusammen in einem Schuppen schliefen. Mein Vater hatte einen Schrank organisiert, damit wir nicht auf dem Boden liegen mussten. Alles war ein Durcheinander, die Leute lagen sich wegen jeder Kleinigkeit in den Haaren, stritten sich um Lebensmittel oder Kleidung. Meine Erinnerungen sind sehr unscharf, ich war ja noch sehr klein, noch keine vier Jahre alt. Wir waren eingeschüchtert und lebten versteckt. Ich lernte, mich ruhig zu verhalten, Befehle zu empfangen und zu befolgen, nicht zu bitten, nicht zu weinen, nicht zu spielen – kein Kind zu sein. Ich war eine Erwachsene in Kleinformat. Ich war daran gewöhnt, nichts zu besitzen. Da ich an einer beginnenden Rachitis litt, bekam ich keine Zähne. Die Unterernährung hinterliess ihre Spuren: Ich bin kleiner gewachsen als normal.

MEINE KINDHEIT BEGINNT. Dann ging es weiter in ein Flüchtlingslager nach Deutschland namens Föhrenwald<sup>100</sup>. Das Leben dort war anders. Alle hatten ein kleines Häuschen oder eine eigene Unterkunft und ich ging in den Kindergarten, wo ich begann, Freundschaften zu schliessen. Auch eine Tante von mir war in Föhrenwald, die ich anhimmelte. Zwei Jahre blieben wir dort, zwischen

100 Bei Kriegsende waren etwa 11 Millionen Europäer heimatlos, für die die Alliierten und die *UNRRA (Nothilfe- und Wiederaufbauverwaltung der Vereinten Nationen)* den Begriff «Displaced Persons» (*DPs*) prägten. Auf dem Gebiet der drei westlichen Besatzungszonen in Deutschland befanden sich etwa 7 Millionen *DPs*, wovon die Mehrzahl von den Nazis verschleppte Zwangsarbeiter waren. Ausserdem waren etwa 200.000 Juden unter ihnen, die die Lager und Todesmärsche überlebt und ihre Befreiung erlebt hatten. Bis Ende des Jahres 1946 konnten die meisten *DPs* in ihre Heimat zurückgeführt werden. Doch nicht so die Juden. Wo sollte deren Heimat sein? Ihre Familien waren ermordet, ihre Gemeinden zerstört, ihr Eigentum beschlagnahmt worden. Diejenigen, die nicht gleich auswandern konnten, wurden in den so genannten *DP Camps* untergebracht, die in Deutschland, Österreich und Italien eingerichtet worden waren. Zu den etwa 200.000 Juden, die in diesen Lagern waren, gehörte auch die Familie von Etel.

meinem vierten und sechsten Lebensjahr. Erst zu jener Zeit wurde ich mir meiner Kindheit bewusster. Meine Tante kam mit einem Herrn zusammen, der im Konzentrationslager gewesen war. Sowohl seine Frau als auch seine Kinder waren ermordet worden – und trotz allem war er ein sehr fröhlicher Mensch. Meine Eltern waren keine grosse Stütze für mich, meine Mutter litt an Depressionen und lebte in der Vergangenheit und mein Vater hatte immer viel zu tun. Also hatte ich diesen Onkel sehr gern. Er baute mir einen Schlitten und wir stiegen auf einen Berg, den wir gemeinsam hinunterrodelten. Ich nahm grossen Anteil an der Beziehung meiner Tante.

WOHIN AUSWANDERN? Genau wie alle anderen waren auch wir nur übergangsweise im Lager und suchten nach Möglichkeiten und Zielen für die Auswanderung. Wir fanden Angehörige in den USA und in Südamerika. Eine Cousine meines Vaters lebte in den USA, ein Cousin war 1930 nach Argentinien gegangen. Beide begannen, sich um die Formalitäten für unsere Einreise zu kümmern. Meine Mutter weinte ununterbrochen, da sie nicht gehen wollte. Argentinien hatte einen schlechten Ruf, es kursierten Gerüchte über Polinnen, die dort zur Prostitution gezwungen wurden, über Drogen und die Mafia. Es hiess, es gebe kein jüdisches Leben dort. Bei unserer Ankunft jedoch entdeckten wir, dass das eine Lüge war. Da meine Tante und ihr Freund keine Angehörigen in Argentinien hatten, gingen sie nach Israel. Den Moment unserer Trennung werde ich nie vergessen.

### **Claudia** (6 Jahre)

OHNE ANGST AUF DIE STRASSE. Endlich kam der Tag der Freiheit. Es war der 4. Juni 1944. Meine Mutter zog mir rasch etwas an und meinte, das sei der lang ersehnte Tag: Die Alliierten wären da und wir könnten ohne Angst auf die Strasse. Nachdem ich so lange in der Wohnung eingesperrt gewesen war, hungerte ich nach Licht und anderen Menschen. Wir hielten uns an den Händen und liessen uns durch die fröhliche Menschenmenge treiben, Fahnen waren zu sehen und es erklangen Lieder und Freudenschreie. So kamen wir bis zum *Foro Italico*, wo sich tausende und abertausende Schaulustige drängten, um den Einmarsch der alliierten Soldaten zu sehen. Anscheinend musste man nun keine Angst mehr vor den Uniformierten haben. Mir kam alles völlig neu vor, überall herrschte Hochstimmung.

DIE HAUTFARBE DER SOLDATEN UND DIE SCHOKOLADE. Mama setzte mich auf ihre Schulter, damit ich besser sehen konnte. Vor mir sah ich Lastwagen und Panzer, die voller Soldaten waren. Sie grüssten die Menschenmenge und warfen den Leuten irgendwelche Sachen zu. Die ersten Soldaten hatten eine so dunkle Hautfarbe, wie ich sie nie zuvor gesehen hatte. Einer von ihnen warf mir etwas



zu und ich fing es auf. Als meine Mutter das erhaschte Geschenk geöffnet hatte, kam eine dunkle Tafel zum Vorschein, die dieselbe Farbe hatte wie das Gesicht des Soldaten. Mama erklärte mir, dass das Schokolade sei, eine leckere Köstlichkeit. Ich solle nur probieren! Doch ich rührte mich nicht und mein Blick ging zwischen den Soldaten und der gleichfarbigen Schokolade hin und her. Ich dachte, dass mir dieser Soldat etwas von sich, vielleicht ein Stückchen seiner Haut, geschenkt hätte. Ich konnte von der Schokolade nicht abbeissen. Feierlich packte ich sie wieder in die Aluminiumfolie und später verwahrte ich sie in meinem Schatzkästchen.

SECHS MAGERE JAHRE. Der Krieg war bereits einige Monate vorbei. Die Luft war weiterhin warm, heiter und frei und liebte die Menschen, die – wie wir – nach einem langen Winterschlaf von mehreren Jahren aus ihren Höhlen gekrochen waren. Alle zusammen schlenderten wir Hand in Hand bis in die Abendstunden durch die Strassen. Immer noch verspürten wir Angststiche. Sechs Jahre, sechs magere Jahre lagen hinter uns, unsere Körper waren ausgetrocknet, doch die Augen hellwach. Meine Kleider waren mir zu klein, da ich während der Gefangenschaft gewachsen war. Ich war immer mit meinem Grossvater zusammen, meinen Vater sah ich selten, die Sorgen hatten ihn verschlungen. Auch mit Mama hatte ich kaum zu tun, denn mein kleines Brüderchen war noch kaum einen Monat alt. Eines Tages sollte ich mit ihr ausgehen. Ich sehe sie noch deutlich vor mir: gross, blond, von ehrfurchtgebietender Schönheit und selbst in ihrer alten und abgenutzten Kleidung noch elegant. Sie war eine Wagnersche Walküre (Diesen Vergleich erlaube ich mir heute. Früher wehrte ich alles, was mit Deutschland und den Deutschen zu tun hatte, automatisch ab). Ich an ihrer Seite: ein grosses, dünnes Mädchen, die Haare streng zu zwei ausladenden Dutts an der Seite und einem Scheitel in der Mitte frisiert. Meiner Aufmerksamkeit entging nichts. Ich betrachtete meine Umgebung wie Alice im Wunderland. Schliesslich kamen wir zum Castel Sant'Angelo, diesem mythologischen Turm, in dessen Gärten ich zu Beginn des Krieges noch manchmal gespielt hatte. Wir setzten uns auf eine Bank und Mama erklärte mir unsere «Mission».

HUSTEN FÜR EIN WENIG ZUCKER. Kinder, die an Keuchhusten litten, bekamen eine extra Portion Zucker. Um diesen Preis zu bekommen, sollte ich also versuchen, zu husten. Vielleicht könnten wir mit dem zusätzlichen Zucker einen Kuchen backen. Ich fragte nicht, was ein Kuchen ist, doch bereits an der Stimme meiner Mutter konnte ich erkennen, dass dies etwas Verlockendes sein musste. Und ich verstand, dass es nun von mir abhing, ob wir in diesen Genuss kommen würden oder nicht.

Eingeschüchtert fragte ich mich, wie ich den Husten am besten simulierte. Als

ob meine Mutter Gedanken lesen könnte, meinte sie, ich solle genauso husten wie all die vielen anderen Kinder auch, die dort mit ihren Müttern vor dem Gesundheitsamt Schlange stünden.

ANGST. Wieder überkam mich diese Angst vor dem Husten, vor dem Versagen, vor der Mission, der ich mich nicht gewachsen fühlte. Doch wie oft war mir schon gesagt worden, dass ich das älteste Kind sei und deshalb die Erwachsenen bei Bedarf eben unterstützen müsse.

Ich sagte nichts, fragte mich jedoch, was wohl ein Husten sei. Ich war etwas schüchtern und hatte das Wort noch nie gehört. Dann gingen wir zum Gesundheitsamt, einem alten Gebäude, das zwar imposant doch sehr ungepflegt war. Alles blätterte ab, es schien mir so, als ob auch das Gebäude krank wäre.

Ich erinnere mich noch an das Treppenhaus, das mir unendlich gross vorkam. Die Treppe wand sich wie eine riesige Schnecke nach oben auf das Oberlicht zu. Es werden mehrere Etagen gewesen sein, vielleicht auch nur eine oder zwei, aber dann von gewaltiger Höhe. Hunderte Mütter mit ihren Kindern standen dort und schwatzten miteinander, ihre Kinder riefen sie immer wieder zur Ordnung und mässigten sie. Diese schubsten sich gegenseitig und spielten miteinander – doch ständig und vor allem husteten sie. Wie wenn ich angesteckt worden wäre, fing nun auch ich zu husten an. Nach einer Weile flüsterte mir meine Mutter ins Ohr, dass ich aufhören und meine Kräfte für später aufheben solle. Die Wartezeit sei sehr lang und ich solle mich darauf beschränken, die anderen Kinder gut zu beobachten, damit ich sie später so gut wie nur möglich nachmachen könne.

UNENDLICHE STUNDEN, LANGWEILIG, KONFUS. Wir waren zwar zusammen, doch in einer unbekanntem Umgebung und wir warteten angespannt darauf, in Aktion zu treten. Ich fürchtete ein wenig, dass sich ein leichter Husten in meinem Körper eingenistet hatte und lehnte mich ab und zu an Mama. Sie kam mir so stabil und sicher vor (erst sehr viel später, als ich selbst Mutter war, wurde mir bewusst, dass das alles Schein war). Von Zeit zu Zeit setzte ich mich auf eine der kalten Marmorstufen. Ich rutschte von Stufe zu Stufe, immer wartete noch eine weitere auf mich, die Zeit wurde unendlich lang und schliesslich begann ich mir einzubilden, dass ich nie an die Reihe käme.

Doch unerbittlich kamen wir endlich doch an. Es gab drei kleine Sprechzimmer, durch deren offene Türen wir die Mütter mit ihren Kindern sehen konnten. Ein Arzt untersuchte die Kranken und wenn er zu dem Schluss kam, dass es sich um Keuchhusten handelte, stempelte er eine rosafarbene Karte ab. Daraufhin verliessen Mutter und Kind freudestrahlend und würdevoll den Raum, die ersehnte Lebensmittelkarte wie eine Trophäe in der Hand. Angesichts meiner bevorstehenden Prüfung beobachtete

ich die anderen Kinder noch genauer: Sie husteten nicht nur, sondern die kleinen Gesichtchen waren verzerrt, ihre Augen glänzten vom Fieber und sie hatten dunkle Augenringe. Ich wollte aufgeben, mich zurückziehen, mit Mama wieder gehen. Doch ein lächelnder Arzt in einer weissen Schürze winkte uns in eines der Sprechzimmer.

Ich begann zu husten. Immer heftiger. Ich konzentrierte mich auf die Anstrengung und merkte, wie sich mein Herz in eine Trommel verwandelte. Meine Mutter drückte meine Hand, um mir Mut zu machen. Ich verschluckte mich vor lauter Anstrengung, Tränen liefen mir die Wangen hinunter, ich zitterte weiter und blickte auf den Boden. Der Arzt fragte meine Mutter, wie alt ich sei (gerade sechs geworden), wie viel ich wog, seit wann ich hustete, ob ich Fieber gehabt hätte. Ich nickte zu jeder Antwort zustimmend. Zum Schluss fragte er nach meinem Namen.

«Claudia», sagte er zu mir, «du hast keinen Keuchhusten». Ich hob den Blick und sah ihn freundlich an. «Aber ich werde deine Mühe belohnen». Er stempelte die Lebensmittelkarte ab und gab sie Mama, mir gab er einen Kuss auf die Stirn, der sowohl meinen Husten als auch mein Gemüt sofort beruhigte. Triumphierend traten wir in die Nachmittagssonne des römischen Sommers hinaus.

### **Abraham** (13 Jahre)

**DAS RADIO UND DIE LANDKARTEN.** Das Radio lief ununterbrochen. Für die gesamte Sowjetunion gab es nur einen offiziellen Sender in Moskau. Auf Landkarten markierten wir die Truppenbewegungen mit kleinen Fähnchen und verfolgten so das Vorrücken der Armee Richtung Deutschland. Wir kannten sämtliche sowjetischen Marschalls beim Namen. Die Liebe zur Geografie ist mir bis heute geblieben.

**DAS AMERIKANISCHE KINO.** In der ganzen Sowjetunion sah man amerikanische Jeeps und im Kino liefen amerikanische Filme. Neben Büchern war das Kino die einzige Unterhaltung, die es gab. Die Filme waren alle synchronisiert und sogar die Lieder wurden ins Russische übersetzt – das war sehr amüsant!

**EIN TRÄUM WIRD WAHR.** Am 5. Mai kam es zum ersten Mal in den Nachrichten, doch das offizielle Datum der deutschen Kapitulation ist der 8. Mai 1945. Die Menschen strömten auf die Strassen und Plätze, sangen Märsche und fielen sich in die Arme. Ich war 13 Jahre alt und sagte mir, dass letztendlich einer meiner Träume wahr geworden war und dass von jenem Augenblick an alles in der Welt gut werden würde.

**UNSER FRÜHERES LEBEN GAB ES NICHT MEHR.** Als der Krieg dem Ende zuing, kam Bewegung in die Flüchtlinge aus Polen. Die Rückkehr in die Heimat – nach der bevorstehenden Befreiung – wollte organisiert sein, Statistiken und Listen sollten erstellt werden. Die sowjetische Regierung gab uns die offizielle Erlaubnis,

nach Polen zurückkehren zu dürfen. Dies war ein Einzelfall in der Sowjetunion. Normalerweise durften Menschen, die sich dort niedergelassen hatten, nicht frei gehen. Aber weiter als Polen durften wir auch nicht.

Wir trugen unsere Habseligkeiten in Taschen aus Sackleinen, als wir uns auf den Rückweg machten. Warschau gab es nicht mehr. Die Stadt war völlig zerstört und man konnte nicht dorthin zurück. Weder unser Haus noch sonst irgendetwas aus unserem früheren Leben war geblieben. Wir fuhren mit einem Güterzug durch Polen und diejenigen, die noch eine Unterkunft oder Angehörige hatten, stiegen nach und nach aus. Wir, die wir nichts mehr hatten, fuhren weiter.

ILLEGALE EINWANDERUNG NACH PALÄSTINA. An einer der unzähligen Haltestellen stiegen ein paar Jungs ein, die Jiddisch sprachen. Sie waren aus Palästina und warben Leute an, die den Versuch der illegalen Einwanderung wagen wollten. Wir beschlossen, das Risiko auf uns zu nehmen. Dafür mussten wir sämtliche Papiere in Russisch oder Polnisch spurlos vernichten. Wir wurden zu griechischen Juden, die aus dem Konzentrationslager Bergen-Belsen kamen und auf dem Weg nach Griechenland waren. Da wir in Italien einschiffen sollten, würde diese Geschichte unsere Pilgerfahrt durch Südeuropa erklären. Doch der Plan schlug fehl: Die Engländer fingen die Flüchtlingsschiffe ab und die Bewegung wurde gelähmt. Später boten uns Angehörige, die bereits in Argentinien und Uruguay lebten, an, Fahrkarten zu kaufen und uns mittels einer *Llamada* ins Land zu holen. Wir sassen bereits seit fast einem Jahr in einer Flüchtlingsunterkunft in Italien fest, also willigten wir schliesslich ein und änderten unser Reiseziel.

### **Irene** (10 Jahre)

NACH WARSCHAU. Wir wurden am 17. Januar 1945 befreit. Wir erfuhren aus dem Radio von der Befreiung Warschaus. Als wir sahen, dass die Deutschen geflohen waren, gingen wir auf die Strasse. Die Russen kamen mit ihren Panzern und wir kletterten hinauf – kalt war es dort. Da die Russen eine Unterkunft brauchten, kamen einige mit zu uns nach Hause und brachten Lebensmittel mit. Mein Vater machte sich recht schnell zu Fuss auf den Weg nach Warschau, während wir noch gut einen Monat länger dort auf dem Land blieben. Auch der Mann von Jadza wurde befreit und sie kehrten beide nach Warschau zurück. Ihr Haus stand noch. Kurz danach folgten auch wir und meine Eltern richteten ein Zimmer in unserer Wohnung her, in dem wir dann lebten. Als kurz darauf die Russen kamen, liessen sie sich im anderen Teil nieder. Dort blieben wir bis Juli. Auch die Nachkriegszeit war sehr schwierig. Ich erinnere mich noch, dass es bei uns unten im Haus zwar Wasser gab, doch so gut wie in ganz Warschau gab es keins. Es

wurde rationiert ausgegeben und die Menschen mussten dafür Schlange stehen. An so einer Ausgabestelle traf mein Vater einen Freund wieder, einen Zahnarzt, der mit seiner Familie nach Russland geflohen war. Er war erst kürzlich zurückgekehrt und wollte seine Familie nachholen. Mein Vater fuhr mit ihm zusammen nach Danzig, sie wollten sehen, ob man dort leben konnte. Als dann die Familie dieses Freundes ankam, fuhren wir alle zusammen nach Danzig. ERSTKOMMUNION. In Danzig ging ich zum ersten Mal in meinem Leben zur Schule, ich absolvierte die fünfte und sechste Klasse. Wir gaben uns nach wie vor als «katholisch» aus, wegen der Zweifel. Ich hatte zwar meinen richtigen Nachnamen wieder angenommen, ging jedoch trotzdem in die Kirche und feierte 1947 in der Schule meine Erstkommunion. Trotzdem vermuteten meine zwei Schuldirektorinnen, dass ich Jüdin war. Als wir unsere Abreise planten, durfte ich kein Wort darüber verlieren, aber sie hatten trotzdem einen Verdacht. Als sie mir nämlich in mein Poesiealbum schrieben, wünschten sie mir in ihrem Eintrag viel Glück für die Zukunft.

#### **Enrique** (12 Jahre)

SCHOKOLADE UND ZIGARETTEN. Am 6. Juni 1944 landeten die Alliierten in der Normandie. Das war eine Freude! Genau am Ende des Schuljahres. Die Amerikaner erreichten Montigny, doch da die Deutschen die Brücke gesprengt hatten, kamen sie nicht weiter. Sie mussten erst eine Holzbrücke bauen. Ein paar Soldaten blieben im Dorf und im etwa zwei Kilometer entfernten Nachbardorf. Sie gaben uns Schokolade, Zigaretten, alles. In Montigny wurden wir am 10. August 1944 befreit.

RÜCKKEHR NACH PARIS. Mein Vater holte mich ab, zusammen mit der Frau, mit der er damals zusammenlebte. Ich glaube, sie hiess Rachel. Da alles völlig unorganisiert war und keine Züge fuhren, kamen sie per Autostopp und genauso ging's auch wieder zurück. Wir wohnten im Haus dieser Frau und bald ging ich auch wieder zur Schule. Nach einer Weile beschloss mein Vater, sich zu trennen und wir gingen in das Haus zurück, in dem wir vor unserer Flucht gelebt hatten. Es war von den Deutschen vollständig leergeräumt worden. Also besorgte mein Vater ein Bett, einen Tisch und einen Schrank und wir zogen ein. Da mein Vater noch nicht wieder als Kürschner arbeiten konnte, machte er mit den Amerikanern Geschäfte, um unser Auskommen zu sichern: Er kaufte irgendwelche Sachen von ihnen und verkaufte sie weiter. Bei den Amerikanern konnte man alles kaufen. Sie boten ihm sogar Morphin an, was er allerdings ablehnte. Er traf auf Juden, die in der amerikanischen Armee kämpften. Mit seinem siebten Sinn erkannte er sie. Wenn er einen traf, von dem er dachte, er sei Jude,

sprach er ihn entweder auf Hebräisch mit «*Amchu*»<sup>101</sup> oder auf Jiddisch mit «*Bist a jid?*» an und somit erkannten sie sich sofort.

WIEDERSEHEN MIT MAMA. Ich war in der Schule als ich im Pausenhof plötzlich Papa mit einem anderen Mann aus unserem Haus sah, mit Monsieur Klein. Sie zeigten mir ein Telegramm: «*Arrivée en France rentre Marseille*. Ankunft in Frankreich über Marseille.» Es war mit «Antoinette» unterschrieben, es war von meiner Mutter. Sie nahmen mich aus der Schule mit, um am Bahnhof D'Orsay auf sie zu warten. Davor gingen wir noch zuhause vorbei und als wir wieder losgingen, sah ich unten bei den Briefkästen nach, ob Post da war. In diesem Moment hielt ein Citroën vor der Tür und meine Mutter stieg aus. Ich war dreizehn Jahre alt. So wie alles andere zu jener Zeit, war auch das Wiedersehen mit meiner Mutter eigentümlich. Sie war wohl auf und durch die Zeit der Genesung aufgedunsen, so dass ich sie kaum wieder erkannte. Ausserdem hegte ich sicher noch einen Groll gegen sie, weil sie mich allein zurückgelassen hatte. Doch das war das einzige Mal, dass sie mich verliess.

Eine Sache, die mein Vater zu meiner Mutter sagte, schmerzte mich sehr: «Ich habe ihn für dich gerettet». Wie wenn er mich für sie gerettet hätte! Für das schlechte Verhältnis zwischen meinem Vater und mir gab es viele Gründe.

DIE GESCHICHTE MEINER MUTTER. Meine Mutter war 1945 34 Jahre alt. Erst zu jenem Zeitpunkt erfuhr ich ihre Geschichte, insbesondere was die letzten Kriegstage betraf. Sie wurde von Auschwitz auf den Todesmarsch Richtung Deutschland gezwungen. Ihre jüngeren Gefährtinnen stützten sie, da sie Fieber hatte. Als die Nacht hereinbrach erreichten sie ein Dorf und liessen sich in einem Stall nieder. Dort versteckte sie sich mit fünf anderen zusammen im Stroh und sagte: «Ich gehe nicht weiter, ich bleibe hier». Als sie der Bauer später fand, sagte er, sie sollten keine Angst haben und herauskommen, er würde ihnen etwas zu essen geben. Meine Mutter fasste sich ein Herz und die anderen folgten ihr. Der Bauer handelte nicht nur aus Solidarität so. Stattdessen bat er die Frauen, den vorrückenden Russen zu sagen, er hätte sie versteckt.

Der Transport, mit dem meine Mutter am 4. August 1942 deportiert worden war, umfasste 1.015 Menschen. Von ihnen kamen nur fünf zurück. Mama war eine von ihnen.

ICH KONNTE NICHT SPRECHEN. Die Geschichte meiner Mutter wurde zur Alltagserzählung, die mich seitdem begleitet. Ich war verärgert darüber, dass sie so viel erliden

101 Aus dem Hebräischen für «*Amcha Jisrael*», was soviel wie «Dein Volk Israel» oder auch «gewöhnliche Leute» bedeutet. Ein Codewort, anhand dessen sich Juden gegenseitig erkannten.

musste, aber ich verstand nicht, woher dieser Ärger kam. Bei Kriegsende zerriss ich alle Papiere, ich wollte einen Strich unter die Vergangenheit ziehen. Ich zerriss auch ein Attest, das meine Mutter nach der Befreiung bekommen hatte, ich kann mich nicht mehr so genau erinnern. Die Befreiung hatte für mich einen bitteren Beigeschmack. Bis noch vor ganz kurzer Zeit habe ich nie etwas erzählt, denn es war immer sie, die redete. Ausserdem erschien meine eigene Geschichte neben der ihren so unwichtig. Erst heute ist mir bewusst, dass das nicht stimmt. Für meine Kinder ist es wichtig, dass ich meine Kinder- und Jugendzeit mit ihnen teile. Den Schmerz, der mich immer begleitet, den Groll und auch meine Fröhlichkeit – all das, was mich ausmacht.

**Maurice** (8 Jahre)

KATHOLISCHER JUDE. Am Ende der Besatzung holten uns meine Cousins und ein Onkel ab. Damals war ich davon überzeugt, jüdisch-katholisch zu sein. Papa war tot und Mama in der psychiatrischen Klinik von Niort. Tatá und Tonton liessen uns mitgehen, doch zum Abschied gab uns Tonton die Schmuckstücke und das Geld zurück, das meine Eltern bei ihnen gelassen hatten. Diese Werte – sowohl das Geld als auch die Geste – ermöglichten mir, nach Argentinien zu gehen und der zu werden, der ich heute bin.

MAMA WUSSTE NICHT, WER WIR WAREN. Ich war acht Jahre alt als wir zu diesem Onkel nach Sedan zogen. Mein Bruder verstand sich überhaupt nicht mit ihm. Ich lebte mich besser ein, denn einer meiner Cousins war in meinem Alter und wie ein Bruder für mich. Einmal gingen wir meine Mutter in der Psychiatrie besuchen. Ich sollte ihr etwas vorsingen. Sie hörte mir zwar zu, wusste jedoch nicht, wer ich war. Sie lebte in der Vergangenheit. In ihrer Vorstellung sahen wir immer noch so aus wie damals, als sie uns das letzte Mal gesehen hatte. Doch wir waren gewachsen und so konnte sie ihre Söhne nicht mehr in uns erkennen.

**Frida** (13 Jahre)

EIN ZERRISSENES FOTOALBUM. In Holland war die Befreiung sehr bewegend. Wo wir wohnten hatte jemand ein Radio versteckt und hörte heimlich die Nachrichten. Er schrieb die Neuigkeiten auf kleine Zettelchen, die dann die Runde machten. Wir markierten auf einer Landkarte das Vorrücken der Amerikaner und der Russen. Kurz vor Schluss geschahen noch die schlimmsten Scheusslichkeiten, wir konnten das Ende kaum erwarten. Südholland wurde früher befreit, wir dagegen mussten noch bis zum 8. Mai warten. Dann strömten die Menschen auf die Strasse, schwenkten Fahnen, stiessen Freudenschreie aus und tanzten.

Als wir schliesslich in unser Haus zurückkehrten, waren nur noch ein Schreibtisch und ein zerrissenes Fotoalbum da. Daneben fanden wir nur noch die Hinterlassenschaften der deutschen Soldaten, die allem Anschein nach dort gehaust hatten.

**Pedro** (6 Jahre)

MEIN VATER, EIN FREMDER HERR. Es dauerte eine Weile bis wir wieder unsere wahre Identität annahmen. Etwa eineinhalb Monate nach dem Einmarsch der Russen kam mein Vater zurück. Er fragte mich nach unserem wahren Familiennamen und ich antwortete, dass mir niemand mit einem solchen Namen bekannt sei. Ich vermute, dass er im August 1945 zurückkam, denn ich erinnere mich noch, dass er kurze Ärmel trug. Also muss es im Sommer gewesen sein. Ich erinnere mich noch gut an die Szene: Ich stand am Fussende der Treppe und da kam dieser Herr, den ich nicht kannte und der nach einer Familie Boschän fragte. Meine Mutter hatte mir eingeschärft, dass ich auf diesen Namen nie reagieren durfte. Also sagte ich, dass ich niemanden namens Boschän kenne. Ich wusste nicht, dass dieser Mann mein Vater war. Ich habe ihn einfach nicht wieder erkannt, denn nach Auschwitz und den anschliessenden Monaten im *DP Camp* wog er nur noch 38 Kilo.

WIEDER IN DER SCHULE. Nach Kriegsende kehrte recht schnell wieder der Alltag ein. Ich hatte zwei Cousins, die sich nach ihrer Rückkehr aus dem Konzentrationslager in der Universität einschrieben und mit ihrem Studium begannen, als ob nichts gewesen sei. Und ich hatte einen recht guten Start in der Grundschule.

DIE BILANZ DES SCHRECKENS. Aus meinem engsten Familienkreis war meine Schwester diejenige, die nicht zurückkehrte. Mein Vater kam wieder und einige meiner Cousinen und Cousins, Neffen und Nichten auch. Von meinen nächsten Verwandten haben recht viele überlebt, aus dem weiteren Familienkreis jedoch nicht. Von den 57 Familienmitgliedern zu Beginn des Krieges lebten am Ende noch 19. Die Mehrzahl der Überlebenden war männlich.

MEINE SCHWESTER. Wir erhielten nie einen Nachweis über den Tod meiner Schwester. Nach Kriegsende begannen meine Eltern, nach ihr zu suchen. Sie beauftragten Privatdetektive und setzten Anzeigen in Zeitungen, doch ergebnislos. Wir erfuhren nie, wohin sie deportiert worden war. Zwar nahmen wir an, nach Auschwitz, doch eine Bestätigung gab es nicht. Als wir Ungarn verliessen, trafen meine Eltern Vorkehrungen für den Fall ihrer Rückkehr, alles war organisiert, doch wir hörten nie wieder etwas von ihr.

Das Foto meiner Schwester steht bei meiner Mutter im Wohnzimmer und bis heute wird sie jedes Jahr an ihrem Geburtstag krank. Mit meinem Vater haben wir nie über



die Sache geredet, es war schwer, mit ihm über diese Themen zu sprechen. 1987 kehrte ich zum ersten Mal nach Ungarn zurück und als ich meiner Mutter erzählte, dass ich über Moskau fuhr, bat sie mich, eine Anzeige in der Tageszeitung aufzugeben, ob niemand etwas über meine Schwester wüsste. Für sie ist das alles gegenwärtig. Für mich dagegen nicht, zumindest nicht bewusst. Doch es gab eine Zeit in meinem Leben, in der mir meine Schwester immer wieder im Traum erschienen ist. Ich trage etwas Melancholisches in mir, ein unbestimmtes Gefühl der Schuld. Doch ich glaube nicht, dass sie lebt.

### **Francis (20 Jahre)**

ICH VERPFLICHTETE MICH. Um den 15. August 1944 begannen die Kämpfe für die Befreiung von Paris sowie auch von Limoges. Nachdem mich der Pfarrer versteckt hatte, war ich dort in ein Lager des Widerstands gegangen.

Die Menschen mussten zuvor so viel erleiden, doch jetzt waren sie voller Euphorie. Nach der Befreiung blieben wir noch vier Tage bevor wir uns aufmachten, um Vichy zu befreien. Französische Truppen aus Nordafrika landeten in der Nähe von Marseille. Auf ihrem Vormarsch Richtung Norden befreiten sie eine Stadt nach der anderen und schliesslich trafen wir aufeinander. Die Soldaten waren Araber aus den französischen Kolonien. Sie fragten, wer aus dem Widerstand sich der Armee anschliessen wolle und ich meldete mich.

IN DER FRANZÖSISCHEN ARMEE. Wir erhielten im Schnelldurchlauf eine militärische Einführung, etwas zu essen und ein heisses Bad. Das Regiment gehörte zur algerischen Infanterie und der Anteil an Europäern lag bei unter 5 Prozent. Juden gab es keine in der Gruppe.

Da wir Europäer die einzigen waren, die lesen und schreiben konnten, kamen wir sofort zum Schreib- oder Nachrichtendienst. Da ich ausserdem der Einzige im Regiment war, der Deutsch konnte, meldete ich mich freiwillig als Dolmetscher. Meine Lebensbedingungen waren dadurch viel besser als zuvor.

IN DEUTSCHLAND. Wir kamen mit den algerischen Truppen nach Deutschland. In der Nähe von Karlsruhe überquerten wir den Rhein, von wo aus wir in den Schwarzwald geschickt wurden, wo die Deutschen noch Widerstand leisteten. Im April erreichten wir schliesslich Konstanz an der schweizer Grenze, wo wir einen prominenten Gefangenen machten: den Mufti von Jerusalem. Doch auf Befehl «von oben» mussten wir ihn wieder laufen lassen. Am 8. Mai erreichte uns in Bregenz die Nachricht vom Waffenstillstand.

ICH HATTE GLÜCK. Es war pures Glück, dass ich nie kämpfen, nie in der ersten Reihe Wache stehen musste. Meine Waffe hing immer auf meinem Rücken. Ich

verbrachte den Krieg anders als die anderen Überlebenden und war bereits alt genug, um ein Verständnis entwickeln und einige Entscheidungen treffen zu können. Ich änderte nie meinen Namen und fälschte auch meine Papiere nicht – ausser meinen Ausweis, als ich in die französische Armee eintrat. Denn im Falle einer Gefangenschaft wäre es besser gewesen, Franzose zu sein statt Jude. Mein Deckname war Fernand Ligoure.

DIE DEUTSCHEN HATTEN ALLES GEPLÜNDERT. Das Kriegsende war am 8. Mai 1945 und etwa zwei oder drei Monate später bekam ich zum ersten Mal die Erlaubnis, meine Eltern zu besuchen. Ich wusste von ihnen über den Pfarrer, der übrigens den deutschen Namen Gross hatte. Später kehrten meine Eltern nach Lothringen, in das Haus in Sarrebourg zurück. Dort mussten sie feststellen, dass die Deutschen alles geplündert hatten.

### **Tommy (18 Jahre)**

STERN UND SICHEL. Ich versteckte mich 18 Tage lang mit einem Freund zusammen in einem Holzlager. Wir waren von aussen eingeschlossen und hatten unsere Füsse in Lumpen gewickelt, damit unsere Schritte keinen Lärm machten. Schliesslich fanden uns die Russen und befreiten uns – nur einen Häuserblock entfernt wurde immer noch gekämpft. Ich erklärte ihnen, dass wir Juden waren. Ich spreche kein Russisch und sie haben weder Ungarisch noch Deutsch gesprochen. In Budapest gab es während der Besatzung jedoch Propagandaplakate, auf denen der Davidstern – der uns, die Juden, repräsentieren sollte – mit Hammer und Sichel – als Symbol für sie, die Kommunisten – gleichgesetzt worden war. Mit deren Hilfe konnte ich erklären, wer wir waren.

DAS WAR ZUVIEL, UM ES FASSEN ZU KÖNNEN. Ich suchte nach meinen Eltern. Zuerst habe ich in dem Gebäude nachgesehen, in dem wir gelebt hatten, aber dort war kein lebendiges Wesen mehr. Ich hatte Angst davor, sie vernichtet zu sehen. Dann ging ich in das Ghetto von Budapest, in dem es viele Tote gab. Ich traf eine Frau, mit der wir in dem Schwedischen Haus gelebt hatten und sie erzählte mir, dass meine Mutter wahrscheinlich tot sei. Ich suchte weiter nach meinem Vater und traf einen Mann. Und dieser war dabei gewesen, als sie meinen Vater zusammen mit 80 anderen Personen in den Fluss geworfen haben.

Zu jener Zeit war alles um mich herum nur Tod. So viele Verwandte und Freunde, so viele geliebte Menschen. Ich war wie erstarrt, wie betäubt. Das war zuviel, um es fassen zu können, um verstehen zu können, was wirklich geschehen war.

**Mira** (17 Jahre)

IN AUSCHWITZ VERSTECKT. Mama und ich gingen nicht mit dem Todesmarsch, sondern versteckten uns in Auschwitz. Das war eine kluge Entscheidung, denn Mama hätte den Marsch nicht überlebt. Doch eigentlich war das überhaupt keine Entscheidung mehr, denn in unserem Zustand konnten wir keine Entscheidungen mehr treffen. Wir konnten einfach nicht mehr.

ZUCKERWÜRFEL. Den Augenblick, als ich die Infanterie der Roten Armee heranrücken sah, werde ich niemals vergessen. Es war im Morgengrauen des 27. Januar 1945. Mit neu erweckten Kräften liefen wir ihnen entgegen, wir warfen uns auf sie, umarmten sie. Wir küssten ihre Stiefel und steckten Zuckerwürfel hinein – das war das Allerwertvollste, das wir hatten. Wir sahen das Entsetzen in ihren Gesichtern. Doch über unseren grauenvollen Anblick waren wir uns nicht bewusst.

Wir lagen nun mitten im Frontgebiet. Ein Offizier sagte uns, dass wir gehen sollten, dass es zu gefährlich sei, zu bleiben. Sie berichteten uns von der Lage an der Front, von den Verlusten der Deutschen. Atemlos hörten wir zu.

EIN BÜNDEL MIT BROTEN. Bevor wir gingen, durchsuchten wir einige Vorratslager nach Lebensmitteln. Andere nahmen Kleidung aus dem Effektenlager mit, um sie später bei den Bauern gegen Nahrung einzutauschen. Ich wollte einfach nur Brot. Als ich wieder ins Freie trat, fand ich mich plötzlich mitten in einem Schusswechsel und vor Schreck liess ich ein Brot fallen. Meine Verzweiflung war so gross, dass ich anfang, danach zu suchen, anstatt mich schnell in Sicherheit zu bringen. Vor lauter Hunger konnte ich die Gefahr, in der ich mich befand, nicht erkennen. Als wir Auschwitz verliessen, trugen alle ihre Habseligkeiten in einem Bündel. In meinem waren nur Brote. Es war wahnwitzig.

EIN TRAUIGES QUARTETT. Wir entschieden uns, nach Bialystok zurückzukehren. Das hatten wir für den Fall, dass jemand überleben sollte, mit Papa so abgesprochen. Also gingen wir los: Mama war krank, Genia hatte Tuberkulose und ein holländisches Mädchen, dessen Namen ich nicht mehr weiss, hinkte. Im Januar herrscht eisiger Winter in Polen. Temperaturen zwischen minus zehn und minus zwanzig Grad, Schnee und Stürme. Auf den Strassen war nur das Militär unterwegs, der Schnee reichte uns bis zu den Knien. Ein trauriges Quartett von völlig erschöpften Menschen, die ihre einzige Kraft aus der Hoffnung schöpften, dass sonst noch jemand am Leben geblieben war. Da wir noch mitten im Kampfgebiet waren, nahm uns am Anfang keiner der Lastwagen mit. Doch schliesslich konnten wir hinten auf einen aufsteigen. Diese Anstrengung überstieg die Kräfte meiner Mutter und sie wurde ohnmächtig.

DA WIR JÜDINNEN WAREN, WURDEN WIR AUS DEM ZUG GEWORFEN.

Wir sahen uns neuen Demütigungen ausgesetzt. Gewalt, verletzende Ungleichgültigkeit, mangelnde Solidarität. Die wenige Unterstützung, die wir bekamen, war von Bauern, die uns manchmal in einem Strohhaufen in ihren Scheunen übernachten liessen. Ab und zu bekamen wir sogar einen Teller voll zu essen. An einem Bahnhof konnten wir in einen Zug steigen. Der Waggon war voller Polen, die aus Russland zurückkamen.

Es gab sogar einen Ofen und wir, die wir unter freiem Himmel unterwegs gewesen waren, fühlten uns wie im Paradies. Doch eingeschüchtert von den feindlichen Blicken der Polen lehnten wir uns an die Wand.

An unserem Aussehen und unserer Kleidung hatten sie sofort erkannt, dass wir Jüdinnen waren. Kaum hielt der Zug das nächste Mal an, packten sie uns am Kragen und warfen uns aus dem Waggon. Mitten in der Nacht, mitten auf dem Feld. Bisher hatten wir alles gefasst und ohne Klagen und Tränen ertragen. Doch nun, völlig verloren in der Nacht, brach alles aus uns heraus und wir weinten herzerreissend. Ein Bahnarbeiter hörte uns und brachte uns in einem anderen Waggon unter.

### **Judith** (18 Jahre)

DIE KÖNIGIN VON ENGLAND. Nachdem unser Chef gesagt hatte, dass wir nun frei seien, gingen wir und prüften, ob uns wirklich niemand beobachtete und wir tatsächlich tun und lassen konnten, was wir wollten.

Wir schlugen unser Lager ausserhalb von Wittenberg in einem Haus auf, das uns dieser russische Offizier zugewiesen hatte, und in dem es sogar ein Bad und auch Kleidung gab. Um zu beschreiben, was das für uns bedeutete, fehlen mir die Worte. Nicht allein, dass ich baden konnte, sondern auch das Gefühl, Unterwäsche zu tragen oder in einem richtigen Bett mit Laken und Matratze schlafen zu können. Damals dachte ich, dass nicht einmal die Königin von England so glücklich sein könnte wie ich. Ausserdem gab es auch Lebensmittel und Konserven: Wir waren im Paradies.

MIT DEM FAHRRAD. Der russische Offizier war Jude und er gab uns Fahrräder. Also machten wir uns alle vier mit dem Fahrrad auf den Weg.

Unterwegs trafen wir auf einen Polen und eine Russin, die mit einem Holzkarren unterwegs waren, der mit Stroh beladen war. Als wir sie fragten, ob sie uns mitnehmen, antwortete der Pole, dass es eine Ehre für ihn sei, Polinnen mitzunehmen. Wir schwiegen und gaben uns nicht zu erkennen. Erst als wir die Grenze erreichten, sagten wir zu Wladek – so hiess der Kutscher –, dass wir nicht nur Polinnen, sondern auch Jüdinnen waren. Er wollte in den Boden versinken, doch schliesslich brachte er uns zum Bahnhof. Während dieser Fahrt wurde uns bewusst, dass der Krieg wirklich vorbei war.

Bei meiner Ankunft in Łódź sprach mich am Bahnhof ein Pole an. Er meinte, ich müsse Jüdin sein – wegen der Traurigkeit in meinen Augen. DAS WIEDERSEHEN MIT PAPA AN DER HALTESTELLE. Ich nahm die Strassenbahn nach Hause, ich wollte sehen, ob jemand überlebt hatte. An der mir so vertrauten Haltestelle stieg ich aus und – mein Vater stand dort. Unglaublich! Er erzählte mir, dass er jeden Tag an der Haltestelle auf meine Rückkehr gewartet hatte. Und dass meine Mutter und mein Bruder tot waren. Ich reagierte überhaupt nicht, so, wie wenn mir das völlig gleichgültig wäre. Ich glaube, dass die schrecklichen Erlebnisse, die ich hinter mir hatte, mich zur Egoistin gemacht hatten. Die Freude über das Wiedersehen mit meinem Vater überdeckte alles andere. Dieses «Desinteresse» verzieh ich mir lange Jahre nicht. So reagiert weder eine Tochter noch eine Schwester. Ich kann mir das immer noch nicht erklären. Genauso wenig wie viele andere Dinge auch, die ich erlebt habe oder die ich machen musste und von denen ich bis heute nicht weiss, wie ich sie machen konnte.

**Elsa** (22 Jahre)

DER GERUCH NACH ESSEN. Das letzte Lager, das wir mit dem Todesmarsch erreichten, war Neustadt-Glewe. Aus einer Baracke heraus fragten uns französische Soldaten, ob auch Französinen unter uns wären. Sie luden uns in die Baracke ein und gaben uns zu essen. Als mir der Geruch nach Essen in die Nase stieg, fiel ich in Ohnmacht. Es gab dort russische und amerikanische Hilfsorganisationen, auch einige deutsche Soldaten, die abgehauen waren, tauchten auf. Das war am 5. Mai, drei Tage vor der deutschen Kapitulation und dem Kriegsende.

Wir wurden nach Paris geschickt. Catherine und ich blieben noch zehn Tage dort, während die anderen Mädchen nach Brüssel weiterfuhren. Erst da erfuhr Catherine, dass ihr Verlobter eine andere Frau geheiratet hatte – es war schrecklich. Schliesslich fuhr ich in einem Zug voller Soldaten nach Brüssel zurück.

ICH WUSSTE NICHT WOHIN. Als ich am Bahnhof von Brüssel-Schaerbeek ankam, wusste ich weder, was ich machen noch wohin ich gehen sollte. Ich stieg in eine Strassenbahn und sagte zu dem Fahrer, dass ich kein Geld hätte und gerade aus der Gefangenschaft der Nazis zurückkäme. Ich wusste nicht wohin. Dann fiel mir Raisa ein, eine Freundin aus Russland, die während des Krieges in Brüssel geblieben war. Ich entschied mich, zu ihrer Wohnung nach Saint-Gilles zu gehen, ich wusste noch, dass sie im zweiten Stock lag. Als ich dort ankam, sagte mir jemand, dass sie umgezogen sei, doch da die neue Wohnung nicht weit weg war, lief ich hin. Als Raisa mich erblickte, fiel sie fast in Ohnmacht. Sie erzählte mir, dass mein Onkel in einem Bombardement gestorben war.

Aber meine Tante war noch am Leben und auch meine Schwester war aus der Schweiz zurückgekehrt.

**DIE ÜBERLEBENDEN SIND EIN SCHOCK.** Meine Schwester gehörte einer zionistischen Organisation an und war *Madricha* für die ganz Kleinen. Sie lebte bei meiner Tante, die nun Witwe war. Unser Wiedersehen war sehr bewegend. Als wir ankamen, sagte Raisa zu mir, ich solle lieber im Treppenhaus warten. Sie wolle meine Tante lieber vorbereiten, um sie nicht zu erschrecken. Wenn man immer den Tod erwartet, sind die Überlebenden ein Schock.

### **Freda (20 Jahre)**

**KUHMILCH.** Eines Morgens um den 8. Mai herum hörten wir einige Jungs rufen, dass wir herauskommen sollten, die Deutschen wären fort. Doch aufpassen sollten wir, alles sei vermint. Wir gingen in die Berge und warteten ab. Ich weiss nicht mehr, wie wir herausfanden, dass es doch keine Minen gab, doch schliesslich stiegen wir wieder ab und tranken unten Kuhmilch. Das war das erste Mal seit sechs Jahren, dass ich Kuhmilch trank. Am nächsten Tag erreichten uns die Russen.

**MIR WIRD NIE WIEDER ETWAS ZUSTOSSEN.** Die Freiheit gab mir das Gefühl, dass mir von diesem Tag an nie wieder etwas zustossen würde. Ich warf mich vor ihr auf die Erde – wie jemand, der sich in die Fluten stürzt und genau weiss, dass er nicht untergehen, sondern auf der Oberfläche treiben wird. Die Russen brachten uns Lebensmittel, doch ich fühlte mich so elend, dass ich nichts hinunterbrachte.

**FRAUEN IN GEFAHR.** Wir Frauen mussten gut auf uns aufpassen, besonders die jüngeren. Im Wald waren eine Frau und ihre Tochter, die etwas jünger war als ich, vergewaltigt und anschliessend ermordet worden.

Wir gingen in einer kleinen Gruppe nach Polen zurück, um uns gegenseitig zu schützen. Doch dann mussten wir uns trennen, da ein Teil von uns nach Prag ging. Beim Abschied weinten wir sehr, wir hatten so vieles gemeinsam durchgestanden. Unsere restliche Gruppe brauchte noch zwei Wochen, bis wir die Stadt Legnica erreichten, die zuvor von den Deutschen besetzt und Liegnitz genannt worden war. Bevor wir in den Zug Richtung Łódź stiegen, warteten wir noch einige Tage in einem Hotel ab. Eines Nachts kamen ein paar Russen zu uns ins Zimmer, die uns zuvor gesehen hatten. Ich weiss nicht mehr genau, wie wir uns vor ihnen gerettet haben. Wir wehrten uns, bis schliesslich einer der Offiziere – ein *Amchu*, ein Jude – sagte, dass wir keine Angst haben sollten und dass wir unter seinem Schutz stünden.

**NIEMAND STAND IN DEN LISTEN.** Ich kam in Łódź mit dem Vorhaben an, nach meiner Familie zu suchen, ich wollte sehen, wer noch am Leben war. Am Bahnhof wartete bereits ein Vertreter einer jüdischen Organisation. Er sagte, ich solle

mich in eine der Listen eintragen. Ich sah die Listen durch, doch mein Nachname tauchte nirgends auf. Ich erinnerte mich an ein paar Cousins, die noch vor dem Krieg geheiratet hatten und in der Nähe wohnten. Also ging ich dorthin und sie waren sogar da! Sie hatten sich auf Friedhöfen versteckt und auf diese Weise überlebt. Ich wurde von ihnen aufgenommen und blieb eine Weile dort. Von meinem Vater habe ich nie wieder etwas gehört.

Während ich bei meinen Cousins war, habe ich studiert und bin ihnen bei ihrer täglichen Arbeit zur Hand gegangen. Ich wusste, dass ich nicht ewig bleiben konnte und begann also, nach einem Ziel zu suchen, wo ich hingehen konnte. Ich blieb eineinhalb Jahre dort, bis ich schliesslich meine Reise nach Argentinien antrat.

### **Anushka** (16 Jahre)

WIR VERWANDELTEN UNS WIEDER IN MENSCHEN. Wir hielten uns in einem Keller im Ghetto von Mogilev versteckt. Die letzten Tage des Krieges waren angebrochen – was wir nicht wussten – und die Nazis versuchten, so viele Menschen wie möglich umzubringen, damit keine Zeugen blieben. Eines Tages kam die Rote Armee und mit ihr die ersehnte Befreiung. Wir kehrten ins Leben zurück. Denn trotz des Mangels und der Rationierungen verloren wir nach und nach unsere Angst und langsam wurden die grundlegendsten Menschenrechte wieder eingehalten. Wir unternahmen unsere ersten Schritte aus der Anonymität. Wir verwandelten uns wieder in Menschen. Wir besorgten uns Papiere und rissen den gelben Stern ab. So war der Weg zur Rückkehr in unser geliebtes Bessarabien frei – nach Hotin.

WIR HATTEN NOCH UNS. Wir planten unsere Rückkehr und schliesslich waren wir da. Mama hob die Arme und dankte *Eloheinu*, unserem Herrn. Inmitten dieser zerstörten Familien hatten wir ein ambivalentes Gefühl von Schuld, da wir überlebt hatten und zusammen waren. Auch wir hatten unsere Angehörigen verloren, doch wir hatten noch uns.

Wir richteten uns so gut wie möglich wieder in unserem alten Haus ein. Einige nichtjüdische Nachbarn, die sich bereits früher durch ihre Grosszügigkeit und Fürsorge von anderen abgehoben hatten, halfen uns. Wir versuchten, uns wieder in unsere Gesellschaft einzugliedern, die wir für vier Jahre verloren hatten. Bessarabien war sowjetisch geworden und da ich gut Russisch sprach, konnte ich in der Bibliothek arbeiten.

HATTE JEMAND AUS DER FAMILIE ÜBERLEBT? Doch das Leben war nicht mehr das alte. Wir wollten wissen, ob jemand aus unserer Familie überlebt hatte. Wir suchten nach ihnen und gleichzeitig machten wir uns auf und suchten einen besseren Ort zum Leben für uns. Wir gingen nach Bukarest, der Hauptstadt Rumäniens, und zum ersten Mal erfuhren wir wie es ist, eine Mietwohnung zu

haben, mit Küche und Bad. Genau wie wir, suchten alle Überlebenden nach Angehörigen. Und Angehörige in der ganzen Welt suchten nach Überlebenden.

ICH HABE SIE TAUSENDMAL STERBEN SEHEN. Mit Hilfe einer der weltweit agierenden Hilfsorganisationen machte uns eine Schwester meiner Mutter ausfindig. Sie erledigte alle Formalitäten für unsere Einreise nach Argentinien. Doch Mama erlebte die Ankunft nicht mehr. Als wir uns auf die Reise machten, war sie bereits an Leberkrebs erkrankt. Wir überquerten mit dem Zug noch die ungarische Grenze, doch in Italien kamen wir nie zusammen an. Mama blieb in Prag. In jenen drei Wochen habe ich sie tausendmal sterben sehen, bevor sie die Augen wirklich für immer schloss.

### **Micheline** (20 Jahre)

VON MEINER FAMILIE BLIEB NUR DER NACHNAME. Nachdem alles vorbei war, nahm ich als allererstes meinen richtigen Namen wieder an.

Ich ging nach Paris zurück und suchte nach meiner Mutter. Bis mir schliesslich eine Frau sagte, ich solle damit aufhören. Voller Schreck wurde mir klar, dass ich allein zurückgeblieben war. Aber ich war nicht die Einzige. Es gab viele Menschen, die in der gleichen Situation waren wie ich, und wir taten uns zusammen. Wir waren wie Geschwister für einander. Unter uns gab es einen jungen Belgier, der das Glück hatte, seinen Vater wieder zu finden. So oft er konnte, kam er nach Paris. Er hatte Geld und führte dann immer die ganze Gruppe in unterschiedliche Lokalitäten aus. Ich begann zu arbeiten, doch mein Verdienst reichte kaum für das Nötigste. Das Einzige, was von meiner Familie blieb, ist der Nachname.

### **Ania** (17 Jahre)

AUS ANGST BLIEB ICH WEITER VORSICHTIG. Ich erlebte das Kriegsende in Deutschland, im sächsischen Löbau. Ich lebte als Katholikin unter einem falschen Namen, arbeitete als Übersetzerin aus dem Russischen ins Deutsche und gab später den Russen Deutschunterricht. Mit meinem Verdienst bezahlte ich mein angemietetes Zimmer.

Ich wusste nicht, wohin ich gehen sollte und aus Angst, umgebracht zu werden, sagte ich niemandem, dass ich Jüdin war. Ich schrieb an das Rote Kreuz und fragte nach meinen Eltern und meinem Bruder. Ich erfuhr, dass meine Eltern nach Auschwitz deportiert und dort ermordet worden waren. Von meinem Bruder hörte ich nichts.

Später lebte ich bei einer Familie. Da ich als Lehrerin Geld verdiente, konnte ich mir bei ihnen ein Zimmer mieten. Doch dass ich Jüdin war, sagte ich auch ihnen nicht.



Eines Tages kamen ein paar russische Soldaten der Roten Armee an das Fenster, an dem ich sass und nähte. Sie fragten nach Wodka. Ich verneinte und sagte, dass ich nur Milch hätte. Anfangs hielten sie mich für eine Deutsche, doch als ich Russisch sprach, bemerkten sie ihren Irrtum. Sie kamen mit dem Revolver im Anschlag ins Haus und fragten, ob mir irgendein Deutscher Leid zugefügt habe. Ich sollte es nur sagen und sie würden ihn auf der Stelle umbringen. Ich verneinte und sagte, dass mir niemand etwas getan hätte. Obwohl Gottfried, der Sohn meiner deutschen Vermieterin, auch zuhause war. Da er Parteimitglied der NSDAP gewesen war, hätte ich ihn verraten können, doch ich tat es nicht. Ich dachte nicht einmal daran. Denn obwohl mich seine Eltern mit Sicherheit denunziert hätten, hätten sie nur gehäut, dass ich Jüdin war, verdanke ich ihnen mein Leben. Sie wollten mich sogar adoptieren. Ich wusste, dass sie mir nur halfen, weil sie mich für eine «Arierin» hielten, doch ich hatte das Gefühl, dass ich ihnen diesen Akt der Dankbarkeit schuldig war. Sie haben nie etwas von dieser Geschichte erfahren. Ich habe das für mich getan.

Die Soldaten freuten sich, dass ich Russisch sprach und fragten, wo ich herkäme. Ich log sie an und sagte, dass ich aus Kirowograd sei. Dorthin war nämlich mein Bruder geschickt worden und ich hegte die leise Hoffnung, dass vielleicht jemand etwas über ihn wüsste. Sie kehrten in ihre Kaserne zurück und erzählten ihrem Vorgesetzten von einem russischen Mädchen aus Kirowograd. Daraufhin kam dieser ganz glücklich zu mir und erzählte, dass er auch von dort sei und seit fünf Jahren seine Frau und seinen Sohn nicht mehr gesehen hätte. Ob ich nicht wüsste, wie es ihnen ginge? Also musste ich zugeben, dass ich in Wirklichkeit aus Lwów kam. Ich erzählte ihm, dass mein Bruder zum Militärdienst nach Kirowograd einberufen worden war und dass ich wissen wollte, ob er noch lebte oder ob jemand etwas von ihm wusste. Ausserdem hätte ich aus der Angst heraus gelogen, dass mir die Soldaten etwas antun würden. Er lobte meine Intelligenz und reichte mir die Hand.

Mir wurde erst sehr viel später bewusst, dass ich frei war. In der Anfangszeit sass die Angst noch tief in mir fest und ich blieb weiter genauso vorsichtig, wie wenn sich nichts verändert hätte.

### **Hanka** (14 Jahre)

KOSAKEN UND PFANNKUCHEN. Unser Leben im Wald ging mit der Ankunft der Kosaken zu Ende, von ihnen wurden wir befreit. Als sie uns «Hände hoch!» befahlen, antworteten wir: «Wir sind Juden!» Daraufhin meinten sie, wir sollten geschlossen mit in die Kaserne kommen, damit wir nicht erschossen werden würden. Doch die Leute hatten Angst. Also gingen meine Schwester und ich

freiwillig voraus, um die Lage auszukundschaften. Das Erste, was wir bei unserer Ankunft in der Kaserne sahen, war ein langer Tisch voller Essen. Während der drei Tage zuvor hatten wir uns nur von Regenwasser ernährt, unser Hunger war unbeschreiblich. Er war so stark, dass wir an nichts anderes mehr denken konnten und über den Anblick des Essens vergassen wir den Grund, warum wir überhaupt hergekommen waren. Als wir aufgefordert wurden, zuzugreifen, fing ich an, Pfannkuchen zu essen. Einen nach dem anderen. Und dann steckte ich mir noch ein paar in die Tasche, um sie meiner Mutter mitzubringen. Letztendlich kamen wir so lange nicht mehr zurück, dass die restlichen Leute in der Zwischenzeit auch schon zur Kaserne gekommen waren. Wir sagten dem Wachsoldaten, dass das unsere Gruppe war und dass wir zusammen in den Wäldern überlebt hatten.

## Kapitel 9

### Die «Kinder» in Argentinien

Das Wissen über Argentinien war bei den europäischen Juden nach dem Krieg sehr lückenhaft. Die Vorstellungen bewegten sich zwischen endlosen, menschenleeren Ebenen, tropischen Früchten, Tango und Bordellen. Die Zuhälterorganisation Zwi Migdal war in Polen berühmt und berüchtigt. Sie wurde 1930 zerschlagen.<sup>102</sup>

Ansonsten war nicht sehr viel über Argentinien bekannt. Einige hatten Angehörige oder Bekannte, die ausgewandert waren, und manche hatten sogar von Baron Hirsch<sup>103</sup> und seinen Bemühungen um eine jüdische Ansiedlung in den argentinischen Provinzen Santa Fe, Entre Ríos und Buenos Aires gehört. Doch im Allgemeinen galt Argentinien als exotisch, unzivilisiert, kulturlos und rückständig – andererseits war es auch ein realistisches Auswanderungsziel für Juden.

Offiziell blieben jedoch in den Vierzigerjahren des letzten Jahrhunderts, und insbesondere nach Kriegsende, die Tore Argentinien für jüdische Flüchtlinge verschlossen: Die Einwanderungspolitik des Landes verweigerte diesen «Unerwünschten» die Einreise. Für Juden war es praktisch unmöglich, argentinische Visa zu bekommen. Ganz anders verhielt es sich dagegen mit NS-Kriegsverbrechern: Diese konnten nicht nur völlig problemlos einreisen, sondern wurden darüber hinaus sogar angeworben. Aufgrund dieser Restriktionen reiste die Mehrzahl der Juden über Uruguay ein oder besorgte sich ein Transitvisum mit vermeintlichem Endziel Paraguay oder Bolivien. Bei der Registrierung wurde die Frage nach der Religionszugehörigkeit – eine Pflichtfrage – einhellig mit «katholisch» beantwortet.

102 Die jüdischen Zuhälter fuhren in die ärmsten *Schtetl*, umwarben dort die schönsten Mädchen und hielten als wohlhabende Männer schon nach kurzer Zeit um ihre Hand an. So brachten sie die Mädchen nach Argentinien, wo diese dann als Prostituierte arbeiten mussten.

103 Der Baron Maurice de Hirsch unterstützte Ende des 19. Jahrhunderts, zusammen mit der von ihm zu diesem Zweck gegründeten *Jewish Colonization Association*, zahlreiche jüdische Kolonien, u. a. in den argentinischen Provinzen Santa Fe und Entre Rios. In einer davon, Lucienville, wurde 1895 eine der ersten Synagogen auf argentinischem Boden gegründet.

So mussten Juden ihre Identität für die Einreise nach Argentinien weiterhin verstecken – obwohl Krieg und Verfolgung offiziell vorbei waren. In einigen politischen Kreisen war ein gewalttätiger Juden Hass weit verbreitet und die Sympathie für den Faschismus und Nationalsozialismus wurde offen gezeigt. Vor diesem Hintergrund wurde Argentinien zum Fluchtziel von so erbärmlichen NS-Massenmördern wie Adolf Eichmann, Josef Schwammberger, Erich Priebke, Josef Mengele, Ante Ravelic oder Dinko Sakic.

## Die Jahre des Schweigens

Die genaue Zahl der zwischen 1945 und 1950 eingereisten Juden ist kaum zu bestimmen. Viele von ihnen kamen illegal ins Land, so dass sie nirgends verzeichnet sind. Die Strategien zur Integration in die argentinische Gesellschaft waren sehr unterschiedlich – vor allem was die Entscheidung betraf, in diesem neuen Leben offen als Juden aufzutreten.

Einige versteckten ihre Identität – was an die spanischen und portugiesischen Juden zu Zeiten der Inquisition erinnert, die versuchten, in der nicht-jüdischen Gesellschaft aufzugehen. Heute suchen manche ihrer Nachkommen nach ihrer Geschichte und bemühen sich, die einzelnen Puzzlestücke ihrer Herkunft und Lebensumstände zusammensetzen.

Andere wählten einen Weg mit weniger drastischen Brüchen: Ohne ihre jüdische Herkunft zu verleugnen, vermieden sie es doch, diese und ihre Zugehörigkeit zu einer Gemeinde in den Vordergrund zu stellen. Und schliesslich gibt es noch diejenigen, die ihre jüdische Identität offensiv annahmen und so auch auf verschiedenen Ebenen gesellschaftspolitisch tätig sind.

Diese Unterschiede lassen sich in allen Ländern finden, in denen jüdische Überlebende als Minderheit in einer vorwiegend nichtjüdischen Gesellschaft leben. Weder vor noch nach der *Shoah* bildeten Juden eine monolithische, homogene Gruppe. Auch zuvor in Europa hatten die jüdischen Flüchtlinge nicht in gleichem Masse am Leben ihrer Herkunftsgemeinde teilgenommen. Ein weiterer wichtiger Aspekt, den es bei diesem Thema zu berücksichtigen gilt, ist die Glaubenskrise vieler Überlebender. Die unbeantwortete Frage «Wo war Gott während der *Shoah*?» führte bei vielen zu einem tiefgreifenden und schmerzhaften Prozess des Zweifelns. Andere wollten sich von allem fernhalten, was als «jüdisch» wahrgenommen wurde. Dahinter stand die Illusion, ihre Nachkommen auf diese Weise vor so schrecklichen Erfahrungen schützen zu können, wie denen, die sie selbst machen mussten. Weltweit gab es innerhalb der jüdischen Gemeinden Gerichtsverhandlungen gegen Überlebende, die der Kolla-

boration mit den Nazis beschuldigt wurden. Viele dieser Anschuldigungen waren haltlos, doch angesichts dieser «Gottesgerichte» und dem Zwang, ihre Unschuld beweisen zu müssen, verloren viele Betroffene das Vertrauen in die Gemeinde als Schutzraum.

Neben diesen Gemeinsamkeiten gibt es jedoch auch Besonderheiten, die das jüdische Leben in Argentinien prägen und die für ein besseres Verständnis für die unterschiedliche Integration der Überlebenden in die Gemeinde und für ihr langes Schweigen keine unerhebliche Rolle spielen. Im Unterschied zu anderen lateinamerikanischen Ländern ist die argentinische Kultur stark von Europa beeinflusst. Auch die grosse jüdische Gemeinde ist facettenreich und sowohl politisch als auch kulturell sehr vielseitig. Ihr gehören religiöse und nicht-religiöse, politisch links und politisch rechtsstehende, jiddisch- und hebräisch-sprechende Menschen an, Zionisten, Sephardim und Aschkenasim – in Argentinien ist so gut wie die ganze Palette jüdischen Lebens vertreten. All dies hat sie mit allen anderen kosmopolitisch geprägten Bevölkerungsgruppen gemeinsam. Doch gibt es auch Besonderheiten: Die gewaltige Macht der katholischen Kirche, der Terror und die Repression während der Militärdiktatur zwischen 1976 und 1983 sowie zwei grosse antisemitische Anschläge: 1992 gegen die israelische Botschaft und zwei Jahre später gegen das jüdische Gemeindezentrum AMIA – weltweit das grösste antisemitisch motivierte Attentat nach der *Shoah*. Die argentinische Gesellschaft ist tief katholisch geprägt und seit Jahrhunderten bekommt die Bevölkerung in den Kirchen und Gemeinden anti-jüdische Predigten zu hören. Wenn auch meist nicht offen, wird Juden häufig mit Misstrauen und Argwohn begegnet. Auch wenn sich antisemitische Angriffe – bis auf wenige Ausnahmen – eher in Beschimpfungen äussern, blieben für Juden bestimmte Positionen lange unerreichbar und bestimmte Zugänge verschlossen. Im Allgemeinen ist die argentinische Bevölkerung – ein beträchtlicher Teil wird von den Nachfahren der Menschen aus Italien und Spanien gebildet, die mit der Einwanderungswelle Ende des 19. Jahrhunderts ins Land kamen, genau wie viele Juden auch – tolerant und liebenswürdig. Ein «latenter» Antisemitismus ist verbreitet, doch macht man jemanden darauf aufmerksam, wird dieser weder zugegeben noch abgewehrt. Stärker werden antisemitische Ressentiments besonders bei den Sicherheitskräften anzutreffen sein, bei der Polizei und der Armee – den «beschützenden» Kräften – sowie bei kleineren Randgruppen.

In dieses Land kamen die «Kinder» – mit ihrer Geschichte im Gepäck und einer unsicheren Zukunft vor sich.

## Die Militärdiktatur

Noch einmal. Das Gefühl, dass alles noch einmal von vorne losgeht. Trotz des Antisemitismus, trotz des erzwungenen Vertuschens der jüdischen Herkunft und trotz der falschen Dokumente, hatten die überlebenden «Kinder» das Gefühl, in Argentinien in Sicherheit zu sein. Doch diese scheinbare Ruhe wurde zerstört. Mit der Militärdiktatur zwischen 1976 und 1983 kam der Terror nach Argentinien – und traf die jüdische Gemeinde besonders stark.

Laut dem Bericht «Nunca Mas» der CONADEP<sup>104</sup>, waren mehr als 10 Prozent der darin erfassten 8.960 Verschwundenen jüdisch. Dies sticht besonders ins Auge, wenn man bedenkt, dass der Anteil der Juden an der Gesamtbevölkerung zehnmal niedriger ist.

Es gab eine Sonderbehandlung der Entführten und Festgenommenen jüdischer Herkunft, die besonders entwürdigend und grausam war.<sup>105</sup> All dies schien die Überlebenden in ihrer Angst, sich offen als Juden zu zeigen, zu bestätigen. Die damit einhergehende Gefahr konnte sich auch auf die eigenen Kinder ausdehnen. Und tatsächlich mussten auch einige Überlebende die grausame Erfahrung machen, dass ihre eigenen Kinder zu den Verschwundenen gehören. Manche haben bis heute keine Nachricht von ihnen. Da viele nicht darüber sprechen wollen<sup>106</sup> (wie z.B. Fela, siehe ihr Bericht), ist die genaue Anzahl unbekannt.

## Der Aufbruch ins Licht

Mit der Rückkehr zur Demokratie schien der Alptraum 1983 zu Ende zu sein. Doch das jahrelang mühsam neu erarbeitete Gefühl von Sicherheit wurde durch zwei Anschläge wieder grundlegend erschüttert: 1992 verwüstete eine Autobombe den

104 *Comisión Nacional sobre la Desaparición de Personas* (Nationalkommission über das Verschwinden von Personen). Die Ergebnisse der Untersuchungskommission sind in dem Bericht *Nunca Mas* zusammengefasst: *Nunca Mas. Informe de la Comisión Nacional sobre la Desaparición de Personas*. Buenos Aires: Eudeba, 1984 (Deutsch: *Nie wieder! Ein Bericht über Entführung, Folter und Mord durch die Militärdiktatur in Argentinien*. Weinheim/Basel: Beltz, 1987).

105 Darüber berichten viele ehemalige Häftlinge. Einer davon ist Mario Villani, der im April 1999 seinen Bericht «Nazismo y antisemitismo en los campos de concentración de la Argentina» (Nazismus und Antisemitismus in argentinischen Konzentrationslagern) dem Untersuchungsrichter Baltasar Garzon in Madrid sowie dem israelischen Justizministerium vorlegte. Er beabsichtigte damit, die Verantwortlichen wegen Völkermord vor ein internationales Gericht zu bringen – was bis heute nicht erreicht wurde.

106 Mir persönlich sind etwa zehn Fälle bekannt.

Komplex der israelischen Botschaft und 1994 wurde der Sitz des jüdischen Gemeindezentrums AMIA zerstört.<sup>107</sup> Durch diese zwei Anschläge und die darauf folgende Straflosigkeit – die bis heute anhält – rückte die Situation der argentinischen Juden ins Licht der Öffentlichkeit, wie nie zuvor.<sup>108</sup> Der Sitz der AMIA war das Zentrum des jüdischen Lebens in Buenos Aires. Der Schlag war so erschütternd, dass alle argentinischen Juden gemeinsam auf die Strasse strömten, um ihren Widerstand und ihre Wut zu zeigen. Nie war für die argentinische Mehrheitsbevölkerung die jüdische Präsenz so deutlich. Nie wurde das Vorhandensein antisemitischer Ressentiments so offensichtlich. Nie haben so viele nichtjüdische Argentinier ihrer Ablehnung solcher Angriffe Ausdruck verliehen. Das Wort «Jude» wurde plötzlich anders betont. Bis dahin war der Terminus für andere bestimmt und wurde auf ganz spezielle Weise verwendet. Nun wurden Juden auch als solche bezeichnet, anstatt die bisherigen Euphemismen weiter zu verwenden: Israelis, Hebräer, Bauern, Russen. Langsam traten sie ins Licht, zeigten sich explizit als Juden, wurden explizit als solche gehört und – vielleicht zum ersten Mal – auch wahrgenommen.

In den Stadtzentren wurden parallel dazu auch die jüdischen Einrichtungen als solche sichtbarer: Um weiteren Selbstmordattentaten mit einer Autobombe vorzubeugen, sind sie durch grosse Zementblöcke geschützt. Auf diese Weise sind sie, mit dem Ansinnen, sie zu schützen, besonders gekennzeichnet. Eine finstere Neuauflage des gelben Sterns mit der Aufschrift «Jude».

Nicht nur das AMIA-Attentat, sondern auch der Film «Schindlers Liste» schlug ein Loch in den Damm, der die Überlebenden vor ihren Erinnerungen geschützt hatte. Wie in anderen Teilen der Welt auch, fühlten sich die Shoah-Überlebenden in Argentinien durch den Film von Steven Spielberg zum ersten Mal in ihrer Existenz anerkannt. Er ermöglichte ihnen, zu sprechen und aus dem

107 Am 18. Juli 1994 fuhr ein Selbstmordattentäter in einem mit 300 Kilo Sprengstoff beladenen Lastwagen in das Gebäude der AMIA (*Asociación Mutual Israelita Argentina*). 85 Personen wurden getötet, mehr als 300 verletzt. Bis heute ist das Attentat der grösste antisemitische Anschlag seit 1945. Zwei Jahre zuvor, am 17. März 1992, zerstörte ebenfalls eine Autobombe die israelische Botschaft in Buenos Aires, wobei mindestens 28 Menschen ermordet und knapp 250 verletzt wurden. (Anm. d. Üb.)

108 Allerdings muss erwähnt werden, dass sich auch während der Militärdiktatur einige Mitglieder der jüdischen Gemeinde wehrten: Der Rabbiner Marshall Meyer und der Journalist Hermann Schiller gründeten die *Jüdische Bewegung für die Menschenrechte*. Deren Mitglieder besaßen trotz des grossen Risikos den Mut, Menschenrechtsverletzungen öffentlich anzuprangern und sich dadurch angreifbar zu machen.

Gefängnis des Schweigens ausubrechen. Von allen Überlebenden der *Shoah* waren die «Kinder» die letzten, die das Schweigen brachen.

**Dina** (KAM IM JULI 1941 IN ARGENTINIEN AN. SIE WAR 9 JAHRE ALT)

WIR HATTEN DEN KRIEG NACH ARGENTINIEN MITGEBRACHT. Ich kam einen Monat nach meinem neunten Geburtstag in Buenos Aires an, am 9. Juli 1941. Wir standen oben auf dem Schiffsdeck und winkten unseren Angehörigen zu, die unten auf uns warteten. Plötzlich tauchten ein paar Flugzeuge am Himmel auf, die uns überflogen. Meine Mutter rannte los, um sich zu verstecken. Sie war völlig panisch und dachte, wir hätten den Krieg nach Argentinien mitgebracht. Später erfuhren wir, dass Nationalfeiertag war. Also hatten auch die Behörden geschlossen, so dass wir noch eine Nacht im *Hotel de los Inmigrantes*, im Einwandererhotel am Hafen verbringen mussten, bevor wir endlich zu meiner Grossmutter, meinen Tanten und Onkel konnten.

EINGEWÖHNUNG. Wir zogen in ein Zimmer im Stadtteil Once. Ich kam als Zuhörerin in die erste Klasse einer Schule in der Lavalle-Strasse, die zwischen den Strassen Pueyrredón und Paso lag. In erster Linie sollte ich mich an die Sprache gewöhnen. Während der Ferien hatte ich eine Privatlehrerin, die mich in Heimatkunde unterrichtete, besonders in argentinischer Geschichte und Geografie. Bevor die Schule wieder losging, musste ich eine Prüfung machen, worauf ich in die dritte Klasse kam – ich war also eine Klasse hinterher für mein Alter.

KLASSENBESTE, DOCH AUSLÄNDERIN. Zum Schulbeginn zogen wir nach Chacarita. Meine Onkel hatten uns neben ihrer Textilfabrik ein kleines Häuschen gebaut. Dort im Viertel lebte ich während meiner gesamten Grundschulzeit. Ich war von Anfang an Klassenbeste. Und trotzdem durfte ich die Fahne nicht tragen – weil ich Ausländerin war. Allerdings kann ich mich nicht daran erinnern, dass mir das viel ausgemacht hätte.

ANTISEMITISCHE LEHRERINNEN. Ich kam ohne Probleme auf das *Liceo 1*, das Gymnasium. In den ersten beiden Jahren liessen die Spanischlehrerinnen immer ihre Wut an mir aus, weil ich Ausländerin war. Eine von ihnen, Pilar de Luzarreta, war offen antisemitisch. Ich kann mich jedoch nicht daran erinnern, dass mich diese Situation irgendwie traumatisiert hätte. Der Tag der Prüfung kam, ich bestand ohne Drama und machte anschliessend normal mit der Schule weiter. In anderen Fächern musste ich keine Extra-Prüfungen mehr machen.

DER AKZENT. Ich versuchte automatisch, meinen ausländischen Akzent zu korrigieren, besonders die Aussprache dieses rollenden «R». Ich dachte mir für den Schulweg sogar phonetische Übungen aus.



DIE UNIVERSITÄT UND DIE FAMILIE. Nach dem Gymnasium studierte ich Architektur und machte nach sieben Jahren meinen Abschluss.

Ich heiratete noch während des Studiums und habe zwei Töchter – beide Argentinierinnen. Auch mein Mann war Argentinier. Heute habe ich noch zwei Enkelkinder, alle sind Argentinier.

**Cris Marie** (KAM IM OKTOBER 1941 IN ARGENTINIEN AN. SIE WAR 8 JAHRE ALT) DER OFFIZIELLE GRUND. Wir kamen wegen des Krieges nach Argentinien. Das war der offizielle Grund. Ich denke, dass es meiner Mutter sehr schwergefallen sein muss, ihr finanziell gut abgesichertes Leben in Frankreich hinter sich zu lassen. Wir hatten hier einen schweren Start, denn Papa wurde gleich am Anfang betrogen.

DIE KATHOLISCHE ERZIEHERIN. In Paris hatten wir eine katholische Erzieherin. Als wir fortgingen, rettete sie die Sachen meiner Eltern. Sie stellten alles in einem Lager unter und überschrieben den Besitz auf sie. Indem sie einzelne Gegenstände verkaufte, bezahlte sie den Lagerraum. Und nach dem Krieg schickte sie uns die Möbel. Zum Teil stehen sie heute in meiner Wohnung, das sind Originalstücke meiner Familie. Meine Mutter lud die Erzieherin auch nach Argentinien ein und wir blieben bis zu ihrem Tod in Kontakt. Sie lernte sogar noch meine Kinder kennen.

GEFÄLSCHTE VISA. Bei unserer Ankunft in Argentinien wurde uns gesagt, dass unsere Visa, die meine Mutter in Marseille besorgt hatte, gefälscht waren. Sie wollten uns nach Chile abschieben. Doch meine Mutter hatte einen Brief bei sich, den sie jemandem überbringen sollte – und zwar niemand geringerem als dem Sohn des Präsidenten Uriburu persönlich. Dieser regelte dann alles für uns und wir blieben in Argentinien. Selbstverständlich sind wir als «Katholiken» eingereist und das blieben wir auch weiterhin.

MIT SECHZEHN JAHREN BEKAM ICH EINEN SCHOCK. Es war ein ungeheurer Schock für mich, als ich mehr über meine Geschichte erfuhr. Ich war sechzehn Jahre alt und eines Tages sass ich bei meiner Mutter und wir unterhielten uns während sie sich schminkte. Irgendwie habe ich dann jemanden als «Scheissjuden» beschimpft. Und daraufhin meinte sie, ich solle so nicht reden – denn mein Vater sei ja schliesslich auch jüdischer Herkunft. Ich habe das Thema mit ihr nie wieder angeschnitten.

MEINE KATHOLISCHE MUTTER. Meine Mutter bestritt immer, Jüdin zu sein. Auf Fotos ist sie mit ihren Freundinnen in der Schule zu sehen, im Hintergrund steht ein Priester. Über ihrem Bett hing ein Bild von Jesus, wie er von Johannes dem Täufer im Jordan getauft wird. Und ich erinnere mich an ein Bild von der Jungfrau mit dem Kinde. Ausserdem hatte sie ein grosses Jungfrauenbild von Dürer aufgehängt. Sie bestritt immer, Jüdin zu sein und sie sah auch nicht so

aus. Sie war eine Frau mit ungeheurem Charme und ungewöhnlich guten Umgangsformen. Sie kam aus Ungarn, wo sie 1910 geboren worden war. Ihr Nachname klang für mich jüdisch. Doch dafür hielt ich den meines Vaters für französisch.

MEIN GROSSVATER, DER RABBINER. Etwa zehn Jahre später erfuhr ich, dass mein Grossvater Rabbiner gewesen war. Und kurz darauf, dass auch ein Bruder meines Grossvaters Rabbiner gewesen war und dass eine der Schwestern meines Vaters einen Rabbiner geheiratet hatte. Alle hatten in Wien gelebt. All das anzunehmen fiel mir sehr schwer. Es fällt mir immer noch schwer... Sehr schwer. Die Familie meines Vaters war offensichtlich sehr jüdisch. Er hatte zwölf Geschwister, wovon zwei bereits als Kinder gestorben waren. Alle anderen, ausser einem Bruder, der in die USA geflohen war, wurden während des Holocaust ermordet. Einer seiner Brüder, der weder in die USA noch mit uns nach Südamerika gehen wollte, hat in Südfrankreich Suizid begangen.

MIT SCHULDIG? Heute denke ich, dass ich ein unbewusstes Problem hatte. Ich wollte die Realität nicht sehen, diese ganzen Sachen hätten mir das Leben schwer gemacht. Wie kann es sonst sein, dass es so viele Anzeichen in meiner Umgebung gab und ich sie nicht erkannte? Natürlich tat meine Mutter alles dafür, mich in dem Glauben aufzuwachsen zu lassen, dass wir römisch-katholisch waren. Nach unserer Ankunft in Argentinien besuchte ich eine Klosterschule, die *Nuestra Senora del Rosario* in der Cabildo-Strasse. Das Interessante ist, dass anscheinend alle wussten, dass wir jüdisch waren – alle, ausser mir. Heute weiss ich, dass meine Eltern viele jüdische Freunde hatten, doch früher dachte ich, das seien eben Europäer, Deutsche. Es wäre mir nie in den Sinn gekommen, dass das Juden waren. Natürlich pflegten sie auch nichtjüdische Freundschaften, so war mein Vater zum Beispiel mit dem tschechoslowakischen Botschafter in Argentinien befreundet.

ICH HATTE EIN SCHLECHTES BILD VON DEN JUDEN. Als meine Mutter mir enthüllte, dass mein Vater jüdischer Herkunft war, war das ein enormer Schock. Sie sagte «jüdischer Herkunft», halb verdreht, sie sagte nicht «Dein Vater ist Jude» oder «Wir sind Juden» oder «Du bist Jüdin». Ich hatte ein schlechtes Bild von den Juden. Ich war in einem Umfeld erzogen worden, das nichts von den Juden hielt, das ihnen misstraute. Ich erinnere mich noch, wie ich nachts geweint habe. Eines Nachts kam meine Mutter an die Tür meines Zimmers und fragte, warum ich weinte. «Wegen nichts» gab ich ihr zur Antwort. Ich fühlte mich elend, denn ich hörte ständig, wie schlecht über Juden gesprochen wurde. Sei es von den Nonnen oder von sonst jemand. Und nun plötzlich zu erfahren, dass mein eigener Vater Jude war, machte mir Angst. Ich glaube, dass ich in jenem Augenblick unfähig war, mein eigenes Jüdischsein anzunehmen. Ich kann es tatsächlich bis heute nicht ganz annehmen.

ICH MACHTE MIT MEINEM FREUND SCHLUSS. Ich war damals mir einem jungen Mann zusammen, der eigentlich aufs Priesterseminar gehen wollte. Doch als wir uns kennenlernten, ging er nicht und wir waren lange Zeit zusammen. Er kam aus einer traditionellen argentinischen Familie und irgendwann dachte ich mir, dass er so eine Scheissjüdin wie mich nicht verdient hatte. Diese Gedanken führten dazu, dass ich die Beziehung schliesslich beendete. Später lernte ich andere kennen, doch es war schwierig, jemanden zu finden, der sein intellektuelles Niveau hatte. Bis ich schliesslich meinen späteren Mann kennenlernte. Mich hat es unglaublich viel Überwindung gekostet, ihm zu sagen, dass mein Vater jüdischer Abstammung war. Doch ich musste es ja sagen. Wie hätte ich es ihm verschweigen sollen, wenn wir heiraten wollten? Also habe ich es ihm eines Tages gestanden. Ich habe mich nicht tiefer auf das Thema eingelassen, er antwortete, dass er mich liebte und seitdem haben wir nie wieder darüber gesprochen.

ICH MUSSTE DARÜBER REDEN. Tief in mir drin hatte ich das Bedürfnis, über meine Herkunft zu sprechen. Denn in meinem Umfeld waren anti-jüdische Beschimpfungen und Witze üblich. Das ist bis heute so. Vor drei Wochen beispielsweise war ich zum Tee eingeladen und ich traf dort eine Frau wieder, die einmal über mich gesagt hatte: «Was kann man schon von einer Scheissjüdin erwarten?» Ich grüsste die Person neben ihr, doch sie ignorierte ich. Das gab mir eine grosse Befriedigung. Es war das erste Mal, dass ich durch mein Verhalten offen bekannt habe, dass ich Jüdin bin.

Früher hatte ich angesichts dieser Dinge nichts gesagt, ich blieb versteckt. So quälte ich mich gleich zweifach: einmal durch das Schweigen und dann durch das Hinunterschlucken der Beleidigungen. Ich hatte niemanden, mit dem ich darüber sprechen konnte. Mit meinem Mann sprach ich nicht über solche Themen und meine Freundinnen waren alle katholisch. Erst nach meiner Scheidung, als ich bereits älter war, begann ich, darüber zu sprechen. Mit meinem Analytiker, der auch Jude ist. Davor ging ich vier Jahre lang zu einem anderen, katholischen Analytiker.

ER WURDE WEGEN MIR NICHT BEFÖRDERT. Zwar hat mein Mann nie etwas gesagt, aber ich glaube trotzdem, dass er auch wegen mir nie befördert wurde. Für eine Diplomatenkarriere kommen Juden nicht in Betracht. Ich war immer davon überzeugt, dass er wegen seiner jüdischen Ehefrau nie weitergekommen ist. Anlass zu dieser Vermutung geben mir aufgeschnappte Bemerkungen, die ich in dem jeweiligen Augenblick oftmals nicht einordnen konnte. Dass er Pech mit seiner Familie hatte und so Sachen in der Art.

DIE LIEBE MEINES LEBENS. Vor einigen Jahren, nachdem ich bereits geschieden war, traf ich eines Tages meinen ehemaligen Verlobten wieder, den ich damals

verlassen hatte. Er fragte mich nach dem Grund und ich gab ihm eine ehrliche Antwort: dass ich es nie übers Herz brachte, ihm zu sagen, dass mein Vater Jude war. Daraufhin gestand er mir, dass er mich immer noch liebte. Wir waren noch einige Zeit zusammen, bis er unglücklicherweise starb.

MEINE KINDER. Der Umgang meiner Kinder mit der Geschichte ist unterschiedlich. Mit einigen ist alles in Ordnung und ich konnte ihnen alles erzählen. Das geht soweit, dass mir eine meiner Enkeltöchter vor Kurzem sogar sagte, dass sie stolz auf ihr jüdisches Blut sei. Ich wollte meine Kinder nicht auf eine religiöse Schule schicken. Ich wollte eine weltliche Erziehung, denn ich hatte auf der katholischen Schule sehr gelitten.

Ich wollte nicht, dass sie genau die gleiche engstirnige Erziehung bekommen wie ich sie in diesen exklusiven Einrichtungen genossen hatte, in denen du ohne altehrwürdigen Nachnamen nichts wert bist. Also haben sie eine englische Grund- und Oberschule besucht. Wir haben nie über das Judentum gesprochen, doch eines Tages hatte ich das Bedürfnis danach. Das war 1998, zu der Zeit, als ich mit der Gruppe *Ceneraciones de la Shoa* Kontakt aufnahm. Meine Mutter lebte noch – nach wie vor in der absoluten und kategorischen Verneinung ihres Jüdischseins. Ich habe ihr nie erzählt, dass ich mich mit einer Gruppe von Überlebenden treffe.

Eines Tages habe ich einen meiner Söhne – der von nichts wusste – zum Mittagessen eingeladen und ihm alles erzählt. Seine erste Reaktion war positiv. Er meinte, dass das kein Problem sei, dass Ja alle meine Kinder und Enkel gesund wären, dass alles in Ordnung sei. Doch eine Woche später wollte er wieder mit mir zu Mittag essen und die Sachen, die er an jenem Tag zu mir sagte, will ich nicht wiederholen. Irgendwann musste ich vom Tisch aufstehen, denn er meinte: «Bist du dir bewusst darüber, dass dein ganzes Leben eine Lüge war? Dass du mit mir genau dasselbe machst, wie deine Mutter mit dir?» Denn – genau wie sie – hatte ich ihm erst alles erzählt, als er erwachsen war. Das konnte ich nicht ertragen. Ich stand auf und ging und wir haben drei Monate lang nicht miteinander geredet. Heute haben wir wieder eine gute Beziehung, aber dieses Thema rühren wir nicht an. Sein Problem ist, dass er das Ganze eines Tages seinen eigenen Kindern erzählen muss.

Mit einem anderen meiner Söhne ergab sich letztes Jahr eine Gelegenheit. Ich begann, mit ihm über das Thema zu sprechen, doch er schenkte mir keine Aufmerksamkeit. Schliesslich sagte ich zu ihm, dass er mir Bescheid sagen solle, wenn er über das Thema reden wolle. Doch das hat er bis heute nicht getan. Ich habe das Gefühl, dass seine Frau Antisemitin ist.

Bei einer meiner Töchter – bei der, die es am besten aufnahm – gab es Probleme, als sie es ihrem Mann erzählte. Allerdings nicht mit ihm, sondern mit seiner Familie. Die gehört nämlich zur extremen Rechten.

Mit meiner anderen Tochter habe ich nicht gesprochen. Mein Schwiegersohn war nämlich wegen Mitgliedschaft in einer rechtsradikalen Gruppe im Gefängnis – da fange ich lieber erst gar nicht an. Ich habe sie vor zwei Jahren einmal eingeladen, um über das Thema zu reden, doch sie wollte nicht zuhören. Mein Schwiegersohn hasst mich so sehr, dass er den Kindern verbietet, mit mir zu reden. Doch jetzt hat sich meine Tochter von ihm scheiden lassen.

Ich habe das Gefühl, dass ich das mir Mögliche getan habe und da mich das Thema schmerzt, möchte ich nicht weiter darauf herumreiten. Ich habe bei allen getan, was ich konnte.

SIE WERDEN KEINE PROBLEME MEHR HABEN. Kurz bevor meine Mutter starb beobachteten wir meine spielenden Enkelkinder. Und da meinte sie zu mir, dass deren Kinder keine Probleme mehr haben würden.<sup>109</sup> DIE UNKE AUS DEM ANDEREN BRUNNEN. Vor Kurzem las ich meinen drei engsten Freundinnen das Märchen vor, das über mein Leben geschrieben worden war.<sup>110</sup> Sie haben ihm nicht allzu viel Bedeutung beigemessen. Aber kurz danach erfuhr ich, dass bei einem Treffen über das Thema meiner Herkunft gesprochen worden war. Anscheinend gab es eine sehr hässliche Diskussion, in der es auch laut wurde. Ich wurde kritisiert, weil ich mein Jüdischsein nicht annehmen könne. Das verletzte mich sehr. Einerseits, weil hinter meinem Rücken über mich geredet wurde und andererseits, weil nicht einmal meine engsten Freundinnen verstanden, welche Probleme ich mit meiner jüdischen Identität habe, warum es so schwierig ist, diese zu akzeptieren. Ich fühle mich immer wie die Unke aus einem anderen Brunnen. Für meine langjährigen, katholischen Freundinnen bin ich Jüdin und für meine neuen, jüdischen Freundinnen bin ich eine Abtrünnige.

109 Diese Bemerkung von Cris Maries Mutter bezieht sich auf die Nürnberger Rassengesetze (siehe Kapitel 1), in denen in §5 festgelegt ist, dass «(1) Jude ist, wer von mindestens drei der Rasse nach volljüdischen Grosseltern abstammt.» Und weiter: «(2) Als Jude gilt auch der von zwei volljüdischen Grosseltern abstammende Staatsangehörige jüdische Mischling». Somit wurde erst die vierte Generation als «rein», also nichtjüdisch angesehen. Cris Maries Mutter hatte also die Definition der Nazis angenommen und ihre Erleichterung rührte aus der Vorstellung, dass ihre Urenkel keine Zielscheibe der Verfolgung mehr sein würden.

110 Das Märchen ist von mir. Cris Marie tritt dort unter dem gleichen Phantasienamen auf wie im vorliegenden Buch, in dem sie ihre Lebensgeschichte erzählt.

Ich habe von klein auf exklusive katholische Schulen besucht. Ich weiss nicht, was sich meine Mutter ausgedacht hat, damit ich aufgenommen wurde. Es war dieser Charme, dieses ganz besondere *Savoir Faire*, die ihr alle Türen öffneten. Ich vermute, dass von ihr der Wunsch kam, das Jüdischsein zu verbergen. Papa wird sich darauf eingelassen haben, ich weiss nicht, warum. War er einverstanden oder wollte er ihr nicht widersprechen? Vielleicht war es gut für seine Geschäfte... Ich weiss es nicht.

Er hielt sich immer abseits. Ich male mir aus, was es ihn gekostet haben muss, am Tag meiner Hochzeit mit mir in die Kirche zu gehen. Sohn eines Rabbiners, Neffe eines Rabbiners und Schwager eines Rabbiners.

Um die Rabbiner ein wenig zu verteidigen, sagte meine Mutter, dass der Bruder meines Vaters ein höhergestellter Rabbiner war. Offensichtlich mochte sie ihn. Ich weiss nicht, was sie damit gemeint hat, doch ich habe nie nachgefragt, wenn ich etwas nicht verstanden hatte. Jedenfalls habe ich nie meine Mutter für die Katastrophe verantwortlich gemacht, die mein Leben war. Ich weiss auch nicht, ob dieses Doppelleben an allem schuld ist. Sie hat ihr Bestes gegeben!

**Michel** (KAM AM 11. JANUAR 1943 IN ARGENTINIEN AN. ER WAR 6 JAHRE ALT)

DIE REISE. Die Schiffsreise von Bilbao nach Buenos Aires dauerte etwas mehr als vierzig Tage. In Trinidad wurden wir von einem britischen Schiff abgefangen und alles wurde durchsucht. Sie schauten sogar unter unsere Betten.

EINE FESTE UMARMUNG NACH ZEHN JAHREN. Ich erinnere mich noch gut an die feste Umarmung von meinem Vater und meinem Grossvater bei unserer Ankunft im Hafen von Buenos Aires. Sie hatten sich zehn Jahre lang nicht gesehen. Meine Grosseltern väterlicherseits – die ich erst jetzt kennen lernte – waren schon 1939 aus Nürnberg geflohen, da die Situation dort für Juden unerträglich wurde. Da mein Vater bereits 1933 nach Frankreich fliehen musste, hatten sie sich zwischen 1933 und 1943 nicht gesehen. Zehn lange Jahre, in denen sie sich immer um das Schicksal und das Leben des anderen sorgten. Diese Umarmung ist mir nach wie vor sehr gegenwärtig – sie gehört zu den bewegendsten Dingen meines Lebens.

In den Zeitungen wurde über uns berichtet. Eine davon, die antisemitische Tageszeitung *El Pampero*, schrieb auf beleidigende Weise über uns.

IN DER SCHULE. Als ich in Argentinien ankam, ging es mit der Schule los. Da ich das rollende «R» nicht richtig aussprechen konnte, wurde ich in den ersten Grundschuljahren immer ausgelacht. Aber abgesehen davon habe ich mich sehr gut eingelebt. Die ersten vier Jahre ging ich auf eine staatliche Schule. Als meine Eltern finanziell wieder besser dastanden, kam ich auf eine zweisprachi-

ge Schule, wo ich die vierte, fünfte und sechste Klasse abschloss. Weder in der einen noch in der anderen Schule bekam ich Antisemitismus zu spüren. Nach sieben Jahren beantragten meine Eltern die Einbürgerung, ich dagegen besitze bis heute die französische Staatsbürgerschaft. Erst in den letzten Jahren habe ich mich mehr dem Judentum zugewendet.

NOCH EINMAL. Das Attentat auf die AMIA ist ein grundlegendes Kapitel im Buch meines Lebens. Und dieses beginnt folgendermassen: «Noch einmal!» Noch einmal ein Angriff gegen Juden. Das hat mich schwer getroffen, denn als Teil des jüdischen Volkes habe ich das als Anschlag auf mich persönlich empfunden. Auch in einem Land wie Argentinien ist man sich immer bewusst, dass man Jude ist. Ich erinnere mich noch, wie wir 1960, als all das mit dem Antisemitismus losging,<sup>111</sup> bei einem Judo-Lehrer trainierten – zur Verteidigung, falls wir auf der Strasse angegriffen wurden. Diese neue Sensibilität öffnete mir jedoch auch die Augen für andere Dinge. Ich habe ein Feingefühl für diskriminierende Anspielungen. Aufgrund meiner eigenen Geschichte bin ich da sehr dünnhäutig. Weil ich selbst verfolgt wurde, aber entkommen konnte.

JUDE SEIN. Früher spielte das Judentum keine grosse Rolle für mich. Die Bibliothek voller Judaika, die ich heute habe, hatte ich früher nicht. Ich habe so um die 3.000 Bücher zuhause, davon behandeln etwa 400 das Judentum. Ich habe mich sehr intensiv damit beschäftigt und je mehr ich über mein Volk las, umso mehr nahm ich selbst die Eigenschaften eines Juden an. Wenn ich mir den Stammbaum meines Vaters anschauete, sehe ich, dass ich ausschliesslich jüdische Wurzeln habe.

ICH HABE EINEN JÜDIN GEHEIRATET. Damals hätte ich genauso gut eine Katholikin heiraten können, heute nicht mehr. Ich habe sie nicht geheiratet, weil sie Jüdin war, aber wenn sie es schon einmal war – umso besser.

111 «Für mich hat der Antisemitismus hier in Argentinien in den Sechzigerjahren begonnen. Als man 1960 Eichmann festgenommen hatte, da gingen die Proteste los, da wurde die ‚Souveränität des argentinischen Volkes‘ verteidigt. Eichmann wurde dann 1962 gehängt. Und damals, da hat das angefangen mit dem Antisemitismus hier in Argentinien, ja. Statt positiver Reaktionen auf die Festnahme Eichmanns gab es einen grossen Skandal, da ihn der Mossad sozusagen ‚entführt‘ hatte. Aber hätte Israel um Eichmanns Auslieferung gebeten, hätten sie den nie bekommen. Da gab es ja schon die Erfahrung von anderen Fällen. Davor habe ich den Antisemitismus nicht so wahrgenommen.» Michel in: Sylvia Degen, Sergio Esquivel & Anti-Defamation Forum Berlin (Hg.): *De Golpes y Suenos – Antisemitismus und jüdische Überlebende der Shoah in Argentinien/Antisemitismo y Sobrevivientes Judíos de la Shoah en Argentina*.

Berlin: Selbstverlag, 2007, S. 110.

**Herty** (KAM IM MAI 1947 IN ARGENTINIEN AN. SIE WAR 19 JAHRE ALT)

DORT GAB ES NICHTS MEHR, WO ICH SIE HÄTTE SUCHEN KÖNNEN. Ich ging nach Argentinien, weil dort die einzige Verwandte lebte, die mir geblieben war: Die Schwester meiner Mutter. Sie war 1936 ausgewandert. Dank der Unterstützung des *Joint* konnte ich fahren. Von meiner Familie in Bratislava war niemand übriggeblieben. Zuerst waren die Deutschen in unserem Dorf gewesen und später kamen die Russen. Die besetzten unser Haus und richteten im hinteren Teil ein Krankenhaus ein.

NOCH MEHR GEFÄLSCHTE PAPIERE. Ich nahm also zu meiner Tante Kontakt auf und sie antwortete, dass sie sich auf mich freute. Sie schickte mir Essenspakete, denn sie dachte, dass ich überhaupt nichts hätte. Sie wollte alles dafür tun, dass ich kommen und mit ihr zusammenleben konnte. Am Anfang war ich begeistert, doch nach und nach wurde ich traurig. Ich hatte nämlich die beiden Familien, bei denen ich untergekommen war, doch sehr ins Herz geschlossen. Eines Tages holte mich dann mein Onkel ab. Er hatte in England Maschinen für seine Textilfabrik eingekauft und wir schifften uns in Liverpool nach Argentinien ein. Das war im Jahr 1946. Als das Schiff in Uruguay Halt machte, wurde mir die Weiterfahrt nach Argentinien verwehrt. Ich musste aussteigen, da ich nur für Uruguay ein Visum hatte – als Jüdin hatte ich für Argentinien keins bekommen. Mein Onkel brachte mich bei einer befreundeten Familie unter. Dort blieb ich sechs Monate, bis ich endlich einen gefälschten uruguayischen Ausweis bekam. Obwohl ich von den Nazis befreit war, brauchte ich nach wie vor gefälschte Papiere. Mit dem Ausweis bin ich dann im Mai 1947 ganz normal nach Argentinien eingereist.

EINE ALTMODISCHE TANTE. Als ich ankam, konnte meine Tante kaum glauben, dass ich bereits Spanisch sprach. Das Leben in Buenos Aires war allerdings wieder völlig neu für mich. Nach allem, was ich erlebt hatte, war der argentinische Lebensstil ein Schock. Ausserdem war ich es gewohnt, mich frei bewegen zu können und das konnte meine Tante nicht verstehen. Sie liess mich nicht ausgehen. Ich wurde Mitglied der *Hebräischen Gesellschaft* und ging dort zum Turnen – doch um neun musste ich zuhause sein. Meine Tante war altmodisch und liess mich nicht mit den anderen Jungen und Mädchen ausgehen. Seit ich meine Eltern verloren hatte, war ich es jedoch gewohnt, mich um mich selbst zu kümmern. Meine Cousinen waren wesentlich jünger als ich, die eine war elf, die andere zwölf. Ich lebte vier Jahre bei ihnen, bis ich bei der *Hebräischen Gesellschaft* meinen Mann kennenlernte. Er war deutscher Jude.

NIEMAND WOLLTE ZUHÖREN. Ich sprach nicht über meine Erlebnisse während des Krieges. Erst als meine Töchter erwachsen waren, begann ich zu sprechen. Wahrscheinlich,



weil sie fragten. Das ist etwa 25 Jahre her. Ich habe nichts erzählt, weil niemand diese Geschichten hören wollte. Meine Freundinnen hatten das Gleiche oder noch Schlimmeres durchgemacht als ich und niemand sprach darüber. Heute fragen sogar die Enkel.

DER TOD MEINER ELTERN. Erst vor Kurzem habe ich wie durch ein Wunder erfahren, wie meine Eltern gestorben sind. Das war 1990, nach dem Mauerfall in Berlin, über das Rote Kreuz. Beide waren 1944 nach Auschwitz deportiert worden. Mein Vater wurde dort im Lager von den Deutschen verbrannt und meine Mutter starb im Januar 1945 auf dem Todesmarsch.

**Judith** (KAM 1947 IN ARGENTINIEN AN. SIE WAR 20 JAHRE ALT)

EIN UNGÜNSTIGES KLIMA. Der einzige Überlebende meiner Familie ausser mir war Papa. Erst blieben wir zusammen in Polen, doch dann entschlossen wir uns, nach Schweden zu gehen. Dort lebten einige Onkel und Tanten von mir, die mich adoptieren wollten. Aber ich wollte bei Papa bleiben. Wir blieben ein Jahr. Ich schloss meine Ausbildung zur Kosmetikerin ab und Papa arbeitete bei der Telefongesellschaft *Ericsson*. Doch uns gefiel das Klima nicht. Einerseits die kalten Temperaturen und andererseits dieses Gefühl von einem neuen Krieg, das in Europa zu Zeiten des Kalten Krieges herrschte. Dann trafen wir in Stockholm einen Freund, der bereits in Argentinien lebte und der uns für die Idee, dorthin auszuwandern, begeisterte.

ICH WAR NOCH NICHT BEREIT ZU SPRECHEN. Ich war noch nicht reif dafür, über meine Erlebnisse während des Krieges zu sprechen und ausserdem musste ich auch in meinem Leben danach viel kämpfen. Mein erster Mann starb bei einem Autounfall, so dass ich bereits mit 27 Witwe war. Ich hatte zwei Kleinkinder. Später habe ich wieder geheiratet und damit änderte sich alles. Ich hatte den perfekten Mann gefunden. Irgendwann wurde mir einmal vorausgesagt, dass mich nach einer grossen Tragödie ein grosses Glück erwarten würde. Und genauso ist es gekommen.

Über meine Vergangenheit habe ich erst gesprochen, als ich der Stiftung von Steven Spielberg ein Interview gab.<sup>112</sup> Ich habe sehr viel Zeit gebraucht, bis ich mich reif und stark genug dafür gefühlt habe.

112 Die *Survivors of the Shoah Visual History Foundation* wurde 1994 von dem bekannten US-Regisseur Steven Spielberg gegründet. Ehrgeiziges Ziel war, so viele Interviews mit Shoah-Überlebenden wie möglich als Video aufzuzeichnen. Mit Zweigstellen in so gut wie allen Ländern, in denen Shoah-Überlebende lebten, konnten fast 60.000 Interviews aufgezeichnet werden, davon entstanden etwa tausend am

Zu meinem 75. Geburtstag unternahm ich mit meinen beiden Kindern eine Reise nach Polen und zeigte ihnen meine Stadt. Es war für mich sehr wichtig, dass sie sahen, wo ich gelebt hatte, wo ich zur Schule ging, wo meine Mutter gearbeitet hatte. Das war das Einzige, was vom Ghetto übrig geblieben war. Für mich war es sehr wichtig, diese Orte mit meinen Kindern zu teilen.

**Freda** (KAM 1947 IN ARGENTINIEN AN. SIE WAR 22 JAHRE ALT)

AUF DER SUCHE NACH EINER FAMILIE. Ich wollte weg aus Polen. Ich wollte mit jemandem aus meiner Familie an einem anderen Ort leben. Ein Bruder meines Vaters war bereits vor dem Krieg nach Argentinien gegangen, also habe ich ihm geschrieben und wir regelten alles für meine Einreise. ICH KONNTE NICHT GLAUBEN, DASS ICH IN PARIS WAR. Meine Reise ging über Paris, wo ich sechs Monate blieb. Ich kam nachts in Frankreich an, sprach kein Wort Französisch und das Einzige, was ich hatte, war die Adresse von Freunden meiner Cousins. Ich setzte mich hin, trank einen Tee und fuhr anschliessend mit dem Taxi hin. Ich war so bewegt, dass ich mich die ganze Nacht übergeben musste. Am nächsten Tag musste ich mich bei einer jüdischen Einrichtung vorstellen, ich glaube, es war der *Joint*. Dort bekam ich Gutscheine für ein Hotel und Lebensmittel, sie bezahlten alles. Eines Tages traf ich eine alte Schulfreundin aus Łódź, Fela, und sie lud mich ein, bei ihr zu wohnen. Also blieb ich diese sechs Monate bei ihr. Während dieser Zeit klapperte ich alles ab, was es dort gab, ich war sogar in der Oper. Das war ein unvergessliches Erlebnis.

Ich konnte es einfach nicht glauben: Nur zwei Jahre zuvor war ich in Auschwitz gewesen und nun war ich in Paris. Ich konnte nicht aufhören, ständig an das Geschehene zu denken.

MEIN ONKEL IM GEFÄNGNIS VILLA DEVOTO. Ich kam 1947 in Argentinien an und heiratete bereits nach kurzer Zeit. Anfang September war ich in Montevideo angekommen, wo mich einige Freunde meines Onkels bei sich aufnahmen. Sie waren sehr nett zu mir und wir unterhielten uns mit Hilfe eines Wörterbuchs. Mein Onkel konnte mich nicht abholen, da er im Gefängnis war. Er war gegen den Peronismus, deshalb haben sie ihn nach Villa Devoto gebracht. Ich reiste also alleine im Flugboot weiter nach Buenos Aires, wo mich meine Tante am Hafen erwartete. Dann besuchten wir meinen Onkel im Gefängnis Villa Devoto, das Wiedersehen war sehr bewegend. Die ganzen Männer dort weinten und legten Geld für mich zusammen.

Rio de la Plata. Wie auch Judith sagt, hat das Gefühl, gehört zu werden und interessierte Zuhörer zu haben, bei vielen Überlebenden den Damm gebrochen, hinter dem sie bis dahin ihre Erinnerungen versteckt hatten und sie begannen zu sprechen.

Meine Tante und ich gingen dann jeden Tag zum Gefängnis und brachten meinem Onkel frische Kleider und Zigaretten.

MEINE PURITANISCHE TANTE. Neben anderen Dingen schockierte mich auch das Verhalten meiner Tante. Sie war schrecklich, sehr puritanisch, ihr passte es nicht, wenn ich auf der Strasse rauchte oder allein in die Confiserie ging. All die Dinge, die ich in Paris gemacht hatte, verbot sie mir. Ich wollte zurück, ich konnte das nicht ertragen. Stattdessen habe ich nach sechs Monaten geheiratet. Mein Mann kam auch aus tödiz, er war über Japan eingereist.

**Lea** (KAM 1947 IN ARGENTINIEN AN. SIE WAR 20 JAHRE ALT)

EIN FASCHISTISCHES LAND. Ich reiste zusammen mit drei Cousinen illegal nach Argentinien ein. Meine Tante wollte nicht mit und blieb in Polen, sie sagte, dass Argentinien ein faschistisches Land sei. Ich wollte mich zwar nicht von ihr trennen, aber ich ging trotzdem. Ein Jahr später, 1948, wurde der Staat Israel ausgerufen und meine Tante ging dorthin. DIE GESCHICHTE ERZÄHLEN. Ich wollte nicht über meine Erlebnisse während des Krieges sprechen, ausserdem gab es eh niemanden, dem ich sie hätte erzählen können. Als mein Vater nach Montevideo kam, um mich zu suchen, schrieb ich ihm einen Brief. Er war wieder verheiratet, als er mich fand und ich sagte ihm, dass ich nichts dagegen hätte. Dann haben wir nie wieder über das Thema geredet. Erst seit Kurzem, seit wir uns mit der Gruppe der «Kinder» treffen, spreche ich über meine Erlebnisse. Auch mit meinen Kindern und einigen Enkeln rede ich darüber.

**Abraham** (KAM IM AUGUST 1947 IN ARGENTINIEN AN. ER WAR 15 JAHRE ALT) ILLEGAL. Zusammengerechnet komme ich auf fünf illegale Grenzüberschreitungen: drei zu Fuss und zwei per Schiff. Die Letzte war ein nächtlicher «Spaziergang» auf dem Río Uruguay, von Salto in Uruguay nach Concordia in Argentinien. Davon habe ich meine Begeisterung für den Rudersport.

ICH HATTE SEHRVIEL GLÜCK. Meine Mutter hatte eine Schwester und einen Bruder in Uruguay, mein Vater hatte einen Bruder in Argentinien. So bildete sich schon bald nach unserer Ankunft wieder eine Familie. Aus diesem Grund denke ich, dass ich auf der persönlichen Ebene noch sehr viel Glück hatte.

ICH KONNTE NICHT ZUR SCHULE GEHEN. Uns war das geblieben, was wir am Leib trugen. Meine erste lange Hose trug ich erst mit fünfzehn Jahren, nach unserer Ankunft in Montevideo 1947. Im August desselben Jahres gingen wir weiter nach Buenos Aires, da es dort bessere Arbeitsmöglichkeiten für uns gab. Doch ohne Papiere konnte ich nicht zur Schule gehen. Meine grosse Neugier und

meine Leseleidenschaft halfen mir, mich zu bilden, doch ich musste mir alles selbst beibringen. Ich lernte sehr schnell Spanisch. Eine Sprache, die ich tief in mir aufgenommen habe, doch meine Muttersprache ist sie nicht. Heute fühle ich mich durch und durch als *Porteno*»<sup>3</sup>: Ich singe Tangos, studiere und spreche *Lunfardo*« und liebe Buenos Aires. Ich lebe bereits seit 57 Jahren in der Stadt. Aber manchmal frage ich mich trotz allem, ob ich nicht immer noch Ausländer bin. Meine Eltern ruhen in argentinischer Erde, doch ihre Gräber wurden geschändet. Aber meine Kinder und Enkel sind Argentinier. Trotz allem ist es aufregend, eine Geschichte mit offenem Ende zu leben.

**Anushka** (KAM 1947 IN ARGENTINIEN AN. SIE WAR 18 JAHRE ALT)

AUS DER HÖLLE INS PARADIES. Nachdem ich Mama in Prag beerdigt hatte, setzte ich meine Reise nach Italien fort. In Genua wartete ich noch einen Monat bis ich an Bord gehen konnte. Die Überfahrt dauerte drei Wochen. Wie Buenos Aires wohl sein würde? In meiner Vorstellung erwartete mich ein wunderschönes Land, ein glückliches Paradies voller Überfluss, in dem es weder Mangel noch soziale Unterschiede, weder Rassismus noch Diskriminierung gab. Völlig blauäugig hielt ich Buenos Aires für den Ort, an dem ich meine Träume in die Realität umsetzen könnte. Doch die Eingewöhnung und das Erlernen der Sprache fielen mir schwer. Trotzdem muss ich für diese zweite Chance dankbar sein. Sie hat mir ein Leben ermöglicht, in dem ich lächeln kann und keinen Hunger fürchten muss.

GEFÄLSCHTE PAPIERE. Ich liebe Argentinien – auch wenn mir das Land seine Pforten nicht so leicht öffnete wie einigen Nazis, die aus Europa geflohen waren. Ich musste mit unechten Papieren einreisen, die mich als «Katholikin» auswiesen. Ein Land, das sich seiner Neutralität und anti-diskriminierender Politik rühmte! Ein vermeintlich friedliches Land, in dem es undenkbar schien, dass sich der Horror der Konzentrations- und Folterlager, den wir in Europa überlebt hatten, wiederholte.<sup>115</sup>

113 *Porteno* kommt vom spanischen *del Puerto* (vom Hafen) und bezeichnet eine Person, die in einer Hafenstadt lebt, üblicherweise die Einwohner von Buenos Aires. (Anm. d. Üb.)

114 *Lunfardo* ist eine Sprachvariante des Spanischen, die in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts als Folge der Einwanderungswellen in Buenos Aires entstanden ist. Genau wie der Tango auch, hat sie ihren Ursprung in der (eingewanderten) Unterschicht, die um den Hafen herum lebte. Da die Spanischkenntnisse oft schlecht waren, wurden Worte aus der eigenen Muttersprache entnommen und der spanischen Sprache angepasst. (Anm. d. Üb.)

115 Die Illusionen, die sich einige Überlebende nach dem Krieg machten – wie Anushka – entsprachen leider nicht der Realität. Während der Militärdiktatur 1976 bis 1983 gab es auch

**Noëlly** (KAM IM AUGUST 1947 IN ARGENTINIEN AN. SIE WAR 8 JAHRE ALT) EIN ANDERES LAND, EINE ANDERE GESCHICHTE. Fortgerissen von der Familie, bei der ich in Brüssel aufgewachsen war, kam ich mit acht Jahren in Argentinien an. In Belgien wurde ich von einem Herrn namens Josef abgeholt. Er kam in das Waisenhaus und teilte mir mit, dass ich einen sechsjährigen Bruder hatte. Er stellte uns einander vor und ging mit uns beiden spazieren, um ein Gespräch in Gang zu bringen. Wir sollten nach Argentinien gehen, wo wir eine Familie haben würden. Ich konnte mich nicht einmal daran erinnern, dass ich überhaupt einen Bruder hatte.

Wir flogen nach Buenos Aires, ich weiss noch, wie beeindruckt ich von den Propellern war. Da wir noch nicht alleine reisen durften, begleitete uns eine Frau, die von meinen zukünftigen Eltern in Argentinien damit beauftragt worden war. Mein Bruder benahm sich nicht gut und ich schämte mich für ihn, obwohl ich ihn überhaupt nicht kannte.

EIN JÜDISCHES HEIM. Meine Adoptiveltern konnten selbst keine Kinder bekommen und sobald sie von uns hörten, wollten sie uns adoptieren. Meine zukünftige Adoptivmutter schrieb einen sehr rührenden Brief an Eva Peron, in dem sie sie um Hilfe bat. Sie schrieb ihr, dass sie sicher Verständnis für ihre Lage hätte, da sie ja selbst keine Kinder bekommen könne. Offensichtlich stiess das etwas in ihr an, denn sie genehmigte unsere Einreise. Das war im August 1947. Ich wurde weiterhin Noëlly genannt, niemand verwendete den Namen, den mir meine biologische Mutter gegeben hatte: Sofia. Ich nannte mich nie so. Ich fühlte mich wie amputiert, ich litt viele Jahre. Meine hiesige Mutter meinte, ich müsste alles Geschehene vergessen. Ich weinte jedoch viel, allerdings heimlich. Mit meinem Vater hatte ich viel gemeinsam, ich mochte ihn sehr.

Aus der Perspektive meiner Adoptiveltern liest sich die Geschichte anders, voller Freude. Meine Adoptiveltern, die selbst keine Kinder bekommen konnten, entschlossen sich also, dieses Waisenpärchen zu adoptieren. Diese zwei kleinen Geschwister, die den Krieg in Europa überlebt hatten. Sie wollten ihnen wieder

in Argentinien Konzentrationslager und Folterzentren, verschwundene und entführte Kleinkinder und andere unvorstellbare Gräueltaten. Mit der Finanzkrise und dem allgemeinen Kollaps des argentinischen Bankensystems Ende 2001, Anfang 2002 wurde die Lage erneut sehr kritisch. Angesichts unvorstellbar hoher Arbeitslosenzahlen versuchten Tausende, das Land zu verlassen. Eine davon war Anushka. Ihr ging es finanziell so schlecht, dass sie sich entschied, nach Israel auszuwandern, wo bereits ihre Kinder lebten. Mit fast achtzig Jahren zog sie also erneut in ein anderes Land, in eine andere Kultur und in eine andere Sprache – in einer beispiellosen Spirale des Überlebens.

ein jüdisches Heim geben. Eine Geschichte der Grossherzigkeit, Hingabe und Hoffnung.

DEN HOLOCAUST GAB ES FÜR SIE NICHT. Mein Vater wurde in Marokko geboren, aber in Frankreich und England erzogen. Meine Mutter war Argentinierin. Beide waren *Sephardim*<sup>116</sup>. Als ich acht Jahre alt war, kauften sie mir ein Klavier. Mir machte es grosse Freude, darauf zu spielen, ich liebte Chopin, Beethoven und Bach. Ich besuchte eine französische Schule. Wir lebten in einem wunderschönen Haus in La Lucila und meine Eltern nahmen sehr rege am gesellschaftlichen Leben teil. Es war das goldene Zeitalter in Argentinien. Andererseits existierte das Thema «Holocaust» für meine Adoptiveltern kaum, so dass es für unsere Erfahrungen weder einen Raum noch offene Ohren gab. Meine biologischen Eltern stammten aus Polen, aus Łódź, doch auch für ihre Geschichte gab es keinen Raum. Heute verstehe ich das und denke, dass es auch für sie nicht einfach war, dass sie wahrscheinlich nicht wussten, was sie tun und wie sie alles angehen sollten. Doch für mich war dieser Umgang überaus problematisch.

Mein Bruder war ein umtriebige Kind und anscheinend gewöhnte er sich sehr schnell an meine Eltern, er nannte sie sofort «Mama» und «Papa». Ich nicht. Mir fiel es sehr schwer, sie so zu nennen. Ich hielt mich an Josef, da er der einzige Mensch war, den ich noch von früher kannte. Er war als Erstes auf uns zugekommen, er erinnerte mich an Belgien, er hatte mich noch als die gesehen, die ich nun nicht mehr sein konnte. Und ausserdem sprach er Französisch.

WARUM KONNTE ICH NICHT GLÜCKLICH SEIN? Ich hatte das Gefühl, dass mich meine Mutter mit ihren vier Nichten verglich, die überaus reizend waren. Sie wollte, dass ich die Tochter war, die sie sich immer erträumt hatte. Ich war sehr unglücklich und verstand mich selbst nicht. Ich musste mich doch einfach auf die Gegenwart einlassen und die Vergangenheit vergessen, die so kompliziert, so traurig, so schwer war. Ich musste doch nur so tun, als ob nichts gewesen sei. Lernen, spielen, einen gesunden Menschenverstand entwickeln, so sein, wie die anderen auch: lächelnd und glücklich. Für mich war das alles sehr

116 Es gibt ashkenasische, sephardische oder auch römische Juden. Während die *Ashkenasim* – *Ashkenaz* ist die hebräische Bezeichnung für Deutschland – kulturell mitteleuropäisch geprägt sind und Jiddisch sprechen, lebten die *Sephardim* – *Sefarad* ist die hebräische Bezeichnung für Spanien – bis zu ihrer Vertreibung 1492 im Mittelmeerraum. Ihre Sprache ist das Djudeo(-Espanyol) oder Djudezmo oder auch Ladino. Die römischen Juden leben seit dem Beginn des christlichen Zeitalters in Italien, wo sie im Jahre 70 ankamen.

Gemeinsamer Nenner der unterschiedlichen Gruppen ist die Religion, doch leben sie eine kulturelle und sprachliche Vielfalt.

schwierig und obendrein konnte mir auch mein Bruder nicht helfen, denn ich musste ihn unterstützen. Es war zuviel für mich. Ich war frustriert, da ich das Gefühl hatte, meine Adoptiveltern zu enttäuschen. Und in einem gewissen Sinne stimmte das auch. Sie gaben mir alles und ich wusste einfach nicht, warum ich nicht so glücklich sein konnte, wie sie es von mir erwarteten. Es war eine unabsichtliche und tragische Abfolge von Ungerechtigkeiten. Zuerst verlor ich meine Mutter, die mich zurücklassen musste. Dann verlor ich Georgette, die ich so liebte. Und als ich schliesslich in einer Umgebung war, in der alles in Ordnung zu sein schien und ich alles bekam, was das Herz begehrte, da reichte das, was ich war, nicht aus. Mir ging es nicht gut, ich konnte die Erwartungen an mich nicht erfüllen.

Etwa drei Jahre nach unserer Ankunft entwickelte mein damals neunjähriger Bruder seltsame Verhaltensweisen und man stellte eine neurologische Erkrankung bei ihm fest. Das war sehr schwer für mich.

Meine Eltern kamen ausserdem in finanzielle Schwierigkeiten, so dass wir aus diesem schönen Haus ausziehen mussten, das ich so liebte. Nun begann ein anderes Leben. Das Verhältnis zu meiner Mutter war sehr schwierig. Für meinen Vater war es auch nicht leicht, er hatte seine Arbeit verloren und erlitt mehrere Infarkte. Ich mochte ihn sehr, wir kamen sehr gut miteinander aus.

Schliesslich heiratete ich und bekam meine Töchter, doch innerlich litt ich weiter. Der Tod meines Vaters, der meine Stütze gewesen war, brachte mich vollends aus dem Gleichgewicht. Dann starb auch meine Mutter.

SIE HATTEN DAS BESTE VON MIR IN ERINNERUNG BEHALTEN. Ich fiel in eine tiefe Depression. Ich weiss nicht, alles war einfach negativ. Selbst die Liebe meiner Töchter, die ich vergöttere, konnte mich in jener Zeit nicht aus meinem Leiden herausreissen. Ich begann eine Therapie und dort entstand die Idee, nach meinen Wurzeln zu suchen. Das war 1965 und ich war 26 Jahre alt.

Ich wollte meine Familie in Belgien finden, hatte aber kaum Informationen. Ich wusste nur, dass ich Sofia hiess und dass meine Eltern während des Holocaust ermordet worden waren. Auch von meiner dortigen, geliebten Adoptivfamilie wusste ich kaum etwas.

Die Briefe, die ich schrieb, kamen wieder zurück, da die Adresse falsch war. Ich bat auch das Rote Kreuz um Hilfe, doch sie antworteten mir, dass meine Angaben zu dürftig wären. Erst viel später fand ich das Foto von Georgettes Tochter. Auf der Rückseite stand ihr Geburtsdatum. Und Dank dieser Information konnte ich sie finden. Ich war 43 Jahre alt – meine Suche hatte 17 Jahre gedauert. Ich schrieb ihnen einen Brief und wir belebten unsere Beziehung wieder neu.

Als ich sie das erste Mal besuchte, begann ich, viele Dinge zu verstehen. Ich begann, mich selbst wieder zu finden. Ich traf auf meine Wurzeln und auf die Teile meiner Geschichte, die im Dunkeln gelegen hatten. Ich erfuhr von den Briefen, die sie mir nach Argentinien geschrieben hatten und die vor mir versteckt worden waren. In dem Versuch, meine Vergangenheit ruhen zu lassen, hatten mich meine argentinischen Adoptiveltern amputiert. Sie hatten nicht erlaubt, an das Bisherige anzuknüpfen. Doch die Vergangenheit war mit unglaublicher Macht lebendig geblieben. Bei jenem Besuch ist mir auch bewusst geworden, dass ich nicht so klein war, wie ich mich fühlte. Mir wurde mit viel Wertschätzung begegnet und mein Selbstbewusstsein begann, sich zu erholen. Sie hatten dort nur das Beste von mir in Erinnerung behalten.

**Micheline** (KAM 1947 IN ARGENTINIEN AN. SIE WAR 22 JAHRE ALT)

DIEJUGEND AUSLEBEN. Es war hart, so alleine in Paris. Ich traf mich einmal mit Charles, der meine Familie gekannt hatte. Er erzählte mir, dass er mit Papa in Auschwitz gewesen war. Mein Vater war in seinen Armen gestorben. Charles begleitete mich zur Metro und rief mich nun öfter an, um mit mir auszugehen. Er wollte mich heiraten, doch ich lehnte ab. Ich weiss nicht, ich dürstete danach, meine Jugend auszuleben, die vom Krieg verschüttet worden war. Ich befürchtete, dass die Ehe dem ein Ende setzen würde. Ich war jung, ich wollte tanzen gehen und all die Dinge tun, die junge Mädchen eben gerne tun und die mir bisher versagt gewesen waren. Ich hatte mich so einsam gefühlt, so verloren, doch plötzlich eröffneten sich mir in dieser sich erholenden Welt Möglichkeiten, die ich mir immer gewünscht hatte.

MEIN MANN: VERGANGENHEIT UND ZUKUNFT. Doch nach und nach heirateten alle meine Freundinnen und schliesslich blieb ich allein zurück. Charles war bereits nach Uruguay gegangen. Wir schrieben uns und so aus der Ferne begann ich, ihn immer mehr zu vermissen. Für mich stand er irgendwie sowohl für die Vergangenheit als auch für die Zukunft. Er hatte meinen Vater auf dessen letztem Weg begleitet und gleichzeitig würde sich mir mit ihm ein neues Leben eröffnen. Schliesslich gab ich seinem Drängen nach und reiste nach Montevideo, wo wir heirateten.

ICH SASS AUF GEPACKTEN KOFFERN. Das Leben in Montevideo war schwierig für mich, ich fühlte mich schlecht. Ich kam mir vor wie im Mittelalter, verglichen mit unserem Leben in Frankreich kam mir dort alles sehr rückständig vor. Ich fühlte mich in der Falle. Als ich schwanger wurde, war mir sehr elend und ich schob alles auf die Stadt und auf die Leute. Während jener Zeit sass ich auf gepackten Koffern. Dann zogen wir aus unterschiedlichen Gründen nach Buenos Aires und dort änderte sich für mich alles. Mir gefiel es besser. Vielleicht war das Leben dort dem in Europa ähnlicher, vielleicht hatte



ich mich aber auch an den Lebensstil gewöhnt und ihn bereits zu meinem eigenen gemacht.

WARUM HABE ICH KEINE GROSSMUTTER? Wir haben mit unseren Töchtern immer über unsere Geschichte geredet. Als ihnen bewusst wurde, dass ihre Freundinnen Onkel und Tanten, Cousins und Cousinen, Grossväter und Grossmütter hatten, fragten sie nach ihren eigenen. Und obwohl es mir nicht leicht fiel, habe ich ihnen nach und nach alles erzählt, sie kennen die ganze Geschichte.

**Zosia** (KAM 1947 IN ARGENTINIEN AN. SIE WAR 18 JAHRE ALT)

ICH HABE EIN WARMES BETT. Alles ist gegenwärtig. Manchmal überfallen mich die Erinnerungen ganz plötzlich. Als wir einmal eine neue Wohnung suchten, liess mich eine, die wir besichtigt hatten, aus unerklärlichen Gründen nicht mehr los. Vor Kurzem wurde mir bewusst, dass ich sie mit meinem Leben im Ghetto verglichen hatte. Erster Vorteil: Sie lag im ersten Stock. Es gab einen Balkon zur Strasse und hinten ging sie auf einen Garten hinaus. Im Falle eines Brandes oder eines sonstigen Notfalls konnte man dort viel leichter entkommen als aus dem fünften Stock, wo wir im Ghetto gewohnt hatten. Zweiter Vorteil: Der Fluss lag nur etwa 600 Meter Luftlinie entfernt. Bei Wasserknappheit wäre der Weg viel kürzer als im Ghetto. Und eines Sonntagnachmittags entdeckte ich noch einen weiteren Faktor: Ich hörte Schüsse. Wir wohnten nur drei Blöcke vom *Tiro Federal*, dem Gelände eines Schützenvereins entfernt. Das war es! Das war es, was gefehlt hatte: Schüsse! Damit schloss sich der Kreis.

Ich versuche, mich an Kleinigkeiten zu freuen. Oft vergleiche ich die Gegenwart mit den Geistern der Vergangenheit. Ich bleibe zum Beispiel neben einem Polizisten stehen. Und: Ich habe keine Angst! Oder ich steige in den Fahrstuhl. Und: Es gibt Licht! Wie grossartig! Es gibt Wasser, ich muss nicht mit Eimern zur Weichsel laufen. Ich habe ein warmes Bett, das mir ganz allein gehört. Ich muss nicht von einem Haus zum nächsten rennen. Wenn ich möchte, kann ich zwei Dutzend Eier und mehrere Liter Milch kaufen und sie im Kühlschrank aufbewahren.

Ich habe mir Phantasiebilder geschaffen, um den Alltag zu überdecken. Ich habe mir eine Zukunft ausgemalt, die nicht immer so eingetreten ist. Ich war ein Spielzeug des Schicksals und von Ereignissen, auf die ich keinen Einfluss hatte. Und ich wusste, dass es an der Zeit war, die letzten Kräfte zu mobilisieren und zu versuchen, ein normales Leben zu führen.

Ich ging in einem fremden Land vom Schiff. Ich musste mich an den Frieden, an einen festen Wohnsitz, an das Zusammenleben mit anderen gewöhnen. Und sogar an meinen richtigen Namen.

Ich habe von so vielen Dingen geträumt! Vor allem träumte ich davon, meine eigene Familie zu gründen, Kinder zu haben, die einander so liebten wie mein Bruder und ich uns geliebt hatten.

Eines Tages betrachtete ich mich lange im Spiegel: Das bin ich? Die das alles erlebt und überlebt hat?

Manchmal denke ich, dass das alles für nur ein einziges Leben einfach zuviel war.

**Irene** (KAM IM FEBRUAR 1948 IN ARGENTINIEN AN. SIE WAR 12 JAHRE ALT)

KEINE VISA FÜR JUDEN. Nach dem Krieg fand uns ein Onkel von mir, der bereits in Argentinien war, über das Rote Kreuz wieder. Auch der einzige Bruder meines Vaters tauchte wieder auf, in Israel. Er überlebte das Konzentrationslager Bergen-Belsen, er war auf einem dieser Todesmärsche.

Nach Argentinien zu kommen war nicht so ganz einfach. Der Krieg war zwar vorüber, aber die Bedingungen für Juden blieben weiterhin problematisch. Besonders im Argentinien Peröns.

Mein Onkel begann nach Belgien und Frankreich zu schreiben, um in Erfahrung zu bringen, ob es dort leichter war, Papiere zu bekommen als in Argentinien. Denn unter Peron gab es für Juden keine Visa und auch sonst nichts. Ende Mai 1947 gingen wir mit polnischen Pässen, die mein Vater gekauft hatte, nach Paris. Jadza und Borzydar, meine Retter, begleiteten uns bis zur tschechoslowakischen Grenze.

In Paris kamen wir bei Bekannten unter, die Papa eine Stelle bei der UNRRA besorgten. Die Hilfsorganisation war quasi noch Vorläuferin des berühmten Marshallplans und unterstützte Flüchtlinge. Papa war dafür zuständig, die ankommenden Hilfslieferungen mit Kleidung und Medikamenten einzuteilen und zu verteilen.

Ich war etwa elf oder zwölf Jahre alt. Nach unserer Ankunft in Frankreich kam ich auf eine Sommerschule und als die richtige Schule wieder losging, absolvierte ich die sechste Klasse.

DAS VATERUNSER AUF DEM ARGENTINISCHEN KONSULAT. Die Visa kamen und kamen nicht. Also gingen wir nach Belgien, da uns gesagt wurde, dass es über das Konsulat dort leichter wäre, die Visa zu bekommen. Wir blieben einige Monate dort bei entfernten Verwandten meiner Mutter. Eine andere Möglichkeit wäre Israel gewesen, doch da das noch vor der Staatsgründung war, war das ein sehr schwieriges und gefährliches Unterfangen. Ausserdem wollte meine Mutter unbedingt nach Argentinien zu ihrem Vater und ihrem Bruder. Letztendlich bekamen wir auch in Belgien keine Visa und kehrten nach Paris zurück.

Im Februar 1948 trafen die Visa auf dem argentinischen Konsulat in Paris ein. Der *Joint* besorgte uns die Fahrkarten und wir dachten, dass nun alles geregelt sei. Aber nein,

sie riefen uns vom Konsulat aus an und sagten, dass wir vorbeikommen müssten. Und um zu überprüfen, ob wir auch wirklich katholisch und nicht jüdisch sind, mussten wir das Vaterunser vorbeten! Ich weiss noch, dass sie uns alle drei einzeln aufgerufen haben. Ich betete auf Französisch. Ich wusste, dass alles was wir taten, um uns zu retten, auch in Ordnung war. Doch das war wieder eine dieser unzähligen Erniedrigungen die wir während unserer Bemühungen, weiterzuleben, erfahren mussten.

DIE ÜBERFAHRT. Dann bestiegen wir ein Schiff, das zur Hälfte ein Frachter war. Die Überfahrt dauerte etwa dreissig Tage und wir kamen am 22. Februar 1948 an. Wir fuhren über Montevideo, wo uns mein Onkel und die Familie meines Vaters, die schon seit Jahren in Argentinien lebte, erwarteten.

Ich war ziemlich sprachbegabt, ich habe gut und akzentfrei Französisch gelernt und sprach auch gut Hebräisch. 1954 fuhr ich nach Israel, um meinen Onkel zu besuchen. Ich war 18 Jahre alt und lebte sechs Monate in einem Kibbuz. 1961 fuhr ich wieder hin. Auch Spanisch habe ich problemlos gelernt – mit derselben Energie, die uns ermutigt und uns die Kraft gibt, uns anzupassen und zu leben.

**Kati** (KAM 1948 IN ARGENTINIEN AN. SIE WAR 15 JAHRE ALT)

REISEPÄSSE IM TAUSCH GEGEN EIN HAUS. Wir kamen 1948 in Argentinien an, wo bereits die Familie meiner Mutter lebte. Eigentlich wollten wir schon 1939 fliehen, doch das klappte nicht. Wir konnten auf legalem Weg ausreisen – meine Mutter schenkte dem Mann, der uns die Reisepässe gab, im Gegenzug ein Haus mit vier Wohnungen. In diesen Pässen stand wieder unser Name Hantos. Die Überfahrt war sehr schön.

SIE BEZWEIFELTEN, DASS ICH JÜDIN WAR. Bei unserer Ankunft war ich fünfzehn Jahre alt und hatte so meine Probleme in der jüdischen Gemeinde. Da ich kein Jiddisch sprach, könne ich auch keine Jüdin sein, hiess es. Ich erinnere mich noch, wie ich auf einer Feier den ganzen Abend lang nicht zum Tanzen aufgefordert wurde, da die Jungs meinten, ich sähe wie ein *Go*<sup>117</sup> aus und ich könne einfach keine Jüdin sein. Das ging so lange, bis wir den Leuten beigebracht hatten, dass auch jemand Jude oder Jüdin sein kann, ohne Jiddisch zu sprechen.

ICH BEHAUPTETE WEITER, «KATHOLIKIN» ZU SEIN. Ausserdem lebten wir ein Doppelleben, da wir mit falschen Papieren als «Katholiken» eingereist waren. Mein Vater hatte so grosse Angst, dass er seine Papiere, die ihn als Juden auswiesen, in Un-

117 Das hebräische *Go* (Die weibliche Form ist eigentlich *Goja*, der Plural *Gojim*) bezeichnet einen Nichtjuden. Der Begriff wird leicht geringschätzig verwendet, was zeigt, dass Diskriminierung ein universelles Phänomen ist.

garn gelassen hatte. Als mein Sohn achtzehn Jahre alt wurde und nach Europa reiste, beauftragte ihn meine Tante, die Papiere meines Vaters mitzubringen. Das Ganze war damals ein grosses Thema für mich, denn ich wollte zu einer Gruppe dazugehören. Ich wollte mit jüdischen Jugendlichen ausgehen, aber gleichzeitig musste ich mich weiter als Katholikin ausgeben, da die Angst immer noch da war. Ich behauptete noch ziemlich lange, Katholikin zu sein und führte weiter ein Doppelleben. Obwohl wir viele jüdische Freunde hatten, musste ich ausserhalb dieses Kreises weiter als Katholikin auftreten.

MEIN SOHN VERÄNDERTE ALLES. Ich arbeitete als Sekretärin und dort auf der Arbeit beispielsweise, sprach man einfach nicht über solche Dinge. Das war ein sehr unangenehmes Gefühl. Wer die Sache richtig stellte, war mein Sohn. Als er etwa zwölf oder dreizehn Jahre alt war, sagte er eines Tages, dass er nicht zur Schule gehen würde, da ein jüdischer Feiertag sei. Doch er sagte auch, dass er nicht in die Synagoge gehen würde, wenn seine Freunde nicht gingen. Da war ich 45 Jahre alt.

Die *Shoah* war immer Thema, auch für unsere Kinder. Wir berichteten von unseren Erlebnissen, während sie alles auf eine selbstverständliche Art akzeptierten.

Doch es brauchte seine Zeit, bis wir auch nach aussen offen als Juden auftraten. Heute ist das anders, heute fühle ich mich vollständig in die jüdische Gemeinschaft integriert. Doch das war ein schwieriger Prozess.

**Tommy** (KAM 1948 IN ARGENTINIEN AN. ER WAR 21 JAHRE ALT)

DIE *LLAMADA*. Ich blieb bis Ende 1948 in Ungarn. Ich hatte eine Verlobte und wir planten bereits unsere Hochzeit. Doch dann ging ich nach Argentinien, weil mein Onkel dort war. Er brachte mich über eine *Llamada* ins Land, ein befreundetes Paar, das in der Schweiz lebte, half mir mit den Formalitäten.

Mein Onkel und meine Tante befürchteten schon, dass ich bei ihnen wohnen wollte. Ich blieb zwar eine Weile dort, aber als mein Bruder ankam haben wir uns zusammen ein Zimmer gemietet.

**Pedro** (KAM IM NOVEMBER 1948 IN ARGENTINIEN AN. ER WAR 9 JAHRE ALT) GUTES UND SCHLECHTES WECHSELN SICH AB. Nach Kriegsende begann ich mit der Schule. Die Lehrerin meinte zu meiner Mutter, dass ich zwar nicht viel mitarbeiten würde, doch intelligent sei. Mein Vater und seine Brüder begannen, die Fabrik wieder aufzubauen, doch nun wehte ein anderer Wind als vor dem Krieg. Die Sowjets waren jetzt in Ungarn und begannen, gegen die Bourgeoisie vorzugehen, sprich: sie zu enteignen. Die Nachkriegszeit war chaotisch. Mein Vater erzählte mir einmal, dass sie einen Typen anzeigen wollten, der als Denunziant für die Deutschen gearbeitet habe. Und als sie auf das

Revier kommen, müssen sie feststellen, dass der dort arbeitet! All dies führte letztendlich dazu, dass wir gehen mussten. Meine Mutter war risikofreudiger als mein Vater. Sie begann, Kontakte zu knüpfen und schliesslich erreichte sie, dass uns die Geheimpolizei Dokumente ausstellte und uns gehen liess. Im Gegenzug bekamen sie unsere Wohnung.

AUSTRALIEN ODER ARGENTINIEN. Als Erstes gingen wir nach Österreich. Dort musstest du allerdings innerhalb von sechzig Tagen ein Weiterreiseziel nachweisen, ansonsten wurdest du wieder ausgewiesen. Also mussten wir schnellstens an ein Visum kommen. Als Möglichkeiten kamen Australien oder Argentinien in Frage. In Argentinien lebte ein Freund meines Vaters. Er besass eine Schuhfabrik und bot meinem Vater an, Teilhaber zu werden. Also wollten wir das versuchen, obwohl Juden für ihre Einreise ja nachweisen mussten, dass sie gar keine waren. Vor Kurzem habe ich einen ungarischen Journalisten kennengelernt, der nach Australien ausgewandert ist, und ich musste darüber nachgrübeln, wie wohl alles gelaufen wäre, wenn wir dorthin gegangen wären. Nach unserer Ankunft wurde mein Vater von dem Ungarn mit der Schuhfabrik betrogen. Und der Journalist erzählte mir, dass seinem Vater in Australien genau dasselbe passiert ist – und vielen anderen, die in der gleichen Lage waren auch. Klar, wir waren ja auch viel gefährdeter und verletzbarer als andere.

EIN GUTER GESUNDHEITZUSTAND. Ich erinnere mich noch, dass wir in Österreich in einem Flüchtlingslager waren. Als wir ein Weiterreiseziel hatten, durften wir es verlassen. Ich war bereits sieben Jahre alt. Wir reisten über Italien weiter, wo ein Cousin meines Vaters lebte. Dort mussten wir noch einige Papiere besorgen, die ich bis heute aufbewahrt habe. Zum Beispiel ein Gutachten, in dem mir ein italienischer Arzt einen guten Gesundheitszustand bescheinigte.

DIE MASCHINERIE DES LEBENS. Am 2. November 1948 kamen wir an. Ich lebte mich schnell ein, fand Freunde. Genau wie in Ungarn setzte sich auch hier die Maschinerie des Lebens schnell und zuverlässig in Bewegung. Ich fing an, für die Aufnahmeprüfung für die Schule zu lernen. Dass ich Jude war, verbarg ich weiterhin. Da wir mit falschen Papieren eingereist waren, dachten wir, dass wir im Falle einer Entdeckung abgeschoben werden würden.

Diese Angst vor der Abschiebung blieb und hatte weitreichende Auswirkungen. In Argentinien galt lange Zeit das *Ley de Residencia*<sup>118</sup>, so dass für mich völlig klar war, dass ich mich von allem fernhalten musste, was nach politischer Betätigung

118 Das *Ley de Residencia* (Aufenthaltsgesetz) wurde 1902 als Antwort auf wachsende soziale Unruhen eingeführt, für die eingewanderte Arbeiter verantwortlich gemacht wur-

aussah. Denn aufgrund dieses Gesetzes wäre meine Ausweisung möglich gewesen. Als ich mein Studium begann, beteiligte ich mich also weder an der Gremienarbeit noch an sonstigen politischen Aktivitäten – was für mich die soziale Isolation bedeutete.

DAS KOMMUNISTISCHE «PARADIES». Ich äusserte meine Meinung nur sehr zurückhaltend. Meine Freunde zählten sich zur Linken. Wenn du da anfangst, zu erzählen, dass dieses kommunistische Paradies, von dem sie träumten, in Wirklichkeit ein Ort war, an dem du verfolgt, verhaftet, gefoltert, ausgequetscht und dazu gedrängt wurdest, deine eigenen Eltern zu verraten, dann sahen sie dich an, wie wenn du ein Kinderagent des CIA wärst, mit dem Auftrag, das kommunistische «Paradies» zu diffamieren. Als ich etwa vierzehn oder fünfzehn Jahre alt war, begann ich, mit einem Mädchen auszugehen. Ich habe ihr von meinen Erfahrungen mit dem Kommunismus erzählt und danach wollte sie nie wieder mit mir ausgehen. In diesen Widersprüchlichkeiten lebte ich sehr lange.

IM REICH DER VIELDEUTIGKEIT. Meine Mutter hatte bereits früher ein ziemlich grosses Identitätsproblem. Ihr Onkel war Offizier bei der ungarischen Armee gewesen, wofür er konvertieren musste.<sup>119</sup> Ich kann mir gut vorstellen, dass all dies bereits Verwirrung gestiftet hat. Das Verschweigen war nichts, das linear verlief. In einigen Bereichen schmerzte es mich mehr, in anderen weniger. Das Problem ist, wieder aus der errichteten Scheinwelt herauszukommen. Es ist sehr schwierig, jemandem, der dich seit fünfzehn Jahren als «Katholiken» kennt, auf einmal zu sagen, dass du Jude bist. Wir lebten im Reich der Vieldeutigkeit. Meine Frau lebte ganz offen als Jüdin, also wurde sie natürlich von vielen Leuten gefragt, ob ich auch Jude sei. Bei unserer Hochzeit wussten meine Schwiegereltern nicht, dass ich Jude war. Ich habe ihnen gesagt, ich sei Halbjude. Doch die Dinge haben sich geändert, ich weiss auch nicht. Wenn ich zehn Jahre früher gefragt worden wäre, ob ich das Interview für die Spielberg-Stiftung machen wollte, hätte ich abgelehnt.

SEIT DEM AMIA-ATTENTAT. Der Wechsel zeichnete sich zwar schon früher ab, doch ich glaube, dass die Bombe in der AMIA etwas damit zu tun hatte, dass ich mein Jüdischsein annahm. Ich könnte nicht sagen, wann oder wie die Veränderung begonnen hat. Als ich anfang, mit meiner späteren Frau auszugehen, habe ich ihr erzählt, dass mir in

den. Es ermöglichte, politische Gegner unter dem Vorwand der «Gefährdung der nationalen Sicherheit und öffentlichen Ordnung» des Landes zu verweisen.  
(Anm. d. Üb.)

119 In der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen änderten viele ungarische Juden ihren Nachnamen und konvertierten. Dies berichten auch Kati und Tommy.

meiner Kindheit wirklich beschissene Dinge passiert sind. Dass ich im Krieg eine Schwester verloren habe und all das. Immer wieder gab ich ihr einen Fingerzeig, vorsichtig und bedacht schätzte ich ab, was bei ihr ankam. Am Ende, als unsere Beziehung schon brüchig wurde, sagte sie mir, dass ich ihr solche Dinge nicht mehr erzählen sollte. Ich würde sie nur dazu einsetzen, um mich zum Opfer zu machen. All dies waren Schritte auf dem langsamen Weg der Wiederauflösung von jenem Teil meiner Geschichte.

Ein anderer Meilenstein kann der Tod meines Schwiegervaters gewesen sein. Er war sehr wichtig für mich und nahm den Platz eines Vaters für mich ein – den ich meinem eigenen Vater nur sehr schwer einräumen konnte.

Das mit der AMIA gab mir das Gefühl, dass das, was mir früher passiert war, überall passieren konnte. Doch war das nicht der einzige Grund, warum ich mich veränderte. Bereits während der Militärdiktatur kam es zu bestimmten Vorfällen, die diese Veränderung einleiteten.

DIE DIKTATUR. Während der Diktatur ging es mir ziemlich schlecht, ich verlor meine Stelle als Arzt im Krankenhaus. Als ich dort anfang, dachte ich, dass dort nichts passieren würde, da das eine so geschätzte Einrichtung war, in die sich die Militärs nicht einmischen würden. Ich unterhielt mich eines Abends mit einem Freund darüber und am nächsten Morgen rief mich der Direktor sofort zu sich und teilte mir mit, dass ich 25 Minuten Zeit hätte, meine Sachen zu packen und das Krankenhaus zu verlassen. Falls ich mich widersetzte, müsse er die Polizei rufen. So sei es ihm befohlen worden. Als ich ihn nach dem Grund fragte, meinte er, dass er darüber nicht informiert sei und dass ich auf dem Sekretariat nachfragen sollte. Der Befehl war von Kapitän Ortega aus dem Gesundheitssekretariat der Gemeindeverwaltung gekommen: Alle Personen, die auf einer überstellten Liste auftauchten, mussten gehen. Das war ein ungeheurer Schlag für mich. Ich ging in mein Büro. Nicht nur, um meine Sachen zu holen, sondern auch, um eventuell belastendes Material verschwinden zu lassen. An jenem Tag stellte ich zu meiner Überraschung fest, dass niemand mit mir sprach. Meine Kollegen gingen an mir vorbei und vermieden es, mir in die Augen zu sehen. Ich ging zur Ärztlichen Vereinigung des Krankenhauses, doch auch dort sagten sie, dass sie nichts für mich tun könnten. Schliesslich musste ich wegen meiner Entlassung zu einem Anwalt, wo ich mich mit mehr als dreissig anderen Betroffenen wiederfand. Meine vermeintlich subversive Tätigkeit bestand in meiner Gremienarbeit bei der Ärztlichen Vereinigung, in der Teilnahme an Versammlungen und bei Unterschriftenaktionen. Das war alles. Das war im Januar 1977. Im ersten Moment war ich schockiert, doch dann dachte

ich mir, dass das alles zwar fürchterlich, aber doch nur ein Thema war, das ausschliesslich mit der Arbeit zu tun hatte. Als ich dann später jedoch sah, wie die ganzen Leute verschwanden, jagte mir das einen grossen Schrecken ein. Zu jener Zeit brachte ich die Geschehnisse allerdings noch nicht mit meinen Erlebnissen als Jude in Ungarn in Verbindung. Nach meiner Kündigung hatte ich eine Stelle bei der Psychoanalytischen Vereinigung angenommen und ich lebte mit der Angst, verschleppt zu werden. Ich suchte nach Fluchtwegen aus meinem Sprechzimmer, falls sie mich abholen kämen. Ich hatte bereits meine zwei Kinder: Alejandro war vier und Ana zwei Jahre alt.

SZENEN DERANGST. Ich erinnere mich an drei Szenen voller Angst. Einmal sassen wir zuhause beim Abendessen, als mir das Dienstmädchen mitteilte, dass mich zwei Männer sprechen wollten. Als ich voller Sorge nachschauen ging, handelte es sich jedoch nur um Schnickschnack. Ein paar Jahre zuvor hatte mir einer der beiden ein Blitzgerät verkauft, das ich reklamiert hatte. Und da er gerade einen Freund besuchte, der im gleichen Haus wohnte wie wir, wollten die beiden nur mal kurz vorbeischauen.

Als ich an einem anderen Abend mit dem Auto unterwegs war, schnitt mir jemand beim Überholen den Weg ab. Ich brüllte «Hurensohn», worauf der Typ seinen Wagen querstellte und mit einem 45er-Revolver ausstieg. Es war ein Polizist, der mich nun wegen meiner Beleidigung zurechtwies.

Einen weiteren Schreckensmoment hatte ich einmal als ich zu dem Gebäude kam, in dem ich arbeitete und dort mehrere Streifenpolizisten in der Tür standen. Ich hatte erneut das Gefühl, dass sie mich abholen wollten. Doch es stellte sich heraus, dass im Laden gegenüber eingebrochen worden war.<sup>120</sup>

120 Pedro war noch zu klein, um sich bewusst daran erinnern zu können, doch als im März 1944 die Deutschen in sein Geburtsland Ungarn einmarschierten, eröffneten ungarische Kollaborateure die Jagd auf linke Aktivisten, vor allem jüdische. Viele Leute waren von diesen hemmungslosen Razzien erschreckt und verbrannten sämtliche Drucksachen, die sie bei sich zuhause hatten und die hätten belastend sein können, um sich und ihre Familie zu schützen. Es gibt Berichte über eine Nacht, in welcher der Himmel über Budapest vollständig vom Rauch der verbrennenden Bücher und Unterlagen erfüllt war, der aus fast allen Kaminen der Stadt kam. Während der argentinischen Militärdiktatur war Pedro bereits ein erwachsener Mann. Erneut in seinem Leben vernimmt er ein Warnsignal und er verbrennt die Bücher und Zeitschriften, die dem Militär «bolschewistisch» erscheinen könnten. Der dichte Rauch aus den argentinischen Kaminen, in dem Bücher und belastende Texte aufgehen, spiegelt – mit gebührendem Abstand – die Parallelen beider Verfolgungstaten.



DIE VERBINDUNG ZUM NATIONALSOZIALISMUS. Zu jener Zeit habe ich die Ereignisse nicht mit den Kriegsgeschehnissen in Verbindung gebracht. Das wäre überaus erschreckend gewesen. Diese Gedanken kamen mir erst in den letzten Jahren. 1979 begann ich, mich sehr vorsichtig in Verbänden zur Unterstützung der Angehörigen von Verschwundenen zu organisieren und an Demonstrationen teilzunehmen. In diesen letzten Jahren der Diktatur, etwa 1981 oder 1982, begann ich, ganz vage Verbindungen zu ziehen. Als Menem an die Macht kam, überfiel mich die ganze Verfolgungsgeschichte von Neuem: Ich holte meinen ungarischen Pass, liess mein Doktordiplom in Spanien anerkennen, schaffte Geld ins Ausland. Die Politik Menems zeigte für mich nationalsozialistische Züge. Und in diesem Augenblick begann ich, jenen Teil meiner Geschichte aufzuarbeiten. Alles, was ich damals unternahm, hätte mein Vater in Ungarn unternehmen sollen, um uns zu retten.

**Etel** (KAM IM JANUAR 1949 IN ARGENTINIEN AN. SIE WAR 8 JAHRE ALT) NACH URUGUAY. Nachdem wir vier Monate in Paris verbracht hatten, kamen wir im November 1948 in Montevideo an. Da wir als Juden nicht nach Argentinien einreisen durften, wartete mein Onkel mit seiner Familie in Uruguay am Hafen auf uns. Er lebte bereits seit den 1930er-Jahren in Argentinien.

MEINE ELTERN WAREN MEINE WELT. Wir redeten Jiddisch zuhause und ich hatte nur sehr wenig Kontakt zur Aussenwelt. Mein Vater war ein sehr furchtsamer Mensch und er hatte Angst, dass ich verloren gehen würde. Ich hatte eigentlich keine gleichaltrigen Freunde, ich war immer mit meinen Eltern zusammen. Die waren sehr gebildet, gingen immer in Museen und führten ein Leben, das eigentlich nicht zu einem Kind passte.

Aufgrund meiner starken Unterernährung hatte ich bei Kriegsende keine Zähne. Meine Mutter brachte mich zu einem Arzt, der mir einige Spritzen verabreichte, die angeblich helfen sollten. Meine Eltern gaben ein Vermögen dafür aus. Erst mit acht Jahren bekam ich Zähne. Bis dahin ass ich wie eine alte Frau: Flüssignahrung und Brei. Die anderen Kinder packten mich immer und trugen mich durch die Gegend, mit meinen acht Jahren wog ich gerade mal 22 Kilo. Ausserdem sprach ich kein Spanisch, sondern nur Jiddisch. Also bekam ich eine Privatlehrerin und lernte lesen und schreiben. Dann kam ich in die erste Klasse.

DAS GESETZ: NICHT NACHFRAGEN. Bei uns herrschte das Gesetz, keine Fragen zu stellen, ich schluckte alles hinunter. Das änderte sich erst in meiner Jugendzeit und ich wurde rebellisch. Seit ich klein war stellte ich mir die Frage, ob ich wirklich das Kind meiner Eltern war. Sie hatten beide eine sehr widersprüchliche Persönlichkeit: Einerseits beschützten sie mich und versuchten, mir alles

zu geben, andererseits zeigten sie wenig Gefühl. Ich zweifelte an ihrer Liebe, da mir nur Kälte entgegenkam. Das habe ich sehr viel später meiner Mutter vorgeworfen, worauf sie zur Antwort gab, dass ich genauso erzogen worden wäre wie sie selbst. Ich durstete immer nach Zeichen der Zuneigung, doch von meinen Eltern gab es das nicht. Das war die Mentalität der religiösen Leute. Ich fühlte mich sehr einsam. Das wurde mir bei meinem Schuleintritt in Argentinien erst richtig bewusst: Alle anderen Kinder hatten Geschwister, Cousinen und Cousins – nur ich nicht.

ALLEIN IN DERWELT DER ERWACHSENEN. Meine Mutter war eine Intellektuelle und in Argentinien dachte sie, dass es an der Zeit sei, das auch auszuleben. Ich habe sie als Frau sehr bewundert, doch mit ihr als Mutter hatte ich viele Konflikte. Ich ging vormittags in die reguläre Schule und nachmittags in die jüdische. Wenn ich nach Hause kam, ging meine Mutter los zum Studium und ich blieb bei meinem Vater, der dann von der Arbeit zurückkam. Wir lebten in einem Mietshaus, in dem ausser uns noch eine Frau mit ihrer geschiedenen Tochter und den zwei Enkelkindern wohnte. Ich nannte sie *Bobbe*, was auf jiddisch Grossmutter bedeutet. Ich spielte mit ihren Enkeln, was mir viel Freude machte, doch ich blieb weiter in der Welt der Erwachsenen. Ich hatte keine Freunde, da ich die Sprache nicht gut konnte. Da ich jedoch Jiddisch und Hebräisch sprach, bekam ich in der jüdischen Schule ein Stipendium. Ich ging also vormittags in die erste Klasse der regulären Grundschule und nachmittags in die vierte der jüdischen Schule. Was zur Folge hatte, dass meine Mitschüler vormittags jünger und nachmittags älter als ich waren. Meine Mutter hatte überhaupt kein Bewusstsein dafür, was das für mich bedeutete.

DIE ERFAHRUNG DER EINSAMKEIT. In jener Zeit wurde mir bewusst, wie allein ich war. Ich freundete mich mit einem Mädchen an, das um die Ecke wohnte. Meiner Mutter passte sie jedoch nicht, da ihr Vater Fischverkäufer auf dem Markt war. Ihre Mutter dagegen nahm uns am Wochenende mit auf die Plaza Avellaneda, wo wir spielten, und manchmal gingen wir sogar ins Kino. Meine Eltern machten so etwas nie. Meine Mutter las ihre Bücher und bereitete sich auf ihre Kurse vor.

DER ZWANG ZUR ENTSCHÄDIGUNG. Ich hatte das Gefühl, meine Eltern durch hervorragende Schulleistungen für all das, was sie für mich getan hatten, entschädigen zu müssen. Eine Gegenleistung bringen zu müssen. Sie sagten, dass sie viel im Leben gelitten hätten und dass die einzige Entschädigung, die es dafür geben könnte, ich sei. Ich erfüllte mein Mandat, doch mit viel Zank und Auflehnung. Denn obwohl ich mir viel Mühe gab, erfolgreich zu sein, unterstützten mich meine Eltern bei meinen Errungenschaften nicht. So ging beispielsweise meine gesamte Hebräischklasse nach

dem Abschluss für ein Jahr nach Israel auf das Machon Grinberg-Institut. Da wir nicht viel Geld hatten, ich jedoch eine ausgezeichnete Schülerin war, bekam ich ein Stipendium. Ich war 16 Jahre alt und besuchte die vierte Klasse der Sekundarschule, daher brauchte ich die Unterschrift meiner Eltern, um mit dem Stipendium nach Israel gehen zu können. Sie unterschrieben nicht. Dafür gab es mehrere Gründe: Erstens hatten sie Angst, dass ich nicht zurückkommen würde. Was wahrscheinlich auch so gewesen wäre. Zweitens hatte meine Mutter ein sehr ausgeprägtes Konkurrenzdenken. Sie sagte zu mir, wenn ich vor ihr nach Israel ginge, dann hätte ich das Leben noch vor mir, sie jedoch nicht. Und zum Abschluss meinten sie noch, dass eine alleinreisende Frau eine Hure sei. Das war im Jahre 1957. Letztendlich fuhr meine gesamte Klasse ausser mir. MEINE STIMME FAND KEIN GEHÖR. Ich fühlte mich immer übergangen, ich war ein Anhängsel. Meine Eltern trafen Entscheidungen alleine und beachteten weder meine Wünsche noch meine Meinung. Als ob ich immer noch das kleine Mädchen wäre, mit dem sie unter ständiger Todesgefahr in Polen überleben mussten. Für meine Mutter bin ich nie erwachsen geworden. Auch Festlichkeiten fanden immer bei ihr statt. Erst als sie nicht mehr teilnehmen konnte, wurde bei mir gefeiert. Meine Gefühle waren immer sehr widersprüchlich. Denn über diese Erfahrung des Übergangens hinaus gaben sie mir auch noch das Gefühl, an allem schuld zu sein. Als ob ihr Glück allein von mir abhinge. Diese Rolle auszufüllen und sich darin zu behaupten, war sehr schwierig. Ich kämpfte dagegen an und lehnte mich auf – manchmal hatte ich Glück und manchmal litt ich sehr.

MEINE TÖCHTER. Ich rede weder mit meinem Mann noch mit meinen Töchtern viel über meine Geschichte. Sie wissen ein paar Dinge, doch ich vermute, dass sie sich nicht tiefer damit beschäftigen wollen. Es ist schwierig, sich da hinein-zubegeben, da das Thema mit viel Schmerz verbunden ist. Meine Eltern hatten eine gute Beziehung zu ihren Enkeltöchtern, sie brachten ihnen viel Zärtlichkeit entgegen. Was beweist, dass das Verhalten meiner Eltern eine Überlebensstrategie war, die sie bis zur letzten Konsequenz durchzogen. Sie behandelten mich nach dem Krieg einfach weiter so, als ob immer noch Krieg wäre. Meine Mutter wurde im Alter verwirrt. Sie glaubte oft, überfallen oder umgebracht zu werden, wie im Krieg. Sie hatte vor allem Angst.

AMIA. Der Tag vor dem Attentat war ein Sonntag und wir feierten bei mir zuhause die Beschneidung meines Enkels. Einen Tag darauf hatte ich das Gefühl, wieder mitten im Krieg zu sein. Ich war wie gelähmt. Ich begann, mich mit meinem Mann zu streiten. All meine Ängste waren wieder präsent und wurden durch den Anschlag auf unheilvolle Weise bestätigt. Diesmal konnte man nicht mehr von Paranoia sprechen – wie im Falle meiner Mutter. Diesmal wollte

uns jemand wirklich umbringen, wir waren wieder ganz real in Gefahr. Mein Mann dagegen bestritt, dass es in Argentinien Antisemitismus gibt. Obendrein war er Mitglied der *Union del Centro Democratico*, der *Union des Demokratischen Zentrums* von Álvaro Alsogaray. Es folgte eine Zeit voll bitterer Wortgefechte. Denn Alsogaray stand als Militär für eine Macht, die sich ganz klar gegen Juden gestellt hatte. Sein Antisemitismus war offensichtlich. Und ich konnte nicht verstehen, wie sich mein Mann für die Ideen solch einer Person begeistern konnte.

DIE WIEDERERLANGUNG MEINER STIMME. Ich bin meinem Vater ähnlich. Ich fühlte, dass ich über das Geschehene hinwegkommen musste. Genau wie er, bin auch ich kein ängstlicher Mensch. Für mich ist es völlig klar, dass ich mein Leben als Jüdin lebe. Ich möchte die Werte, die ich gelernt habe, pflegen und an meine Nachkommen weitergeben. Vielleicht ist das eine Reaktion auf all die Jahre, in denen ich zum Schweigen gezwungen war. Ich rede sehr gerne und es war sehr schwierig für mich, immer den Mund zu halten. Ausserdem bin ich sehr direkt und nenne die Dinge beim Namen – womit viele Leute Probleme haben. Ich bin das Gegenteil von dem, was mir immer eingepflegt wurde. Offensichtlich als Reaktion darauf. Ich will nicht so sein, wie ich als Jugendliche meine eigenen Eltern empfunden habe. Damals dachte ich, dass die europäischen Juden unterdrückt gewesen wären und dass ihnen aus diesem Grund das passiert ist, was mit ihnen passiert ist. Doch so war es nicht. Dies wurde mir allerdings erst bewusst, als ich schon älter als dreissig Jahre war. Jedenfalls wollte ich nicht so sein, wie ich während der *Shoah* erzogen worden war. Ich war stolz auf meinen Vater, weil er so unternehmungslustig und fröhlich war. Ihm gefielen die angenehmen Seiten des Lebens. Ich versuchte, mehr so zu sein wie er. Ich bewunderte auch die Bildung meiner Mutter. Sie schrieb Gedichte – doch darin ging es immer um den Tod.

**Frida** (KAM 1949 IN ARGENTINIEN AN. SIE WAR 16 JAHRE ALT)

ICH KONNTE NICHT ZUR SCHULE GEHEN. Wir kamen 1949 in Argentinien an. Das war die Zeit, in der man in Europa wegen der Lage in Korea bereits von einem neuen Krieg sprach. Ich feierte hier meinen siebzehnten Geburtstag, doch ich hatte immer noch keine Schule besucht. Das ist eine Sache, die mich immer sehr belastete. Ich hatte nicht einmal ein Abschlusszeugnis der Grundschule und das wollte ich in meinem Alter auch nicht mehr nachholen. Trotzdem habe ich verschiedene Kurse besucht, vor allem lernte ich Sprachen, Französisch und Englisch.

ICH FÜHLTE MICH WIE EIN SELTENES TIER. Ich fühlte mich immer wie ein seltenes Tier, als ob wir die einzige Familie wären, die erst nach dem Krieg; nach Argentinien gekom-

men war. Wir lebten in einem deutsch-jüdischen Umfeld, doch die Leute waren bereits vor dem Krieg eingewandert. Und in dieser Umgebung klang unsere Geschichte wie eine Dissonanz – also hielt ich lieber den Mund.

Als ich Francis kennenlernte, änderte sich alles. Auch er war erst nach dem Krieg gekommen und wir hatten viele Gemeinsamkeiten. Davor, mit anderen Jungs, war es immer schwierig gewesen, anders. Sie fragten nicht nach und ich habe nichts erzählt. Mir wurde zwar irgendwann klar, dass viele Leute auch nicht nachfragten, weil sie mich nicht verletzen wollten, doch trotzdem fühlte ich mich ignoriert.

NICHT ZUR LAST FALLEN. Mit der Zeit werden einem viele Dinge bewusst. So habe ich beispielsweise nach meiner Ankunft in Argentinien jahrelang auf der Bettkante geschlafen, da ich niemandem zur Last fallen wollte. Solche Verhaltensweisen habe ich noch heute. Als müsste ich mich gut benehmen oder auf eine bestimmte Art reagieren, um überhaupt bleiben zu dürfen.

**Claudia** (KAM 1949 IN ARGENTINIEN AN. SIE WAR 11 JAHRE ALT)

DIE FLUCHT AUS EUROPA. Wir kamen 1949 an. Als sich mit der Berlin-Blockade ab Juni 1948 langsam der Kalte Krieg abzuzeichnen begann, sagte Papa, dass wir so weit wie möglich fort müssten. Zu der Zeit war gerade ein Freund meines Vaters in Mailand, der in Buenos Aires lebte. Er schlug uns vor, dass wir doch dorthin gehen sollten, also gingen wir.

In Argentinien bewegten sich meine Eltern in einem italienisch-jüdischen Umfeld. Ihr Freundeskreis bestand aus einer Gruppe wohlhabender Juden, die bereits 1939 eingewandert waren. Obwohl man damals eine bestimmte Entwicklung hatte voraussehen können, so konnte man sich das vernichtende Ausmass doch nicht vorstellen, so dass viele Juden in Italien geblieben waren. Wir reisten ohne Unterstützungen, als Vorsichtsmaßnahme.

DAS WIRD EUCH SCHON NOCH VERGEHEN! In Argentinien kam ich in die letzte Klasse der Grundschule. Im Sommer bereitete ich mich dann auf die Aufnahmeprüfung für die Sekundarschule vor. Doch da es mehr freie Plätze als Anmeldungen gab, wurde ich einfach so aufgenommen. Ein Jahr später wurde ich zur Direktorin gerufen, die mich in herausforderndem Ton anherrschte: «Was glaubt ihr eigentlich, wer ihr seid? Das wird euch schon noch vergehen!» Ich hatte keine Ahnung, warum sie das zu mir sagte. Weil wir Italiener waren? Oder vielleicht hatte sie herausbekommen, dass wir Juden waren? Ich wusste es nicht. Ich erzählte es meiner Mutter und sie vereinbarte ein Gespräch mit der Direktorin. Dabei kam heraus, dass die Direktorin uns für Peronisten gehalten und gedacht hatte, dass meine Aufnahme in die Schule über Beziehungen gelaufen sei. Das war fast wie ein Witz. Ein bitterer Witz, klar.

MEIN GROSSVATER, MEINE WURZELN. Mein Grossvater wollte eigentlich nicht nach Argentinien mitkommen. Er war schon alt und meine Mutter meinte, er solle besser in Italien bleiben. Ich dagegen weigerte mich, ohne ihn zu gehen. Ich war zwar erst zehn Jahre alt, aber für mich war es völlig klar, dass ich nicht zulassen würde, dass er in ein Altenheim kam. Angesichts meiner Entschlossenheit nahmen sie ihn also mit. Und das, obwohl sie nicht sonderlich gut miteinander auskamen.

Er starb mit 93 Jahren, ich war damals 23. Das war, nachdem ich geheiratet hatte, er starb ganz bewusst. Ich hatte meinen Mann nämlich nicht davon überzeugen können, meinen Grossvater in seinem Alter mit zu uns zu nehmen. Also blieb er bei meinen Eltern, mit denen er ja nicht gut auskam. Ich war seine Verbündete und seine Freundin. Ich habe all seine Sachen, mir erzählte er seine Geschichten, mit mir teilte er seine Gedanken.

ICH FAND NIEMANDEN ZUM REDEN. Früher habe ich nicht viel über meine Erlebnisse während des Krieges gesprochen. Wenn ich den Leuten aus der italienisch-jüdischen Gemeinschaft etwas erzählte, zeigten sie kein grosses Interesse. Und ich konnte in diesem Umfeld niemanden finden, der auch erst nach dem Krieg angekommen war. Doch mit meinen Kindern habe ich immer offen darüber gesprochen.

DIE VORURTEILE DER JUDEN. Mir scheint, dass Juden in Argentinien nicht allzu viele Probleme haben – und auch wir haben so manche Vorurteile. Zum Beispiel wollte einer meiner Söhne, der heute 28 Jahre alt ist, am Ende der dritten Klasse der Sekundarschule auf die jüdische ORT-Schule wechseln. Dort wurden Kurse angeboten, die etwas mit dem Judentum zu tun hatten, wie zum Beispiel Hebräisch, Jüdische Geschichte oder Bibellesekreise. Ich erinnere mich noch gut daran, wie wir hingingen, um uns zu informieren. Die Frau dort sagte, dass mein Sohn unmöglich auf den gleichen Bildungsstand wie die anderen Kinder kommen könne. Offensichtlich ging sie davon aus, dass er kein Jude war und darüber hinaus hielt sie ihn wohl für einen Halbidioten. Letztendlich hatte er aber überall gute Noten, ausser in Englisch. Als ich im März das nächste Mal hinging, musste ich es ihr doch ein wenig heimzahlen und meinte, dass sich ja nun doch alles gut entwickelt hätte – trotz ihrer Voraussagen. Dann fuhr ich fort, dass ich Jüdin und Piperno übrigens ein jüdischer Nachname sei, nur zu ihrer Information. Und dass ich mich auch voll und ganz als Jüdin fühlte und sehr darüber verärgert sei, dass sie uns diskriminiert hatte anstatt uns zu unterstützen.

ANTISEMITISCHE RESENTIMENTS. Da weder mein Vor- noch mein Nachname jüdisch klingen, hatte ich persönlich nie Probleme. Doch dafür wurde ich oftmals Zeugin davon, wie hier über Juden gedacht wird – denn bei mir musste man ja kein Blatt vor

den Mund nehmen. Einmal musste ich wegen einem antisemitischen Kommentar sogar bei einem Abendessen im Kollegenkreis aufstehen und gehen. Durch die Anschläge auf die israelische Botschaft und die AMIA ist das Thema auch präsenter. Sie hinterliessen bei mir ein Gefühl von direkter Bedrohung.

**Elsa** (KAM 1949 IN ARGENTINIEN AN. SIE WAR 26 JAHRE ALT)

NIEMAND BLIEB IN EUROPA. Ich kam 1949 an, niemand aus meiner Familie blieb in Europa. Ich ging nach Argentinien weil meine Tante bereits hier war. Meine Schwester ist mit ihrer zionistischen Gruppe nach Israel gegangen. Sie war auf dem letzten Schiff, das die illegale Einreise schaffte und nicht nach Zypern verschleppt wurde. Während meine Tante auf ihre Einreisepapiere für Argentinien wartete, wohnten wir noch zusammen in Brüssel, doch schliesslich blieb ich allein in Belgien zurück.

Mein Bruder, der in Südfrankreich gewesen war, ging nach Kuba. Dort blieb er fünf Jahre, bis er alle Formalitäten für die Einreise in die USA erledigt hatte. Bevor ich nach Argentinien zu meiner Tante ging, lebte ich eineinhalb Jahre mit ihm zusammen.

NIEMAND WOLLTE ZUHÖREN. Ich sprach über alles, was während des Nationalsozialismus geschehen war. Für mich war das auch eine Verpflichtung denen gegenüber, die nie zurückkehrten. Ich wollte gegen die Ignoranz angehen, die diesen fürchterlichen Taten gegenüber herrschte. Ich redete bis mir gesagt wurde, ich solle den Mund halten. Das machte mich sehr wütend. Dieses Land war doch ein Paradies und ich musste ausgerechnet von meinen Erlebnissen erzählen! Ich bekam zur Antwort, dass ich einfach nicht mehr daran denken sollte. Wie wenn meine Worte eine Belästigung wären. Wie wenn ich die Vergangenheit wie eine Peinlichkeit verbergen müsste. Wie eine Art Fehler, von dem ich nicht wusste, warum er mir angelastet wurde.

**Francis** (KAM 1950 IN ARGENTINIEN AN. ER WAR 26 JAHRE ALT)

MEIN SCHICKSAL. Eigentlich weiss ich gar nicht genau, warum ich nach Argentinien kam. Aber ich weiss, warum ich ging. Meine Eltern hatten im Krieg alles verloren. Genau wie meine Grosseltern im Krieg von 1914 und meine Urgrosseltern in dem von 1870. Ich ging davon aus, dass sich dieses Schicksal auch in der vierten Generation fortschreiben würde. Ausserdem zeichnete sich der Korekrieg ab. Ich wollte eigentlich nicht nach Argentinien, sondern nach Brasilien, da ich dort viele Angehörige hatte. Meine Eltern blieben in Frankreich, da sie schon alt waren. Ich kam 1950 in Argentinien an.

Auf der Reise hatte ich nämlich einen Herrn kennen gelernt, der mir so | lange von Argentinien erzählte, bis ich ganz begeistert war. Ich reiste als Tourist ein und bald hatte ich mein gesamtes Geld ausgegeben. Also musste ich bleiben.

Ich hatte grosse Probleme, als Jude eine Aufenthaltserlaubnis zu bekommen, mir wurden immer die Papiere verweigert. So blieb mir nichts anderes übrig, als 18 Monate lang illegal zu arbeiten.

Ich glaube, dass ich so ziemlich meinen Frieden fand. Ich konnte den ganzen Ärger zurücklassen, ich habe ihn mir vom Hals geschafft. Seit meiner Zeit im Widerstand und in der französischen Armee war ich älter geworden und hatte konkrete Ziele erreicht. Dadurch liess mich die Vergangenheit mehr oder weniger in Frieden.

**Rosi** (KAM 1950 IN ARGENTINIEN AN. SIE WAR 9 JAHRE ALT)

DIE FLUCHT VOR EINEM NEUEN KRIEG. Mein Vater wollte angesichts des drohenden Koreakriegs Europa verlassen. Nach Kriegsende blieben wir noch fünf Jahre in Paris, bis 1950. Eigentlich wollte mein Vater nach Israel. Also fuhren wir 1949 zusammen hin, um die Lage auszukundschaften. Wir gingen in Marseille an Bord und während der Überfahrt brach ein gewaltiges Unwetter los. Später wurde mir erzählt, dass ich dachte, ich müsse sterben, weil Flora nicht mit uns gefahren war. Flora war die Frau meines Vaters, die ich damals noch für meine leibliche Mutter hielt. Letztendlich kehrten wir zurück und die Wahl fiel doch auf Südamerika. Mein Vater wählte uns an einem so weit entfernten Ort in Sicherheit.

REISEZIEL: BOLIVIEN. Der Abschied von Paris fiel mir überhaupt nicht schwer. Die bevorstehende Geburt meiner jüngsten Schwester beschäftigte mich weit mehr. Ich war neun Jahre alt. Wir kamen im Dezember 1950 an Bord der *Florida* in Argentinien an, meine beiden Schwestern und ich und die dritte noch im Bauch. Ich erinnere mich noch, wie ich während der Überfahrt mit einem gleichaltrigen Kind spielte. Ich habe noch heute vor Augen, wie ich auf der Treppe sass, die die einzelnen Decks miteinander verband, und wie mir der Junge das Zählen auf Spanisch beibrachte. Obwohl er eigentlich Italiener war. Da wir wussten, dass Peron keine Juden ins Land liess, wollten wir eigentlich nach Bolivien. Doch während wir in Buenos Aires vor Anker lagen, traf sich mein Vater mit anderen Überlebenden, die ihm Unterstützung und gute Verbindungen anboten. Also blieben wir.

INTERNATSSCHÜLERIN. Ich begann im März 1951 mit der Schule, als Neunjährige kam ich in die dritte Klasse. Dann übersprang ich die vierte und kam im Jahr darauf in ein Internat. Es war fürchterlich. Doch zuhause reichte es einfach nicht für alle, obwohl sich mein Vater sehr viel Mühe gab, in diesem Land voranzukommen, dessen Sitten und Sprache ihm fremd waren. Er wollte mich beschützen, doch für mich war das Internat eine Strafe, da ich nicht mehr am Familienleben teilnehmen konnte.



NEUE ORTE, FREMDE MENSCHEN. Das Gefühl von Traurigkeit und Verlassenheit begleitete mich meine gesamte Kindheit über, manchmal ist es auch heute noch präsent. Es ist immer noch eine Herausforderung für mich, in einer unbekanntem Umgebung und unter fremden Menschen zu sein. Ich muss mich erst daran gewöhnen, mir einen Platz schaffen, von dem aus ich wieder weitermachen kann. Auch für meinen Vater war es schwierig, allerdings auf eine andere Art: Er war von dem Freund, der ihm seine Unterstützung zugesichert hatte, betrogen worden.

TRENNUNG UND EINSAMKEIT. Das Thema Trennung und Einsamkeit war und ist eine Konstante in meinem Leben. Es zieht sich durch mehrere Lebensabschnitte. Ich weiss nicht mehr genau, warum, aber in Frankreich lebten meine jüngere Schwester und ich bei einer französischen Familie. Meine Mutter sagte, dass sie ihre Ruhe bräuchte, da ihre neue Schwangerschaft sehr schwierig war. Einige Zeit davor war mir vom Arzt wegen meines Lungenproblems Höhenluft verordnet worden. Daraufhin wurde ich zuerst für eine Weile zu einer italienischen Familie geschickt und anschliessend kam ich auf ein Internat in Zürich. Auf eine Trennung folgte ein Verlassenwerden, fremde Häuser und Menschen wechselten einander ab. In einem seiner Bücher brüstet sich mein Vater damit, dass er sich gut um mich kümmerte, doch tatsächlich hatte er keine Ahnung, wie sehr ich litt.

EIGENSCHAFTEN. Die Suche hört nie auf. Es gibt Eigenschaften, die bereits bei der Geburt vorhanden und auch bleibend sind und die den Charakter eines Menschen prägen. Ich zum Beispiel bin manchen Dingen gegenüber sehr intolerant, ausserdem bin ich sehr zwanghaft. Mein Psychoanalytiker meinte einmal, dass mein Ordnungszwang eventuell auch von strengen Ordnungsregeln in dem Waisenhaus, in dem ich war, herkommen könnte – an die ich mich heute natürlich nicht erinnern kann. Auch kann ich mich an keine katholischen Bräuche mehr erinnern, obwohl ich weiss, dass ich mit dieser italienischen Familie zur Messe ging.

ICH HASSTE ES, VORGEZEIGT zu WERDEN. Ich wollte mich nie tiefer mit diesen Themen auseinandersetzen. Meine Ablehnung gegen alles, was mit dem Krieg generell und besonders mit meiner eigenen Geschichte zu tun hat, kam tief aus meinem Inneren. Ich wollte nicht oder ich konnte nicht, wer will das wissen. Erst vor Kurzem, als ich die Überarbeitung der Biografie meines Vaters übernommen habe, begann ich mich mit all dem bewusst zu befassen. Mein Vater wollte immer, dass alle Welt meine Geschichte kannte und das konnte ich nicht ertragen. Ich wurde immer als die Gerettete herausgestellt, mit vielen Ausrufezeichen, und ich habe mich wie ein schräger Vogel gefühlt. Ich hasste es, anders zu sein. Ausserdem unterlag ich besonderen Restriktionen. Es gab Din-

ge, die mir verboten waren, eben weil ich die war, die überlebt hatte. Ich durfte nicht ins Ferienlager mit, mit bestimmten Freunden durfte ich nicht ausgehen, ich durfte keinerlei Risiko eingehen. Mit meinen Schwestern, den Töchtern der zweiten Frau meines Vaters, war das nicht so. Ich wurde sehr streng erzogen, wurde immer umsorgt und beschützt, weil ich das lebendige Zeugnis der Geschichte meines Vaters war. Dies durchlitt ich im väterlichen Haus und das ging sogar noch nach meiner Heirat weiter.

DIE ATMOSPHERE DER SCHULD. Da ich neugierig war, wollte ich wissen, was geschehen war. Doch jede Nachfrage zog eine Atmosphäre der Schuld nach sich, bis ich schliesslich den Mantel des Schweigens fallen liess. Ich glaube, dass mir indirekt vermittelt wurde, dass meine Eltern wegen mir Dinge machen mussten, die sie vielleicht so nicht wollten. So etwas lag in der Luft. Erst an meinem achtzehnten Geburtstag erfuhr ich, dass meine leibliche Mutter in Warschau gestorben war. Das war ein schwerer Schlag für mich. Ich liebte meine Adoptivmutter sehr. Doch auch sie machte mich in einem freimütigen Augenblick indirekt dafür verantwortlich, dass sie meinen Vater geheiratet hatte. Ich hätte sie ja bereits als Mutter angenommen. Heute steht auf meiner offenen Rechnung, mehr über die Geschichte meiner leiblichen Mutter in Erfahrung zu bringen, herauszubekommen, was ihr passierte. Und ich möchte wissen, wie sie aussah.<sup>121</sup>

**Ania** (KAM 1951 IN ARGENTINIEN AN. SIE WAR 23 JAHRE ALT)

ICH WOLLTE NICHT, DASS MEIN KIND IN DEUTSCHLAND GEBOREN WIRD. Ich wollte nicht in Deutschland bleiben. Ich hatte geheiratet, war schwanger und ich wollte nicht, dass mein Kind in diesem Land geboren wird. Zwei Jahre zuvor war eine Cousine von mir nach Argentinien gegangen und sie erledigte die ganzen Formalitäten für mich. Man konnte ja nur mit «christlichen» Papieren einreisen.

Ich kam 1951 an. Bis 1949 hatte ich als «Katholikin» in Deutschland gelebt.

Im siebten Monat schwanger fuhr ich mit dem Schiff allein nach Buenos Aires. Ich konnte nicht noch länger warten. Wenn ich nicht gefahren wäre, hätte ich nach der Geburt noch mehrere Monate warten müssen. Mein Mann war in Deutschland geblieben, wo er arbeitete. Er hatte mich bis nach Marseille zum Schiff gebracht. Es war das erste Mal in meinem Leben, dass ich ein Schiff sah und ich war schwer beeindruckt. Ich reiste alleine und kam auch alleine an, ich kannte weder den Ort

121 Rosi recherchierte lange intensiv nach einem Foto ihrer Mutter – vergeblich. Sie weiss bis heute nicht, wie ihre Mutter aussah. (Anm. d. Üb.)

noch die Sprache. Meine Cousine nahm mich bei sich auf. Die Geburt stand so kurz bevor und mein Mann war so weit weg!

Am Anfang gefiel mir Argentinien überhaupt nicht, mir kam alles sehr unordentlich vor. Doch die Leute waren wundervoll und halfen mir, mich in der Stadt zurechtzufinden.

DER ANSCHLAG AUF DIE AMIA. Dieser Anschlag war ein unglaublicher Schock für mich. Es sieht so aus, als ob wir Juden an keinem Ort der Welt Frieden finden könnten. Auch als Volk werden wir nicht anerkannt. Der Anschlag zeigt, dass wir nicht respektiert werden und dass sie uns einfach umbringen, so wie es ihnen gerade passt.

**Enrique** (KAM 1951 IN ARGENTINIEN AN. ER WAR 19 JAHRE ALT)

ICH WOLLTE NICHT AUS PARIS WEG. In den 1950er-Jahren brach der Korea-Krieg aus und Frankreich hatte bereits Probleme mit seinen Kolonien. Deshalb gingen wir nach Argentinien. Ich war achtzehn Jahre alt und somit alt genug, um zu Kanonenfutter verarbeitet zu werden. Meine Mutter wollte schon seit 1945 aus Europa weg, doch mein Vater wollte in Paris bleiben. Schliesslich gewann meine Mutter und wir gingen alle drei. Die Wahl fiel auf Argentinien, da dort bereits einige Freunde meiner Mutter lebten. Meine Eltern hatten auch kurz überlegt, mich alleine zu schicken, doch ich wollte ja genauso wenig aus Paris weg wie sie. Dort hatte ich meine Freunde, mein Leben, alles, was mir wichtig war. DAS FLUGBOOT Wir kamen 1951 mit dem Schiff an, Mama und ich blieben in Montevideo und Papa reiste allein weiter. Nach etwa acht Tagen nahmen wir das Flugboot nach Buenos Aires. Zum Glück mussten wir nicht erst noch in das *Hotel de los Inmigrantes*.

ICH WOLLTE NICHT STUDIERN. Ich hatte die Schule bereits beendet und wollte nicht weiter studieren. Ich bekam Probleme mit meinem Vater, der sich irgendwie ausgemalt hatte, dass ich Chirurg werden würde, ich weiss nicht warum. Auch meine Mutter war frustriert, aber ich wollte einfach arbeiten. Ich hatte bereits in Paris als Juwelier gearbeitet und das machte ich dann auch in Argentinien. Ich kam Samstagmorgens an und am folgenden Montag sass ich bereits um zwei Uhr mittags freudig an der Arbeit.

TAUSEND JAHRE. Zum Attentat auf die AMIA dachte ich mir: «Ein weiterer Schlag gegen uns». Wir werden auch in tausend Jahren noch verfolgt werden.

**Josette** (KAM 1952 IN ARGENTINIEN AN. SIE WAR 12 JAHRE ALT)

ICH MUSSTE ARBEITEN. Wir kamen im September 1952 mit dem Schiff in Argentinien an. Die Überfahrt war sehr unterhaltsam, ich war ein sehr kontaktfreudiges Mädchen und kannte alle an Bord.

Das Leben hier war für mich ein Rückschritt: Die Küche war im Innenhof und die Dusche musste man erst einmal mit Alkohol desinfizieren. Wir lebten in einem sehr ärmlichen Haus in Floresta, das weit von dem Standard entfernt war, den ich aus Paris gewohnt war. Meine Onkel hatten meiner Mutter versprochen, ihr zu helfen, doch das hielten sie nicht ein. Meine Mutter begann, als Schneiderin zu arbeiten und wir halfen ihr. Dafür habe ich nähen gelernt. Der Anfang hier war sehr hart. Ich ging zur Schule und danach musste ich arbeiten.

Zuerst kam ich in eine niedrige Klasse, damit ich die Sprache lernte, doch dann wurde ich versetzt. Diese weisse Kittelschürze, die Schuluniform, gefiel mir gar nicht. Doch nach und nach musste ich mich an die neue Situation gewöhnen – wie die Male zuvor, wie bei den vorherigen Umstellungen auch.

DIE AUS DEM KRIEG GERETTETE. Ich kam mir wie ein Zirkusaffe vor. Überall war ich die *Oisgueratevet*, die, die überlebte. Ich fühlte mich wie eine Rarität. Wahrscheinlich bemühte ich mich deshalb immer so um ein perfektes Spanisch, damit niemand einen Unterschied bemerkte. Die «aus dem Krieg Gerettete» zu sein störte mich viel mehr, als die Ausländerin zu sein. Es kam mir wie ein Vorwurf vor. Es war, als ob ich mich auf eine bestimmte Art verhalten, etwas beweisen müsste, wie wenn etwas von mir erwartet werden würde, was ich nicht erfüllen konnte. Ich hatte dieses Gefühl besonders bei meinen Mitschülern in der Grundschule. Ich wusste, dass ich mich für das Geschehene eigentlich nicht schämen musste, und trotzdem hatte ich immer ein Gefühl, als wäre ich Täterin und nicht Opfer. Ich weiss nicht, woher das kam. In meiner Vorstellung hatte ich etwas Schlechtes getan. Es kam mir so vor, als ob es in meiner Familie einen Makel, etwas Hässliches geben würde, als ob ich mit einem Fehler geboren worden wäre. Es fühlte sich wie eine Sünde an, als Jüdin geboren und Opfer von Verfolgung gewesen zu sein. Unsere Bekannten hier in Argentinien waren alle Überlebende und das war ständig Gesprächsthema, das kam immer auf den Tisch. Heute dagegen wissen 99 Prozent meiner Bekannten nicht, dass ich einen Krieg überlebt habe.

VON ALMOSEN LEBEN. Einiges von der Erfahrung, als Kind verfolgt worden zu sein, hat mich bis heute tief geprägt. Viele Jahre wollte ich nichts Eigenes besitzen, als würde ich darauf warten, schnell fliehen und alles zurücklassen zu müssen. Das ist mir in der Therapie bewusst geworden. Mein Beruf ist allerdings das Gegenteil davon: Als Anwältin kann ich nicht einfach in der Gegend herumziehen. Ich hatte immer das Gefühl, von Almosen zu leben. Ich hatte nie etwas Eigenes.

MEINE ERLEBNISSE SIND MEIN EINZIGER BESITZ. Das Einzige, was immer mir | gehörte, ist meine Geschichte, all meine Erlebnisse. Das Interview mit der Spielberg-Stiftung

zeigte ich meinen Kindern nicht. Das ist mein Eigentum. Es gehört mir und es ist das Einzige, über das ich selbst verfügen kann. Materielle Dinge besitze ich nicht, aber mit meiner Geschichte mache ich, was ich will. Ich habe immer alles alleine gemacht. Als Kind war ich wie ein Paket, das von einem Ort zum nächsten mitgetragen wurde, ohne Erklärung, ohne Trost. Plötzlich geschahen furchtbare, schreckliche Dinge und für mich kam alles aus heiterem Himmel, da mich niemand darauf vorbereitet hatte. Heute weiss ich, dass man mich schützen wollte, doch früher war mir das nicht bewusst. Wenn ich weine werde ich wieder zu dem kleinen Mädchen, das die Welt um sich herum nicht verstehen kann.

MEINE SCHWESTER UND DIE BEDINGUNGSLOSE LIEBE. Zu keinem anderen Menschen auf der Welt habe ich so viel Vertrauen wie zu meiner älteren Schwester Adela. Wir verstehen uns, ohne zu reden. Wir brauchen keine Worte, doch müssen wir auch nicht gezwungen schweigen. Sie ist die einzige Zeugin meiner Geschichte. Adela beschützte mich, sie war und ist das feste Fundament unter meinen Füßen. Für sie war ich eher eine Tochter als für meine Mutter. Ich weiss, dass wir beide nach bedingungsloser Liebe suchen – und manchmal haben wir sogar das Glück, sie zu finden.

MEINE KINDER. Meine Kinder tragen keine Schuld an meinen Entbehrungen, an den schwarzen Löchern in meinem Leben. Es gibt Dinge, die ich gerne wüsste, aber nicht weiss. So weiss ich beispielsweise nicht, was meine Mutter während der Zeit erlebte, als sie im Krieg alleine war. Ich weiss nicht, was ihr passiert ist. Ich möchte nicht, dass meine Kinder ähnliche schwarze Löcher in meiner Geschichte finden.

**Maurice** (KAM 1955 IN ARGENTINIEN AN. ER WAR 18 JAHRE ALT)

EIN NEUES LEBEN. Ich lebte in Sedan bei einem Cousin meines Vaters. Ich studierte und bekam bereits meine Einberufung zum Militärdienst, als ein Brief von meiner Tante aus Bolivien ankam. Sie lud mich ein, zu ihr nach Südamerika zu kommen. Mein Bruder war schon 24 und er willigte ein. Also sagte ich zu und sechs Monate später erhielt ich eine Schiffsfahrkarte von Genua nach Buenos Aires, ein Flugticket von Buenos Aires nach La Paz und einen Termin bei der bolivianischen Botschaft in Paris, wo ich wegen des Visums vorsprechen sollte. Am schwersten fiel mir der Abschied von Tatá und Tonton, mit denen ich weiterhin in engem Kontakt stand. Jedes Jahr verbrachte ich drei Monate bei ihnen.

Mein Bruder entschied, dass ich den gesamten Schmuck, den uns unsere Eltern zurückgelassen und den Tatá und Tonton für uns im Garten vergraben hatten, mitnehmen sollte. Und die Hälfte des Geldes: 300 Dollar. Zu jener Zeit war das sehr viel Geld, vor allem für einen Jungen wie mich. Später bei meiner Ankunft

wechselte ich zwanzig Dollar und ich schaffte es nicht, diese innerhalb von drei Wochen auszugeben. Ich war achtzehn Jahre alt.

STUDEREN, UM JEMAND ZU SEIN. Als mein Schiff im Hafen von Buenos Aires ankam, erwartete mich der Bruder meiner Mutter mit seiner Familie. Ich verbrachte die folgenden drei Wochen bei ihnen. Dann flog ich weiter nach La Paz, wo ich sechs Monate blieb und Spanisch lernte. Doch mein Onkel überzeugte mich davon, zu studieren. Nur so würde ich es zu etwas bringen. Er wollte mich unterstützen. Also kehrte ich nach Buenos Aires zurück. Ich hatte ein Studienvisum für Bolivien, das auch in Argentinien anerkannt wurde, obwohl ich die Sprache nicht besonders gut konnte. So schrieb ich mich 1959 mit 21 Jahren in der Fakultät für Architektur ein und 1965 machte ich dort meinen Abschluss.

Ich war 27 Jahre alt.

ICH WOLLTE NICHT ERZÄHLEN. Es gibt Dinge in meinem Leben, über die ich nie gerne gesprochen habe. Ausser mit nahen Verwandten. So habe ich beispielsweise immer behauptet, dass meine Eltern im Krieg umgekommen wären. In Wirklichkeit war meine Mutter jedoch am Leben, sie war in einer psychiatrischen Klinik in Frankreich. Um Erklärungen aus dem Weg zu gehen, sagte ich einfach, meine Eltern wären verhaftet worden und fertig. Ich bekam mit meiner damaligen Verlobten ernsthafte Probleme deswegen. Am Anfang hatte ich ihr nämlich erzählt, dass meine Eltern tot wären und erst als die ganze Sache dann ernsthafter wurde und es ans Heiraten ging, erzählte ich ihr die Wahrheit. Sie war sehr gekränkt. Von meinen Adoptiveltern erzählte ich dagegen alles.

Die Verbindung zu Tatá und Tonton hielt ich mein ganzes Leben lang aufrecht. Heute stehe ich jedoch nur noch mit Tatá in Kontakt, Tonton ist bereits gestorben. Meine Tochter Lorena reiste nach Frankreich und besuchte die beiden, und auch meine andere Tochter fuhr mit ihrem Mann zusammen hin. Für meine beiden Töchter sind sie wie Grosseltern. BESCHÜTZER DES LEBENS. Als Kinder hatten mein Bruder und ich einen Freund namens Jean-Marie Pouplain, er war der Sohn katholischer Nachbarn. Nach dem Tod seiner Eltern begann er, über die örtlichen Geschehnisse während der deutschen Besatzung zu schreiben. Sein besonderes Augenmerk galt den Juden. Er war es, der alle nötigen Dokumente einreichte, damit Tatá und Tonton für ihr Handeln eine Anerkennung erfuhren. Er sorgte dafür, dass ihnen die Auszeichnung *Cardien de la Vie*, Beschützer des Lebens, verliehen wurde. Dieser Titel gleicht dem der *Gerechten unter den Völkern von YadVashem* in Israel und wird von der französischen Regierung verliehen. Die feierliche Zeremonie fand im März 2001 statt, als es Tonton bereits nicht mehr so gut ging. Als ich in Niort eintraf, teilte mir Tatá mit, dass die beiden bereits

alles genau besprochen und Tonton einen Plan erstellt hätte. Der Ablauf war klar strukturiert: Am Freitag sollten wir mit Tatá im Altenheim zu Mittag essen – sie sollte bezahlen – und am Sonntag sollte sie uns alle nach der Feier in ein Restaurant einladen und anschliessend sollten wir Tonton besuchen kommen. Als wir uns dann endlich wiedersahen war er sehr gerührt.

Die Feier war sehr bewegend. Sie fand in einem Saal des Rathauses statt, einem sehr imposanten Gebäude. Die ganze Verwandtschaft und der israelische Konsul waren da. Mein Bruder sollte eine Rede halten, doch stattdessen brach er in Tränen aus. Das stand dann auch in der Zeitung. Neben dem Titel bekamen Tatá und Tonton noch einen Kerzenleuchter und eine Urkunde. Es war eine enorme Genugtuung, dass sie diese Anerkennung erhielten und dass ich dabei sein und diesen Moment mit ihnen teilen konnte.

**Alberto** (KAM 1960 IN ARGENTINIEN AN. ER WAR 25 JAHRE ALT)

MIR SCHRIEB MEINE GROSSMUTTER. Ich kam 1960 in Argentinien an. Davor lebte ich in Israel, es ging mir gut. Doch dann erhielt ich einen Brief von meiner Grossmutter auf Jugoslawisch, aus Istanbul. Sie bat mich darum, in die Türkei zu kommen, sie würde auch die Fahrtkosten bezahlen. Ich hatte den Militärdienst hinter mir und war frei, ich konnte tun und lassen was ich wollte. Also entschied ich mich, zu fahren. In der Türkei bot mir meine Grossmutter nach einiger Zeit an, mir die Reise nach Argentinien zu bezahlen, falls ich wollte. Dort lebte meine Mutter. Für mich waren Argentinien, Montevideo oder Río de Janeiro alles dasselbe. Ich hatte in Israel einige Leute aus Argentinien oder Uruguay kennengelernt, doch ich brachte immer alles durcheinander. In der Türkei gefiel es mir nicht, also willigte ich ein, nach Argentinien zu gehen.

Ich musste warten, bis meine Mutter die ganzen Papiere besorgt hatte. Als Jude konnte man immer noch nicht nach Argentinien einreisen. Ich glaube, es gab eine Militärregierung. Ich hatte alle meine alten Unterlagen verloren, ich hatte nur einen israelischen Pass auf den Namen leuda Macabi. Ich erhielt mein Visum nach zwei Jahren in der Türkei.

ICH ERINNERTE MICH NICHT MEHR AN MAMA. Ich erinnerte mich nicht mehr an meine Mutter, ich hatte sie seit achtzehn Jahren nicht mehr gesehen. Das letzte Mal war ich sieben Jahre alt. Sie war zu jener Zeit 53. Als ich in Buenos Aires ankam, gingen alle Passagiere von Bord. Ich dagegen ging zum Bug des Schiffes und fing an, zu rufen: «Mama! Mama!» Wie ein kleiner Junge. Es war sechs Uhr früh und alles war voller Nebel, Buenos Aires erschien mir überhaupt nicht so schön, wie ich mir das vorgestellt hatte. Plötzlich erkannte meine Mutter meine Stimme, doch sehen konnte sie mich nicht. Also rief sie zurück: «Alberto!

Alberto!» Da begann ich, auf den Ausgang zuzulaufen, bis ich einer Frau in die Arme lief – es war sie.

Noch im Hafen wurde mir gesagt, dass ich Christ werden müsse, falls ich bleiben wollte. Also liess ich mich noch einmal taufen, den Taufschein habe ich immer noch. ICH KONNTE KEIN JUDE SEIN. Ich wusste, dass meine Mutter wieder geheiratet hatte, aber nicht wen. Es war ein Deutscher, der in der deutschen Botschaft in der Türkei gearbeitet hatte. Ich glaube, dass er ein Nazi war. Doch am Anfang wusste ich das nicht. Ich kam an und sie nahmen mich auf. Sie lebten allein, sie hatten keine Kinder. Ich weiss nicht, wie der Mann meiner Mutter sie davon überzeugen konnte, dass ich mich besser als ihr Neffe ausgab. Vielleicht, weil ich so «jüdisch» aussah, ich weiss es nicht, aber so war das. So lange er noch am Leben war, war die Beziehung zu meiner Mutter distanziert, erst als er gestorben war, konnte ich das Zusammensein mit ihr geniessen. Obwohl meine Kinder wussten, dass sie meine Mutter war, nannten sie sie «Tante». Ich habe ihnen meine Geschichte nie genau erzählt, sie wissen nur sehr wenig.

Mein Stiefvater starb mit achtzig Jahren, erst danach fing ich an, als Jude zu leben. Er bewegte sich in einem deutschen Umfeld, ich vermute, dass das Ex-Nazis oder deren Kinder waren. Jedenfalls erschien es mir nicht sehr ratsam, mich in diesem Rahmen als Jude zur Schau zu stellen. Trotzdem war ich bereits mit einer Jüdin verheiratet. Meine Mutter hätte mir nie erlaubt, eine Nichtjüdin zu heiraten. Zuvor hatte ich schon mehrere Freundinnen gehabt, die keine Jüdinnen waren, doch meine Mutter machte mir jedes Mal das Leben so lange zur Hölle, bis ich diese Beziehungen aufgab.

DIE ANGST, DASS ALLES VON VORN ANFÄNGT. Als das Attentat auf die AMIA verübt wurde, hatte ich dasselbe Gefühl wie damals, als die Synagoge in Jugoslawien in Brand gesteckt wurde. Nachdem mein Vater bereits deportiert worden war, ging ich jeden Tag zur Synagoge, da ich dort seine Gegenwart spüren konnte. Und eines Tages wurde sie angezündet. Kroaten stürmten herein und schlugen auf alle ein. Da ich noch klein war, konnte ich den Schlägern entweichen. Ich beobachtete, wie sie alles in Brand setzten und weinte fürchterlich. Diesen heiligen Ort, den ich lieben gelernt hatte und der wie ein Schutzraum für mich war. Als ich aufsah, sah ich einen Mann, der mit einem Prügel auf die Tafeln mit den Zehn Geboten einschlug. Jedes Mal, wenn etwas in Israel passiert oder bei einem solchen Anschlag wie der auf die AMIA muss ich daran denken. Ich konnte mir weder das zerstörte AMIA-Gebäude noch die israelische Botschaft nach dem Anschlag ansehen. Ich weinte sehr viel, ich musste in psychologische Behandlung. Ich war völlig verängstigt, ich dachte, dass nun alles von vorn anfängt. Auch



das, was 2001 auf der Plaza de Mayo passiert ist, der Tumult, machte mir grosse Angst. Ich hatte deutlich das Gefühl, dass sich der Hass wieder gegen die Juden richtete, die in solchen Situationen ja häufig als billige Erklärungsmuster herhalten müssen.

**Mira** (KAM 1960 IN ARGENTINIEN AN. SIE WAR 32 JAHRE ALT)

ALS ALLE GINGEN, KONNTEN WIR NICHT MIT. Wir waren wegen meiner Mutter und meinem Bruder in Polen geblieben. Meine Mutter war krank. Man musste sie pflegen, sie unterstützen, die Auswanderung hätte sie wahrscheinlich nicht überlebt. Ausserdem lebte mein Bruder in Moskau und wenn wir gegangen wären, dann hätten wir uns vielleicht nie wieder gesehen. Wir konnten nicht gehen.

Ich habe 1950 geheiratet und 1952 kam meine einzige Tochter zur Welt. Es waren schwierige Jahre, es war die Zeit des Wiederaufbaus, der Rückkehr ins Leben. Ich musste meine Tochter erziehen und mich gleichzeitig um meine Mutter kümmern, die in einer neurologischen Klinik lag. Und mein Bruder kämpfte in Moskau gegen den Krebs. Nachdem beide gestorben waren, gab es keinen Grund mehr, zu bleiben. Ich war als letzte aus meiner Familie übriggeblieben.

ARGENTINIEN, EINE GUTE STIEFMUTTER. Wir kamen 1960 in Argentinien an, im Jahr der Entführung Adolf Eichmanns. Polen zurückzulassen fiel mir sehr schwer, dort war meine Heimat. Meine ersten Worte waren polnisch und meine Tochter sprach Polnisch. Als wir fort gingen, fuhren wir mit dem Taxi zum Bahnhof und der Fahrer meinte, dass ich mich glücklich schätzen könne, weil ich auswanderte. Doch ich antwortete, dass ich das nicht war. Und genau in jenem Moment fuhren wir über die Weichsel und der Gedanke, dass ich sie nie wieder sehen würde, betrübte mich noch mehr. Es gibt Leute, die sich darüber ärgern, wenn ich das sage, aber ich fühle mich heimatlos. Alles, was ich besitze, habe ich mir hier aufgebaut und ich liebe Argentinien – doch nur, wie man eine gute Stiefmutter lieben kann und nicht, wie man eine Mutter liebt.

## **Fela: Aus dem Vernichtungslager zu den Müttern der Plaza de Mayo**

*Fela wirkt klein und zerbrechlich. Mit ihrer wohlklingenden Stimme singt sie wehmütig die alten mitteleuropäischen Lieder ihrer Kindheit.*

*Sie überlebte den Horror der Vernichtungslager oder, wie sie es sagt, «sie lebte weiter». Argentinien erreichte sie 1948. Sie heiratete und bekam drei Kinder: Estela, Matias und Eugenia. Das Unheil kehrte mit der Militärdiktatur erneut zurück: Zwei ihrer Kinder wurden entführt.*

*Fela ist nicht ihr richtiger Name. Auch die ihrer Kinder stimmen nicht und auch nicht ihr Herkunftsland. Sämtliche Angaben, die auf ihre wahre Identität hinweisen könnten, sind gefälscht. Sie gehört zu den «Kindern», die zwar für dieses Buch ihre Geschichte erzählen, doch nur unter Gewährleistung strikter Anonymität, sowohl für sich als auch für ihre Kinder. Sie sagt: «Man weiss nie, was in Zukunft noch alles kommen wird. Und ich möchte nicht das Leben meiner Familie aufs Spiel setzen!» Doch der Inhalt ihres Berichts, die darin beschriebenen Personen und Geschehnisse sind absolut real.*

Ich war glücklich, ich hatte ein gutes Leben. Ich genoss nicht nur die Annehmlichkeiten finanzieller Sorglosigkeit, sondern auch das Glück, meine Kinder heranwachsen zu sehen. Zu sehen, wie sie lernten, Sport trieben, sich aufs Leben vorbereiteten. Jedes Erfolgserlebnis, jede Prüfung an der Universität, jeder kleine Schritt nach vorn war für mich wie ein Diplom, ein wertvolles Dokument. Im Krieg war mein Leben nichts wert gewesen und nun konnte ich mit beiden Händen mitten hineingreifen, bis sie dieses ganze Leben kaum mehr umfassen konnten – ich trank es in mich hinein, ohne abzusetzen. Estela stand kurz vor dem Abschluss ihres Medizinstudiums. Danach wollte sie Raúl, ihren Freund, heiraten. Matías stand mitten im Studium der Ingenieurwissenschaften und Eugenia, die Jüngste, war vor Kurzem auf die Sekundarschule gekommen. Alicia, die Freundin von Matías, wohnte mehr bei uns als bei sich zuhause. Wir hatten immer viel Besuch von den Freunden unserer Kinder. Sie kamen zum Abendbrot oder auf ein Glas Milch, später dann auf eine Mate. Es musste immer ein Gugelhupf oder anderer Kuchen im Haus sein. Ihnen gefiel es bei uns. Und ich platzte fast vor Glück.

DAS GRAUEN KEHRTE ZURÜCK. Eines Tages unternahm ich mit meinem Mann eine Schiffsreise nach Patagonien. Ich erinnere mich noch, wie Matías meinte, dass er uns bei unserer Rückkehr nicht abholen könne, weil er an jenem Tag ein Seminar hätte. Als unser Schiff in Bahía Blanca vor Anker ging, wurden wir über das Schiffsradio ausgerufen. Wir hatten eine Nachricht be-

kommen, dass wir nach Hause kommen sollten – unsere zwei Ältesten waren entführt worden. Das war in der Zeit der Militärdiktatur, die 1976 begonnen hatte. Das Grauen war zurück und erfasste mich erneut. Doch diesmal war es viel schlimmer, sehr viel schlimmer, denn diesmal traf es nicht mich, sondern meine Kinder. Wir liessen unser gesamtes Gepäck auf dem Schiff und rannten los. Wir flogen nach Buenos Aires zurück, wo wir zuhause ein völliges Chaos vorfanden. In der Nacht zuvor war unsere Gegend zum «befreiten Gebiet» erklärt worden. Dann umstellten die Militärs den Block und drangen in unser Haus ein. Zum Glück übernachtete Eugenia bei einer Freundin. Im Haus waren Estela, Matías und Ramira, unsere paraguayische Haushaltshilfe. Sie nahmen alle drei mit. Sie zerrten sie aus den Betten und so wie sie waren, im Schlafanzug, zogen sie ihnen eine Kapuze über und schleppten sie in ihre Autos. Dann plünderten sie die Schränke, sie nahmen alle Wertsachen mit, die sie finden konnten. Die elektronischen Geräte, Pelze, alle alkoholischen Getränke. Schliesslich zerstörten sie – ich will mich gar nicht daran erinnern. In diesem Moment interessierte mich das jedoch alles überhaupt nicht. Ich rannte zu den Zimmern der Kinder und sah, dass die Schuhe und Jacken nicht mehr da waren.

Ich dachte nur, dass sie zum Glück etwas am Leib hatten. Da wusste ich noch nicht, dass sie sie halb nackt verschleppt hatten und dass die fehlenden Sachen gestohlen waren.

**ARBEITE NICHT BEI JÜDISCHEN FAMILIEN.** Am nächsten Tag liessen sie Ramira frei. Sie erzählte, dass sie die Militärs angefleht habe, auch die Kinder freizulassen. Sie würden sich doch gut benehmen, sie studierten, sie wären in nichts Verdächtiges verwickelt, würden immer zuhause schlafen. Doch niemand schenkte Ramira Beachtung und sie wusste nicht, wo die Kinder hingebracht worden waren. Als sie nachfragte, warum sie sie nicht freiliessen, hiess es nur, dass sie die Fragerei besser lassen und sich benehmen solle. Als sie schliesslich gehen konnte, rieten ihr die Militärs, besser nicht weiter in diesem Judenhaus zu arbeiten. Sie solle doch besser zu einer deutschen oder italienischen Familie gehen. Doch Ramira ignorierte sie nicht nur, sondern rannte sofort zum Haus von Raul, Estelas Freund, um ihm und seinen Eltern von den Vorfällen zu berichten.

**RETTUNG UM JEDEN PREIS.** Als ich in die Zimmer der Kinder kam und sah, dass sie nicht da waren, brach ein Schluchzen aus mir hervor, wie wenn mir jemand die Kehle aufgeschlitzt hätte. Ich schrie wie ein Tier – nie wieder habe ich später so geschrien. Ich hatte ein Gefühl, als würde ich innerlich zerstückelt werden. Und dann war ich still.

Ich weinte nicht, ich weinte nie wieder. Ich biss die Zähne zusammen, behielt alles bei mir, verwandelte mich in Stein. Meine Mission war, meine Kinder zu retten. Selbst wenn es mein Leben kosten sollte. Alles andere war unwichtig. Heute denke ich, dass ich mich meinem Mann und Eugenia gegenüber ungerecht verhielt, doch damals interessierte mich nur, wie ich meine Kinder zurückbekommen könnte. Sie hatten mir das Teuerste geraubt, ich hatte keine Angst. Ich war entschlossen zu kämpfen, mit nackten Händen.

WAS TUN? Unser Aktionszentrum war das Haus eines Cousins von meinem Mann. Von dort aus telefonierten wir, dort hielten wir Treffen ab und verbrachten schlaflose Nächte. Wir setzten uns mit anderen Eltern in Verbindung, die in der gleichen Lage waren wie wir. Diese rieten uns, kein Theater zu veranstalten und ruhig zu bleiben. Wir sollten nichts losstreiten, da dies ihrer Meinung nach die ganze Sache nur verschlimmern würde. Doch was sollte denn noch schlimmer sein? Wir wussten doch schon, dass überall Leute verhaftet wurden, von denen man dann nichts mehr hörte. Auf was sollten wir denn warten? Ich erinnerte mich an die Diskussionen im Ghetto: Kämpfen oder alles ertragen? Versuchen, sich durch Anpassung zu retten oder mit der Waffe in der Hand sterben? Ich konnte nicht die Hände in den Schoß legen und einfach zusehen. Ich hatte eine Familie aufgebaut.

Und ich sagte mir: «Ich kann nicht noch einmal alles verlieren. Dieses Mal nicht».

FREUNDE IM AUSLAND. Es folgten Tage voller fiebriger Aktivität, jede Minute war kostbar. Wir wussten, dass man die Suppe essen muss, so lange sie noch heiss ist, und dass wir keine Sekunde verlieren durften. Doch wir wussten nicht, was wir tun, wohin wir gehen und wen wir um Hilfe bitten sollten. Wir alarmierten alle unsere Freunde im Ausland, in Australien, den Niederlanden, Italien, Kanada, wir sagten allen Bescheid und baten sie darum, bei der argentinischen Botschaft in ihren Ländern nach Estela und Mattías zu fragen. Wir baten sie darum, sich an die örtlichen Behörden zu wenden, an die Tageszeitungen, an das Parlament. Ein Bekannter von uns aus Europa, der jedoch in Mexiko lebte, war zufällig genau zu jener Zeit in Argentinien. Er hatte gute Verbindungen, er war mit einem mexikanischen Ex-Präsidenten befreundet, mit dem Direktor der wichtigsten Tageszeitung, mit dem Vorsitzenden der Handelskammer. Er war eine Persönlichkeit in Mexiko. Wir trafen uns sofort mit ihm und er versprach, Himmel und Hölle in Bewegung zu setzen, damit wir unsere Kinder wiedersehen würden. Und das tat er auch.

HABEAS CORPUS. Ein mit Raúl – Estelas Freund – befreundeter Anwalt meinte, dass wir einen Widerspruch nach dem Habeas-Corpus-Grundsatz<sup>122</sup> einreichen müssten. Das dauerte fünf Tage, die mir länger als fünf Jahre vorkamen. Ich schlief nicht, ich wusste nichts von meinen Kindern, ständig in Alarmbereitschaft drehte ich langsam durch. Schliesslich hielt ich diesen Habeas-Corpus-Widerspruch in der Hand und ging zum Innenministerium. Als ich bei der Casa Rosada ankam, standen dort bereits fünfzig andere in der Schlange.

Mit dem gleichen verzweifelten Blick wie ich, mit dem gleichen Papier in der Hand, mit den gleichen Fragen: Was tun? Wohin gehen?

Wen um Hilfe bitten? Sie kamen aus allen sozialen Schichten, alle Viertel der Stadt waren vertreten. Und genau wie mir, war ihnen allen das Herz gebrochen worden. Die Polizisten behandelten uns schlecht. Sie sahen uns geringschätzig an, als ob wir Abfall wären.

Die Leute weinten und alle erzählten die gleiche Geschichte. Wir hörten uns alle gegenseitig an und in dem tiefen Schmerz der anderen spiegelte sich unser eigener. Ich hätte nie geglaubt, dass ich einmal an diesem Ort stehen würde, mit all den anderen Eltern, dass ich einmal eine von ihnen wäre. Doch die geteilten Tränen gaben uns Trost und Kraft, uns gegen die Geringschätzung zu behaupten.

Endlich kam ich an die Reihe und legte meinen Widerspruch vor.

Ohne aufzublicken antwortete mir der Mann hinter dem Schalter: «Gehen Sie, schon erledigt.» Ich weiss nicht einmal mehr, ob er mir überhaupt eine Quittung oder einen Beleg gab.

SIE SAGT, IHR NAME SEI ESTELA. Noch in derselben Nacht, um Mitternacht, klingelte das Telefon: «Wir möchten mit Herrn Soundso sprechen», sagte eine heisere Stimme in autoritärem Tonfall. «Ich bin seine Frau», gab ich zur Antwort, worauf mir die Stimme mitteilte: «Hier ist die Verkehrspolizei von Ezeiza. Wir haben hier ein Mädchen, das sagt, sie heisse Estela und sei Ihre Tochter. Das wollten wir überprüfen.» Sie lebte! Meine Estela lebte! «Wo ist sie?» schrie ich mehr als ich fragte und der Mann sagte, dass sie sie dort lassen würden, an einer Nationalstrasse, ich weiss nicht mehr, welcher. Mein Mann und Raúl fuhren wie zwei Verrückte los, um sie zu holen. Als sie sie fanden, trug sie noch den gleichen Schlafanzug wie in der Nacht, als sie verschleppt worden war. Sie war auf einen Baum geklettert, um sich vor einer Meute kläffender Hunde in Sicherheit zu bringen. Etwa um ein Uhr früh brachten sie sie nach Hause. Als sie in die Küche trat, zitterte sie wie Espen-

122 Dieser Grundsatz verbietet Freiheitsentzug ohne richterliche Anordnung.  
Das Recht auf Schutz vor willkürlicher Inhaftierung gilt als Menschenrecht.  
(Anm. d. Üb.)

laub, ihr ganzer Körper war mit Wunden übersät. Ich sehe immer noch vor mir, wie sie die Hand ausstreckt und fragt: «Hast du ein kleines Stück Brot?» Vom Abendessen war noch Huhn übrig. Ich schaffte es nicht, ihr das Essen in einem Teller zu servieren, sie ass direkt mit den Händen aus dem Topf, voller Verzweiflung.

ZUM WEINEN BLIEB KEINE ZEIT. Alle weinten. Ausser ich. Ich war hart wie Stein, ich weinte nicht. Matías fehlte. Zum Weinen blieb keine Zeit, wir mussten ihn wieder finden.

Unser Freund, der in Mexiko lebte, setzte sich sehr für uns ein. Er ging zur Botschaft, er legte Beschwerde ein, mobilisierte Parlamentsmitglieder, veröffentlichte die Sache in der Zeitung. Unsere Freunde in Australien, den Niederlanden, Italien und Kanada machten das gleiche. Sie setzten Himmel und Hölle in Bewegung.

Es kamen einige Leute bei uns vorbei und alle gaben Ratschläge, was nun am besten zu tun sei, wohin man gehen, an welche Türen man klopfen solle. OBERST GATICA. Ich ging zum I. Armeekorps nach Palermo, in der Nähe der Avenida Santa Fe und der Juan B. Justo-Strasse. Ich weiss nicht mehr, wer das organisierte, es war nämlich nicht so einfach, dort hineinzukommen. Ich wurde alle zehn Meter von einem Soldaten angehalten und nach meinen Papieren gefragt. Dann wurden meine Nummer und die Uhrzeit notiert. Schliesslich erreichte ich das Büro von Oberst Raúl Gatica, der General Carlos Guillermo Suarez Mason direkt unterstand. Ich wusste überhaupt nicht, was ich zu ihm sagen sollte, mein Gehirn war wie leergefegt. Ich trat ein, baute mich vor ihm auf und packte ihn am Revers. Meine Worte strömten unkontrolliert aus meinem Mund und ich schrie ihn an: «Sie können nicht erlauben, dass hier ein tragischer Fehler begangen wird! Mein Sohn ist kein Umstürzler! Er ist keine Gefahr für irgendjemanden, er hat nichts getan, er war immer zuhause. Erlauben Sie nicht – Sie können nicht erlauben, dass so eine Ungechtigkeit geschieht! Suchen Sie ihn, suchen sie ihn schnell, jede Minute zählt!» Er hätte mich umbringen können. Ich weiss nicht, was mit mir los war, doch zum Glück tat er mir nichts. Stattdessen begann er, einen Stapel gelber Akten zu durchsuchen und zog eine heraus. Ich fuhr fort: «Dass mir mein Haus leer geräumt wurde, will ich Ihnen erst gar nicht sagen, das interessiert mich nicht.» Worauf er nur meinte: «Ach, das auch?» Wie wenn er nicht genau wüsste, wovon ich sprach. Ich bestand weiterhin auf meiner Forderung und er antwortete: «Gut, ich verspreche Ihnen, dass ich das überprüfen werde. Falls er jedoch zurückkommt, erwarte ich, dass Sie vorbeikommen

und mir Bescheid sagen.» Bevor ich zu Gatica ging, hatten mir einige Leute geraten, dass ich ihm sagen sollte, dass ich ein Vernichtungslager überlebt hatte. Doch das wollte ich nicht. Ich ging nicht dorthin, um mich auszuweinen. Auch nicht, um zu bitten und auch nicht, um mich zum Opfer zu machen. Ich ging hin, um zu fordern. Heute halte ich das für wahnwitzig. Und es ist wirklich ver-rückt: Achtzehn Tage zuvor hatten sie meinem Sohn «die Kapuze übergezogen» und da stand ich nun, mitten in der Diktatur, und stellte Forderungen.

Eine Freundin erzählte mir später, dass sie gedacht hätten, ich besäße kein Herz. Oder ich sei La Pasionaria<sup>123</sup>. Sie konnten nicht verstehen, wie ich so zielstrebig und stark sein konnte. Doch ich war entschlossen, selbst den eigenen Tod in Kauf zu nehmen, um meinen Sohn zu finden.

DOKTOR BALBFN. Andere Eltern von Verschwundenen trafen sich in einer Konditorei gegenüber dem Fakultätsgebäude der Rechtswissenschaften. Ich ging hin und fragte, ob sie mich in ihr Gremium aufnehmen wollten. Wir diskutierten dort unsere weitere Vorgehensweise und entwickelten gemeinsame Strategien. Eines Tages bekam ich einen Anruf und mir wurde gesagt, dass wir am nächsten Morgen ein Gespräch mit Dr. Ricardo Balbfn hätten. Doch einige Stunden später kamen einige Gremiumsmitglieder persönlich bei mir vorbei, um mir den richtigen Zeitpunkt des Treffens mitzuteilen. Da die Telefone abgehört wurden, wurden darüber keine wesentlichen Dinge besprochen. Als wir bei Balbfn vorsprachen, fragte er mich, ob Matías ein *Montenero* sei. «Sagen Sie mir die Wahrheit», beharrte er nachdrücklich. Ich verneinte und sagte, dass er zwar ab und zu das Studierendenzentrum seiner Fakultät besucht hätte, aber kein *Montenero* sei. Darauf meinte er, dass es vielleicht Hoffnung gäbe.

DOKTOR ALFONSIN. Wir besprachen uns auch mit Dr. Raúl Alfonsfn. Das Gespräch fand in seinem winzigen Studio in der San Josö-Strasse statt. Davor mussten wir etwa zwei Stunden warten und unterhielten uns mit der Sekretärin. Sie war eigentlich Anwältin und kam vom Land, aus einem kleinen Dorf, in dem sich alle kennen. Sie erzählte uns, wie sie einmal auf einer Versammlung einen stadtbekanntem General nach Informationen über einige verschwundene politische Aktivisten gefragt hatte. Er nahm die Liste mit den Namen und sagte, ohne einen Blick darauf zu werfen: «Meine sehr verehrte Frau Doktor, ein Freund eines Um-

123 Gemeint ist die spanische Revolutionärin Dolores Ibarruri Gomez. (Anm. d. Üb.)

stürzlers ist auch ein Umstürzler, ein Nachbar eines Umstürzlers ist auch ein Umstürzler, ein Bruder eines Umstürzlers ist auch ein Umstürzler, ein Freund eines Nachbarn eines Umstürzlers ist auch ein Umstürzler.» Die Anwältin erzählte, wie sie ihm die Liste wieder aus der Hand nahm und antwortete: «Mein sehr verehrter Herr General, nach diesem Kriterium werden in diesem gesegneten Land nur die in Uniform und Stiefeln übrigbleiben.» Etwas später kam Alfonsfn, der sehr warmherzig war. Er sagte: «Was soll ich Ihnen erzählen? Die Liste ist lang und ich werde tun, was ich kann.»

PATER INAQUI DE ASPIAZU. Ich suchte auch den Pater Inaqui de Aspiazu auf. Er versprach, für Matías und mich zu beten und sagte: «Den Militärs ist das Vaterland gleichgültig. Sie interessieren sich nur für ihre Karriere. Patrioten gibt es dort keine, sie wollen einfach leben wie die Paschas.» Es waren noch andere Frauen dort und alle erzählten ihre Geschichte. Eine davon war anders gekleidet, sie trug Jeans und eine Jacke und ich hörte, wie sie mit «Schwester» angesprochen wurde. Es war eine der beiden französischen Nonnen, die später verschwunden sind.

DIE MÜTTER DER PLAZA DE MAYO. Die anderen hatten eine Demonstration vorbereitet und ich entschloss mich, auch daran teilzunehmen.

Allerdings wollte ich alleine gehen, ohne meinen Mann und meine zwei Töchter. Wenn ich mich schon einer ernststen Gefahr aussetzte, dann wollte ich das alleine tun; falls etwas passieren sollte, dann nur mir. Ich fuhr mit dem Auto und anderen Müttern zu der Demonstration, Mütter, deren Kinder nie wiederkehrten. Als wir an der Plaza de Mayo ankamen, war alles voller Leute. Noch hatten die Mütter keine weissen Kopftücher. Geplant war, im Kreis zu gehen, ohne stehen zu bleiben, eine bei der anderen untergehakt. Die Parole lautete: «Sagt uns, wo sie sind!» Bald tauchte eine Anti-Terror-Einheit auf, mit ihren polierten Stiefeln und schwarzen Uniformen sahen sie wie die *Gestapo* aus. Einer hatte ein schreckliches Gesicht und erinnerte mich an einen Aufseher im Lager. Ich hatte das Gefühl, wieder dort zu sein, noch einmal... Doch dann dachte ich: ‚Was interessiert mich das? Ich muss Matías retten.‘ Sie kreisten uns ein und liessen uns nicht weitergehen, sie trieben uns auseinander. Doch ich wollte nicht, ich war wie festgenagelt. Von dort würden sie mich nicht wegbekommen, ich hatte keine Angst und dachte mir: ‚Wie oft werde ich sterben? Einmal, nur einmal.‘ Dann trieben sie uns zusammen und brachten uns auf die Wache in der Lavalle-Strasse.

AUF DER WACHE. Wir waren etwa hundert Leute und sie steckten uns den ganzen Tag in eine Zelle. Wir sassen auf dem Boden, unterhielten uns und



riefen immer wieder laut. Sie wussten nicht, was sie mit uns machen sollten und schliesslich mussten wir uns in einer Reihe aufstellen. Alle mussten «auf dem kleinen Klavier spielen»<sup>124</sup> und wurden gefragt, wegen wem sie gekommen waren. «Wegen meines Sohns», antwortete ich dem Beamten. «Wann trat er seine Haftstrafe an?» fragte er und ich gab zurück: «Er trat überhaupt keine Haftstrafe an, er wurde nicht verhaftet, er wurde entführt und ist verschwunden.» So hatten wir es abgemacht. Wir akzeptierten keine Begriffe wie «Häftling» oder «verhaftet». Wir setzten «entführt», «verschleppt», «verschwunden» dagegen. Am Abend liessen sie uns endlich gehen.

DAS GESCHENK. Ich ging in eine nahe gelegene Werkstatt, um telefonisch zuhause Bescheid zu geben, dass ich frei war. «Weisst du es schon?» fragte mein Mann. «Nein, was soll ich denn wissen?» – «Auf dich wartet ein grossartiges Geschenk: Matías ist zurück! Er ist nicht hier, doch es geht ihm gut, komm schnell, dann erzählen wir dir alles!» Vor lauter Glück konnte ich den Telefonhörer nicht loslassen. «Sag das noch einmal», bat ich ihn. «Ja, er ist zurück. Er lebt, er ist zurück.» Und wirklich, er lebte. Genau wie Estela wurde auch er mit Elektroschocks gefoltert, er wurde gequält und er musste die ganze Zeit eine Kapuze über dem Kopf tragen. Er war völlig durchgefroren und halb verhungert, doch er lebte. Er erzählte uns, dass ein Priester zu Besuch gekommen war und ihnen sagte, dass sie die Hoffnung nicht aufgeben sollten und dass es Wunder gäbe. Heute klingt das ironisch, doch Matías meinte, dass ihm das Zuhören gutgetan hätte.

Er war aus Sicherheitsgründen nicht nach Hause zurückgekehrt, sondern versteckte sich bei einem Freund von einem Cousin. Seine Rippen waren gebrochen, es dauerte mehrere Wochen, bis er sich wieder erholt hatte, doch er war am Leben. Ich brachte ihm jeden Tag das Essen. In unserem Haus wollte ich nicht länger wohnen.

DIE NACHBARN. Wir verkauften im folgenden Monat unser Haus weit unter Wert und zogen um. Ich wollte in keinem Viertel bleiben, in dem die Nachbarn geschwiegen hatten, in dem niemand versucht hatte, die Entführung zu verhindern. Ich weiss, dass der Terror gewaltig war, ich weiss das. Aber ich konnte nicht dort bleiben und jeden Tag diese Leute sehen, die sich dumm stellten und behaupteten, dass sie nichts gehört hätten. Dann noch ein «Wie barbarisch!» und Themenwechsel. Der ganze Block war in einer offenen Aktion umstellt worden – und niemand hatte etwas gehört? Wenn sie mir sagen würden, dass sie

Angst hatten, könnte ich das verstehen. Doch ich habe kein Verständnis dafür, wenn sich jemand dumm stellt. Wir zogen von dort weg. Ich wollte sogar das Land verlassen, doch die Kinder wollten nicht. Und ich konnte sie durch nichts überzeugen.

WER IST SICHER? Ich traf mich mit dem Dekan der Ingenieurwissenschaften um zu besprechen, ob Matías zurückkehren konnte. Ich hatte Angst. Seine Karteikarte war bereits entfernt worden, wie wenn er gestorben wäre. Ich fragte: «Welche Sicherheit habe ich, dass ihm nichts geschieht?» Worauf der Dekan antwortete: «Gnädige Frau, welche Sicherheit haben wir alle hier?» Matías kehrte zurück, setzte sein Studium fort und machte seinen Abschluss.

DER JUDE, DER DIEB UND DAS VERSPRECHEN. Doch die Geschichte ist hier noch nicht zu Ende. Während Matías verschwunden war, hatte er zwei Mitgefangene. Der eine war ein gewöhnlicher Dieb, doch da er dachte, damit besser wegzukommen, behauptete er bei seiner Verhaftung, er sei ein *Montenero*. Damit war sein Urteil unterschrieben. Der andere war ein junger Jude und wirklich *Montenero*. Er war während einer Auseinandersetzung mitgenommen worden und wusste, dass er keine Überlebenschance hatte. Keiner von beiden kam zurück. Am Tag, als Matías freikommen sollte, bekam er eine Jacke und ein Hemd. Der junge Jude gab Matías seine Schuhe, damit er nicht barfuss gehen musste. Er wusste ganz genau, dass er nicht überleben würde. Beide sagten Matías ihre Namen und Adressen, damit er ihren Familien Bescheid geben konnte. Und bereits wenige Tage nach seiner Freilassung wollte er dieses Versprechen einlösen. Ich dachte, ich sterbe. Ich sagte zu ihm, dass ich gehen wolle, ich wollte auf keinen Fall erlauben, dass er losging. Doch mit Matías kann man nicht verhandeln und schliesslich gingen wir zusammen. Der jüdische Junge hatte in San Miguel gelebt. Als wir dort ankamen, sagte ich zu Matías, dass er in einigem Abstand warten solle und ging allein zur Haustür. Ich klingelte, doch niemand öffnete. Ich setzte mich hin und schrieb eine Nachricht – mit der linken Hand, weil niemand meine Schrift erkennen sollte: «Fragen Sie nicht, von wem diese Nachricht kommt. Ich war mit ihrem Sohn zusammen und vor einer Woche war er noch am Leben. Er hat mir diese Adresse gegeben, damit ich Ihnen das sage.» Danach fuhren wir in zwei verschiedenen Bussen nach José C. Paz, einem Armenviertel. Der Dieb hatte Matías den Weg zu der angegebenen Adresse genau erklärt und ihm auch gesagt, was er dann dort tun sollte. Als wir in dem Viertel ankamen, liess ich nicht zu, dass Matías weiter mitging. Also erklärte er mir alles und ich ging allein. Ich folgte der Beschreibung und kam auch

bald zu dem Häuschen. Falls niemand da wäre, sollte Matías eine Nachricht schreiben und den Zettel in ein kleines Loch über dem Fenster stecken. Er sollte vor allem seinem Bruder sagen, dass er keine krummen Dinger drehen, sondern sich ordentlich aufführen sollte. Ich klopfte an die Tür, doch niemand war zuhause. Wieder mit der linken Hand schrieb ich die Nachricht: Ich sei mit dem Dieb zusammen gewesen und der Bruder solle sich von Problemen fernhalten. Ich rollte den Zettel zusammen und steckte ihn in das kleine Loch über dem Fenster. Mein Herz klopfte wie wild, ich konnte kaum atmen. Die Nachbarn könnten mich sehen, die Polizei auch. Ich wusste nicht, wer um mich herum war. Doch mir war klar, dass die Einlösung seines Versprechens für meinen Sohn sehr wichtig war. Am liebsten wollte ich wegrennen, doch ich wollte keine Aufmerksamkeit auf mich ziehen. Ich ging zurück, traf Matías an der Haltestelle und wir fuhren nach Hause. Mission erfüllt. Wir haben nie jemandem von der ganzen Sache erzählt, absolut niemandem. Das ist das erste Mal, dass ich darüber spreche.

ICH FING AN zu WEINEN. Während der folgenden Jahre wurde ich von einer ungeheuren Angst verzehrt. Um meine Kinder, nicht um mich.

Ich weinte nie, ich habe mich nie von dem Schrecken besiegen lassen, doch als alles vorbei war, fiel ich in eine tiefe Depression. Aus mir war die Luft raus. Ich lebte nicht mehr, ich vegetierte vor mich hin. Ich weinte, ich weinte ohne Unterlass. Meine Vergangenheit, meine verlorene Kindheit, der Verlust meiner Eltern, meiner Geschwister, alles kam mit solcher Wucht zurück, dass ich nicht dagegen angehen konnte. Ich durchlebte alles noch einmal. Ich war versunken.

DER PERSONALAUSWEIS. Die Angst begleitete uns wie ein klebriger Schatten. Einige Jahre später gingen wir mit allen Kindern zur Bundespolizei, um uns einen Personalausweis ausstellen zu lassen.

Wir wollten sicher sein, dass alles in Ordnung war. Und das war es. Es gab keinerlei Probleme, alle bekamen einen Ausweis und fertig. Sie liegen bei uns zuhause, fast unberührt. Sie sind wie eine Art Bestätigung, dass alles in Ordnung ist.

MEINE VERLORENE KINDHEIT KEHRTE ZURÜCK. Meine Enkel fragen mich nach dem Holocaust, sie wollen, dass ich ihnen davon erzähle. Ich weiss nicht, was ich erzählen und was ich lieber verschweigen soll.

Doch wenn sie es wissen wollen, erzähle ich ihnen das, wonach sie fragen. Obwohl sie wissen, dass ihre Eltern verschwunden waren, stellen sie keinen Zusammenhang zu dem her, was ich erlebte.

Vielleicht machen sie das auch nie. Für mich war das eine doppelte Tragö-

die: Einmal das, was ich durchmachte, als ich glaubte, meine Kinder für immer verloren zu haben und darüber hinaus öffnete sich wieder der Deckel zu dem, was im Dunkeln lag, was schlief, was ruhig und vergessen schien – zu meiner verlorenen Kindheit.

## Epilog

### Steinchen im Schuh

Der Begriff «Scrupulus» bezeichnet die kleinen, spitzen Steinchen, die in die Sandalen der römischen Legionäre drangen. Keine Skrupel zu haben bedeutete, mit Leichtigkeit gehen, sorglos und frei Entscheidungen treffen zu können. Heute setzt man Skrupellosigkeit mit mangelndem Interesse an den Mitmenschen gleich, mit Unachtsamkeit und Geringschätzung. Denn Skrupel mahnen zur Vorsicht und verweisen auf das Gebot eines respektvollen Umgangs. Aus der Erkenntnis, dass sich unser Verhalten auf die Welt um uns herum auswirkt, ergibt sich die Verpflichtung zu einem verantwortungsvollen Miteinander.

Die Steinchen in den Schuhen der «Kinder», die sie ab und zu pieksen, sind wie eine bleibende Mahnung an die Verantwortung den Mitmenschen, besonders den Kindern gegenüber. Kriege, Genozide, Territorialkämpfe, ethnische oder koloniale Konflikte – alle sind geprägt von skrupellosen Entscheidungen. Vielleicht sollte über wichtige Dinge lieber aufrecht stehend statt hinter dem Schreibtisch entschieden werden. Aufrecht stehend, mit einigen Steinchen im Schuh, mit einigen Skrupeln, die uns daran erinnern, dass wir alle Menschen sind, dass uns nichts Menschliches fremd ist und dass wir für jeden Schritt, den wir tun, auch verantwortlich sind.

Bestimmte Themen lassen die «Kinder» aus diesem Buch nicht los, sind auch wie Steinchen im Schuh<sup>125</sup>: Die Erinnerung – Die Rückkehr aus dem Versteck – Nachdenken über das Geschehene – Die Identität – Träume, Eigenarten und Ängste – Warum habe ich überlebt? – Die ewige Frage nach Gott.

#### Die Erinnerung

«Das Wichtigste in meinem Leben geschah bereits vor meiner Geburt.» Dieser Satz steht für eine grundlegende Erfahrung der jüngsten der «Kinder» und derjenigen, die als Kinder von Überlebenden erst kurz nach Kriegsende geboren

<sup>125</sup> Dies ist auch der Titel meines unveröffentlichten Romans: *Mit einem Steinchen im Schuh*.

wurden. Der Schmerz darüber, sich nicht an grundlegende, prägende Ereignisse erinnern zu können, treibt sie zu einer Suche, die erfolglos bleiben muss. Die «Kinder», die während des Nationalsozialismus noch keine fünf oder sechs Jahre alt waren, haben kaum eigene Erinnerungen an ihre damaligen Erlebnisse. Sie können nichts hervorholen und «betasten». Ihre Erinnerungen wurden ihnen durch Erzählungen von anderen «geschenkt» und sie machen sich anhand einiger, weniger Fotografien ein Bild ihrer Vergangenheit – vorausgesetzt, sie haben das Glück, solche zu besitzen. Die Suche nach Unterlagen und Orten wird zur Besessenheit. Unterlagen, die ihre Existenz beweisen, die zeigen, dass es sie gibt und dass es sie gegeben hat.

Sie müssen an die Orte zurückgehen, von denen sie wissen, dass sie dort einige Zeit ihrer Kindheit verlebten. Mühsam versuchen sie, die Puzzlestücke ihres Lebens zusammensetzen, die ihre eigene Erinnerung nicht greifen kann.

### **Hélène**

DIE QUAL DER FEHLENDEN ERINNERUNG. Das Thema der fehlenden Erinnerung quält mich sehr. Meine eigene Erinnerung setzt etwa 1948 oder 1949 ein, als ich acht oder neun Jahre alt war. Ich habe ein paar Erinnerungsblitze und einige, wenige Gefühle dazu. Für mich ist das sehr traumatisch, ich empfinde das als etwas, das es mir unmöglich macht, mich vollständig zu fühlen. Ich stelle fest, dass ich dieser Erinnerungslücke, diesen fehlenden Gefühlen, diesem Nicht-Bewusstsein meiner ersten Lebensjahre bis vor Kurzem nur wenig Beachtung geschenkt habe. Doch wenn ich heute darüber nachdenke, wird mir bewusst, dass es für den Menschen fundamental ist, sich selbst zu kennen.

ICH FRAGTE NICHT. Mich quält nicht nur die fehlende Erinnerung an sich.

Ich mache mir ausserdem Vorwürfe, weil ich meine Eltern zu wenig fragte. Und wenn ich es doch tat, dann hörte ich ihnen nicht aufmerksam genug zu. Mir war noch nicht bewusst, dass Erinnerung auch Verpflichtung ist. Erst nach etwa zwanzig Jahren habe ich begonnen, über so etwas nachzudenken – und dann war es bereits zu spät. Mein Wissensdurst weckte den Wunsch in mir, nach Polen zu reisen. Ich hatte die Vorstellung, an dem Ort, an dem meine Eltern gelebt hatten, Antworten zu finden. Meine Mutter starb vor dreissig Jahren, mein Vater vor zwanzig.

Warum habe ich ihnen nicht die Fragen gestellt, die mich heute umtreiben? Warum fragte ich nicht, als es noch jemanden gab, der die Antworten wusste? Warum erinnere ich mich nur so schwer an die Namen meiner Onkel und Tanten? Ich habe das Gefühl, eine Aufgabe erfüllen zu müssen, doch weiss ich nicht, ob ich das schaffen werde. Bei meiner Reise nach Polen konnte ich auf dem Standesamt einige Namen von Familienangehörigen finden. Doch ich ha-

be das Gefühl, noch einmal fahren zu müssen, um die Aufgabe ein für allemal zu Ende zu bringen. Es gibt immer noch einige Dinge, die noch offen sind. Doch andererseits ging es bei der letzten Reise auch darum, die Kraft für den Besuch eines Vernichtungslagers aufzubringen. Das habe ich geschafft – Dank einer Bewusstseinspaltung. Diejenige, die da durch das Lager ging, durch die Korridore und an den Vitrinen von Auschwitz entlang, das war ich und gleichzeitig war ich es doch nicht.

Meine Mutter, mein Vater und mein Bruder überlebten. Wir haben alle vier überlebt.

MEIN BRUDER IST MEIN GEDÄCHTNIS. Unter den wenigen Fotos aus jener Zeit ist eines, das mich mit meinem Bruder zeigt. Er ist das einzige Gedächtnis, das es in unserer Familie noch gibt – doch er möchte über diese Zeit nicht sprechen! Als ich ihn fragte, ob er mit mir zusammen bei den Brunos versteckt war, bejahte er, doch dort sei es ihm nicht gut gegangen. Meine Eltern holten ihn bereits nach kurzer Zeit wieder ab und nahmen ihn mit. Mich liessen sie allein zurück, um mich zu retten. Vor Kurzem schaffte es mein Bruder Henri, mir eine Episode aus unserer gemeinsamen Zeit bei den Brunos zu erzählen. Wir unternahmen einen Spaziergang und kamen an einem Polizeirevier vorbei. Henri erinnerte sich, wie wir uns auf Zehenspitzen gestellt hatten, um hineinschauen zu können und wie uns ein Polizist zurechtwies und sagte, dass es verboten sei, in ein Polizeirevier hineinzuschauen. Mein Bruder wusste noch, dass er so grosse Angst bekommen hatte, dass wir nie wieder dort vorbeiliefen. Offensichtlich war ihm bewusst, was uns hätte passieren können. Diese kurze Episode aus dem Gedächtnis meines Bruders ermöglicht mir, eine Kindheitsangst besser zu verstehen: Auf meinem Schulweg musste ich immer am Polizeirevier unseres Viertels vorbeilaufen – und immer beschlich mich ein Gefühl von Angst.

SO VIELES, DAS ICH NICHT WEISS. Ich glaube, dass ich viele Anteile meiner Persönlichkeit mit dem Wissen um solche Begebenheiten wie die obige besser verstehen könnte. Henri kann sich zwar daran erinnern, doch er hat den Vorhang zugezogen und will nicht darüber reden.

Aus meiner Zeit bei den Brunos habe ich keine Erinnerungen an Angst, Kälte oder Hunger. Auch erinnere ich mich nicht daran, dass ich meine Eltern vermisst oder geweint hätte. Allerdings gibt es auch keine Erinnerungen an ein Lachen, an Spielen, an die Wärme einer zärtlichen Liebkosung.

Bei Tatá und Tonton dagegen begann ich zu fühlen, zu leben. Ich lernte die Freundschaft zu einem Hund, den Duft einer Blume und die Bedeutung von gutem Essen kennen. Im Garten dort gab es einen Hund, Margaritensträucher, kleine Kaninchen und Hühner, einen Hahn und eine Wasserpumpe. Dort war

Leben, das Leben, das ich begann. Es gab auch einen Roller und ein Fahrrad und ich lernte Radfahren.

Bei Tatá und Tonton lernte ich die Wärme einer Umarmung, die Wärme von Körperkontakt kennen – und das Gefühl der Sicherheit, das diese Wärme vermittelt.

Sie hatten keine Kinder. Ich war ihre Tochter und sie waren meine ersten wirklichen Eltern.

### **Michel**

MEIN ZUHAUSE IN PARIS. Ich habe keinerlei Erinnerung an mein Zuhause in Paris. Ich kenne die Adresse – Boulevard Murat 122 – doch das Einzige, was ich habe, ist ein Foto. Jedes Mal, wenn ich in Frankreich bin, gehe ich wieder zu dem Haus, in dem ich geboren wurde und an das ich keine eigene Erinnerung habe. Doch ich gehe trotzdem und mache immer das gleiche Foto davon.

DIE FOTOS. Auf den Fotos kann ich sehen, dass meine Kindheit – abgesehen von unserer Flucht-ziemlich behütet war. Ich habe Fotos auf denen zu sehen ist, wie ich mit meinem Vater in Südfrankreich Ball spiele. Sie zeigen, dass wir uns damals nicht in einem Keller versteckt hielten. Anhand der Fotos kann ich das sehen, an was ich mich nicht erinnern kann.

### **Rosi**

WAS MIR ERZÄHLT WURDE. Von meinen ersten Lebensjahren weiss ich nur das, was andere mir erzählt haben. Ich weiss von meiner Rettung aus dem Ghetto, von meinem falschen Namen, von dem Waisenhaus, in dem ich mehrere Jahre verbrachte. Ich weiss, was mir sowohl meine Stiefmutter als auch mein Vater und auch andere Überlebende, die meinen Vater aus Warschau kannten, erzählten. Doch niemand konnte mit etwas über das Waisenhaus erzählen, diese Etappe war wie ein schwarzes Loch in meinem Leben, das ich nicht durchdringen konnte. Doch das Leben ist voller Überraschungen.

IN QUEBEC, AUF EINEM FLUR. 1987 nahm ich an einem Onkologiekongress in Quebec teil. Am Eröffnungstag schlenderte ich durch die Halle, die voller Menschen war, die sich in unterschiedlichen Sprachen unterhielten. Als ich an drei Frauen vorbeiging, die Polnisch sprachen, stellte ich mich vor und wir begannen, uns zu unterhalten. Sie fragten mich, woher ich sei und warum ich Polnisch könne und ich erzählte ihnen, dass ich zwar in Argentinien lebte, aber eigentlich aus Warschau käme.

Ich weiss nicht warum, denn eigentlich ist das nicht meine Art, aber ich begann, ihnen meine Lebensgeschichte zu erzählen. Und zu unserer Überraschung brach eine von ihnen in Tränen aus. Sie schien etwas älter als ich selbst zu sein. Hanka – so hiess sie – erzählte, dass auch sie aus Warschau sei und den Krieg



in einem Nonnenkloster verbracht hätte, das zum Waisenhaus umfunktioniert worden war: Kszendza Boduena. Nach dem, was ich erzählte, fügte sie zu meiner völligen Sprachlosigkeit hinzu, es sei sogar sehr wahrscheinlich, dass sie mich dort in den Armen gehalten hätte. Sie war dort für die Pflege der Kleinkinder zuständig gewesen. Hanka war etwa sieben oder acht Jahre älter als ich, auch Jüdin und sie hatte im gleichen Waisenhaus überlebt. Ihr Vater war in Warschau ein sehr angesehener Kinderarzt gewesen, der die Kinder des Waisenhauses umsonst behandelt hatte. Als die Verfolgung begann, bat er die Oberin, seine Tochter zu verstecken. Also wurde Hanka als Dienstmädchen oder Krankenschwester eingekleidet und sie kümmerte sich um die Babys, wahrscheinlich auch um mich. So konnte sie sich selbst und vielleicht auch mich retten.

Das Leben brachte mir kostbare Bruchstücke meiner Vergangenheit zurück. Aber es fehlt immer noch viel, um rekonstruieren zu können, was meine Erinnerung nicht bewahren konnte.

MEINE ERSTE ERINNERUNG. Meine erste Erinnerung habe ich an die Zeit, als ich bereits fünf Jahre alt war. Mein Vater hatte mich schon gefunden und war wieder verheiratet. Mein bewusstes Leben beginnt in Paris. ERINNERUNGSDURSTIG. Ich möchte gerne mehr über das Waisenhaus wissen. Aufgrund der damaligen Lage besitze ich nichts aus jener Zeit, auch kein Bild von meiner Mutter. Es gibt keinen vernünftigen Grund für meinen Wissensdurst, ich denke, dass ich einfach sehen möchte, wo ich war. Um vielleicht – wie andere Kinder auch – mein erstes Spielzeug oder meine erste Schaukel wiederzuentdecken.

Ich habe mich immer nach einem Foto von meiner Mutter gesehnt. Auf der Suche danach reiste ich um die halbe Welt zu den wenigen Verwandten, die überlebt hatten: nach Frankreich, Israel und Australien. Doch niemand besass ein Foto von ihr und selbstverständlich gab es auch keine Überreste von alten Fotoalben aus der Zeit vor dem Krieg.

### **Enrique**

DIE SELTSAMEN WEGE DER ERINNERUNG. Ich habe nur wenige Male in meinem Leben geweint. Ein Anlass war der Tod meines Vaters. Ich weiss nicht warum, aber genau in dem Moment kam eine Erinnerung zurück: Ich sah vor mir, wie wir 1939 aus Polen in Frankreich ankamen und mein Vater nicht am Bahnhof war, um uns abzuholen. Welch seltsame Wege die Erinnerung doch geht!

### **Frida**

DAS POESIEALBUM. Im August 1940 – einen Monat nach Beginn der deutschen Besetzung – bekam ich zu meinem achten Geburtstag ein Poesiealbum. So ei-

nes, das man zum Schuljahresende den Freunden gibt, damit sie zur Erinnerung etwas hineinschreiben. Ein Gedicht, ihren Namen, eine gemeinsam erlebte Anekdote. Gegen Ende 1942 wurde jüdischen Kindern der Besuch einer staatlichen Schule verboten. Daraufhin wurden im Gemeindehaus unseres Viertels zwei Räume zu einer provisorischen Schule umgestaltet und einige jüdische Lehrer bemühten sich dort, zu unterrichten. Eine meiner neuen Mitschülerinnen dieser provisorischen Schule, Greetje Cohen Treves, schrieb mir ein Gedicht in das Album, das ich bin heute aufbewahre. Greetje war etwas älter als ich, vielleicht so 13 Jahre alt, doch wir waren in derselben Klasse. Hier ist die Übersetzung von dem, was sie mir schrieb:

Später, wenn das Licht wieder zurückgekehrt ist  
Und wir wieder einen Blick in unsere Gedichtbüchlein werfen,  
Wenn wir uns an unser Leiden erinnern,  
An diese schmerzhaften Momente – dann werden sie uns unwirklich erscheinen.  
Wenn wir dann versuchen, etwas Positives aus diesen Zeiten zu retten,  
Wird das der Umstand sein, viele gute Freunde gehabt zu haben,  
Uns gekannt zu haben.

Damals konnte ich die Reife Greetjes noch nicht erkennen, sie wurde mir erst viel später bewusst. Ich habe weder von ihr noch von ihrer Schwester Paula, die in meinem Alter war, jemals wieder etwas gehört. Auch von meinen anderen Mitschülern nicht. Ich kann mich noch gut daran erinnern, wie wir immer weniger wurden, wie jeden Tag weniger zum Unterricht kamen. Erst viele Jahre später warf ich wieder einen Blick in das Album, sah mir die Daten und Einträge an. Überrascht stellte ich fest, dass ich meinen Nachnamen durchgestrichen habe, wahrscheinlich, um nicht entdeckt zu werden. Ausserdem sah ich, dass das letzte Gedicht von meiner eigenen Tochter war. Sie schrieb es mir als Achtjährige zu Muttertag. Von meinen acht Lebensjahren zu ihren – ein ganzes Leben.<sup>126</sup>

126 Frida erzählte diese Geschichte in dem Workshop «Die Geschichte dieses Gegenstands», zu dem alle Überlebenden einen Gegenstand mitbrachten und dessen Geschichte erzählten. Zum Zeitpunkt des Interviews für dieses Buch konnte sie sich noch nicht daran erinnern. Es gibt viele solcher Beispiele für die Zufälligkeit der Erinnerung, die nicht linear, sondern sehr sprunghaft verläuft. Der Workshop fand in der *Fundación Memoria del Holocausto (Stiftung Erinnerung an den Holocaust)* statt und wurde von der Gruppe *Generaciones de la Shoah en la Argentina (Generationen der Shoah in Argentinien)* organisiert.

## Die Rückkehr aus dem Versteck

Als der Krieg vorbei war, beeilten sich die Überlebenden, die ihre Kinder bei anderen Familien versteckt hatten, diese wieder abzuholen. In einigen Fällen, in denen die Eltern nicht überlebt hatten, kamen vielleicht ein Onkel oder ein Cousin. Auch jüdische Organisationen versuchten, versteckte Kinder zu finden, um diese in ein jüdisches Umfeld zurückzuführen. Dies war eine politische Entscheidung, eine Reaktion auf die grauenhafte Ermordung eines Drittels der jüdischen Weltbevölkerung. Eine Tatsache, deren wirkliche Dimension die Welt erst in jenen Monaten langsam und schmerzhaft begreifen musste.

Doch trotz der guten und nachvollziehbaren Absichten sprechen die Berichte der Kinder für sich: In den meisten Fällen wurden sie ohne die angemessene Behutsamkeit aus ihren Verstecken geholt. Angesichts des übergeordneten Ziels der Rückführung wurde auf die Bedürfnisse der Kinder, ihre Fähigkeiten oder ihre Geschwindigkeit keine Rücksicht genommen. Oft gab es weder Erklärungen noch Zeit für Verabschiedungen. Im Gegenteil. Das Abholen der Kinder gestaltete sich in den meisten Fällen brutal. Oft waren Verzweiflung und Wut im Spiel, als wären die Adoptiveltern korrupte Diebe, als wären sie selbst die Mörder oder deren Komplizen gewesen. Diese Momente der Trennung waren – und es ist nur gerecht, dies auch zu benennen – blindwütig, wirr und geprägt von der durstigen Suche nach Schuldigen.

### **Noëly** (WURDE MIT 8 JAHREN AUS IHREM VERSTECK GEHOLT)

WIR WEINTEN ALLE. Meine Adoptivfamilie, die Eloys, hatte viel dafür getan, mir eine glückliche Kindheit zu ermöglichen – was ihnen gelang. Auch um die Bewahrung meiner Identität hatten sie sich bemüht. All das wurde plötzlich zer schlagen. Der Augenblick, in dem dieses schwarze Auto auftauchte, hat sich unauslöschlich in mein Gedächtnis gebrannt. Es war so fürchterlich, so ungerecht, wie dieses Paar die Eloys auf übelste Art und Weise beschuldigte, mich unerlaubt an sich genommen zu haben, Kinderdiebe zu sein! Sie behandelten sie sehr schlecht. Sie befahlen ihnen, meinen Koffer zu packen, da sie mich mitnehmen würden. In diesem Moment begannen die Eloys zu weinen und ich auch. Dann wurde ich von diesen Leuten mitgenommen. Später erfuhr ich, dass es Fälle von Kinderraub gegeben hatte. Den Kindern wurde ihre wahre Identität einfach verschwiegen und bis heute gibt es viele «Kinder», die nicht wissen, dass sie als Juden geboren wurden. Doch nicht so die Eloys.

MEHRERE SCHÄTZE. Heute habe ich all diese leidvollen Erlebnisse aufgearbeitet, Dank mehrerer Therapien, die mir sehr geholfen haben. Ich möchte besonders

Marta Kreszes erwähnen, die mich in meinen schlimmen Momenten unterstützt, mir ein Licht anzündet und mir hilft, weiterzugehen. Auch denke ich an Kati, durch deren Ratschläge meine Suche nach Georgette und Julia zu einem guten Ende kam. Ich hatte bei meiner Adoptivfamilie in Argentinien ein gutes Leben, sie gaben mir, soviel sie konnten. Drei Töchter, fünf Enkelkinder, ein Lebensgefährte – ich besitze mehrere Schätze. Es brach mir das Herz, als ich von den Eloys weggerissen wurde und dieser Schmerz wird mich immer begleiten, doch heute bin ich denjenigen, die mir das Überleben ermöglichten, sehr dankbar.

Ihnen verdanke ich, dass ich heute die bin, die ich bin. Vor allem Georgette und Julia, die mich als Kleinkind aufnahmen und mir ein Zuhause voller Liebe gaben, sowie meinen argentinischen Adoptiveltern, die Fernandez Ini, die mich grosszügig und fürsorglich aufnahmen und grosszogen.

**Josette** (WURDE MIT 5 JÄHREN AUS IHREM VERSTECK GEHOLT)

ICH KANNTÉ MEINEN VATER NICHT. Nachdem der Krieg zu Ende war, holte uns mein Vater. Meine Mutter war sehr krank und deshalb nach Schweden gebracht worden, wo sie bis zu ihrer Genesung blieb. Mein Vater holte uns, nachdem er sich selbst etwas erholt hatte.

Meine Schwester Adela und ich waren uns bis dahin sicher, dass wir Waisen waren. Das war normal, alle Kinder dort waren Waisen.

Uns hatte niemand etwas erklärt, aber solche Dinge denkt man sich dann eben selber oder nimmt einfach an, dass sie so sind. Als mein Vater kam, wurden wir einfach mit ihm mitgeschickt. Das war traumatisch für mich. Ich kannte ihn nicht einmal. Adela, die älter war, hatte immer gesagt, dass wir Waisen waren. Und da ich auf sie hörte, war alles, was sie sagte, richtig. Ich kannte den Mann nicht, ich verstand nichts, es war schrecklich. Später fand sich die Familie wieder zusammen.

ICH VERMISSTE DIE FREIHEIT. Ich erinnere mich noch gut daran, wie ich die Freiheit vermisste. Auf dem Dorf hatte ich wie ein freies Tierchen gelebt, ich war gerne draussen. Als wir dann in Paris in einer Wohnung lebten, änderte sich alles. Ich ging immer gerne hinaus, in die Schule oder einkaufen. Ich gewöhnte mich daran, für Milch, Brot oder Zucker anzustehen.

DIE RÜCKKEHR 1993. Nach sehr vielen Jahren kehrte ich 1993 mit meiner Schwester und meinem Cousin nach Brou zurück, wo wir versteckt gewesen waren. Obwohl mein Cousin in Frankreich lebte, hatte er es nie geschafft, dorthin zurück zu gehen. Wir hatten Glück: Das Haus stand noch, wir haben alles wieder gefunden.

**Maurice** (WURDE MIT 8 JAHREN AUS SEINEM VERSTECK GEHOLT)

ICH WOLLTE SIE NICHT ZURÜCKLASSEN. Als ich mit meinem Onkel fort ging, war ich nicht wirklich damit einverstanden. Mir ging es schlecht damit, ich wollte mich nicht von Tatá und Tonton trennen. Wir halten den Kontakt bis heute, sie sind meine Adoptiveltern und ich bin ihnen in Liebe verbunden. Ich konnte Tonton in seinen letzten Tagen nahe sein und ich telefoniere mit Tatá nach wie vor mindestens einmal pro Woche. Ich besuche sie so oft wie möglich.

**Hélène** (WURDE MIT 5 JÄHREN AUS IHREM VERSTECK GEHOLT) DAS KREUZ GEHÖRTE MIR.

Meine Eltern kamen nach Ende des Krieges und holten mich ab. Ich erkannte sie nicht wieder, ich war fünf Jahre alt und hatte sie die letzten drei Jahre nicht gesehen. Mein Vater hatte einen grossen Leberfleck auf der Wange und nur das gab mir ein Gefühl der Vertrautheit. Doch mit ihm mitgehen wollte ich nicht. Als Allererstes sollte ich das Kreuz abnehmen, das ich um den Hals trug. Doch auch das wollte ich nicht, das war mein Kreuz. Aber ich konnte mich nicht dagegen wehren. Später erfuhr ich, dass mich die Brunos nicht ganz so gut behandelt hatten, doch ich kannte keine andere Familie, diese war die einzige, die ich hatte.

ES GEFIEL MIR NICHT. Als wir nach Paris zurückgekehrt waren, wollte mein Vater seine Fleischerei zurück, die ihm weggenommen worden war. Nachdem er das erreicht hatte, wurde die Situation für mich noch schlimmer, ich konnte den Gestank nicht ertragen. Schliesslich schickten mich meine Eltern zu Tatá und Tonton. Ich weiss nicht genau warum, aber sicher hatten sie bemerkt, dass es mir in der Stadt nicht gut ging. Während des Krieges waren meine Eltern bei Tatá und Tonton versteckt gewesen. Eigentlich ist es seltsam, dass sie mich wieder zu anderen Leuten schickten. Vielleicht fühlten sie sich schlecht, als sie meinen Missmut und mein Unwohlsein sahen. Heute denke ich, wie schlimm es für sie gewesen sein muss, mich endlich wieder bei sich zu haben und dann sehen zu müssen, dass ich unglücklich war! Welche Tragödien so ein Krieg verursacht! Ich war auf dem Land aufgewachsen, an der frischen Luft, ich wollte nicht in einer Wohnung, in einer Stadt eingeschlossen sein. Und obendrein der Gestank der Fleischerei. Aber vermutlich störte mich noch etwas anderes.

DORT WAR ICH GLÜCKLICH. Tatá und Tonton, Marie und Henri Degrémont, lebten in einem Haus mit einem Garten, in dem es Tiere und Pflanzen und das alles gab. Dort war ich glücklich. Durch Tonton lernte ich die Intellektualität, durch Tatá die Güte kennen. Sie waren Vorbilder für mich. Als ich später nach Paris zurückkehrte, war ich mit einer anderen Realität konfrontiert. Meine El-

tern waren Geschäftsleute, sie hatten andere Interessen. Tatâ und Tonton waren mir ein Beispiel was menschliche Werte anging, ich habe mich lange Zeit an christlichen Werten orientiert. Sie waren nicht besonders religiös, doch beide waren katholisch erzogen worden. Meine Eltern brachten mir zwar das Gleiche bei, doch Tatâ und Tonton dienten mir als Modelle. Ich lebte ein oder eineinhalb Jahre bei ihnen. Ich erinnere mich noch, wie ich mich ab und zu zu ihnen ins Bett legte. Sie hatten keine Kinder.

DER SCHMERZ, DER NICHT VERGEHEN WILL. Heute schmerzt mich das alles. Ich weiss zwar, dass ich für meine Gefühle als Kind nichts kann, doch es schmerzt mich trotzdem, dass ich meinen Eltern Kummer bereitete.

## **Nachdenken über das Geschehene**

«Sprich nicht, weine nicht, verrate nichts!» Irene erinnert sich noch gut daran, wie dieser Befehl ihre Kindheit beherrschte. Sie war keine Ausnahme: Auch für alle anderen «Kinder» war diese elementare Verhaltensregel – in unterschiedlichen Abwandlungen – immer präsent.

Auf den ersten Blick erscheint es verwunderlich, dass die «Kinder» über ihre Lage weder besonders verwirrt zu sein schienen noch viele Fragen stellten. Allem Anschein nach hatten sie das Wichtigste jedoch ganz und gar begriffen: Ihr Leben war in Gefahr, sie mussten sich so unsichtbar wie möglich machen und durften kein Angriffsziel bieten. Angriffe gehörten zu ihrem Alltag: Das Universum, in dem sie lebten, ihr natürliches Umfeld war die Gefahr.

### **Abraham**

ANGST VOR DEM LEIDEN. Ich hatte wahnsinnige Angst davor, leiden zu müssen. Lärm erschreckte mich. Meine Mutter bekam hysterische Anfälle, sie weinte und schrie und drückte uns an sich. Doch ich fürchtete nicht um mein Leben, ich hatte Angst vor dem Bösen, vor der Gefahr, vor den Dingen, die ich nicht verstand. Ich hatte noch keinen Begriff davon, was «Tod» bedeutete, das habe ich erst später erfahren, als ich das Sterben mit ansah und der Tod real und gegenwärtig wurde.

DIE ELTERN WISSEN BESCHEID. Es gibt bestimmte Dinge, die Menschen, die unter normalen Umständen gross geworden sind, einfach nicht verstehen können. Sie können sie nicht in ihre eigene Lebenserfahrung einordnen. In einem Krieg gibt es keine Tageszeitungen und keine Nachrichten, die Unsicherheit ist enorm, alles ist ein Durcheinander und man weiss nicht – ich meine die Erwachsenen – wo man steht und ob die getroffenen Entscheidungen die richtigen sind. Doch uns Kindern war das nicht be-

wusst und wir vertrauten unseren Eltern. Sie werden schon wissen, was zu tun ist. Das bildeten wir uns zwar nur ein, doch damals glaubten wir daran.

FRAGEN STELLTE MAN KEINE. So waren die Umstände damals. Ich nahm alles in mich auf und passte mich schnell an diese Realität an. Ich glaube, dass sich ein Kind schneller an solche Dinge gewöhnt, die es einfach nur sieht.<sup>127</sup> Es gab auch keine Fragen, man verstand. Andererseits gab es auch keine Erklärungen, es blieb keine Zeit für theoretische Reflexionen. Man musste einfach dies oder jenes tun, fertig. Mir wurde klar, dass mir auch niemand hätte eine Antwort geben können. Ich habe mich also einfach angepasst und gehorcht.

ES REICHT, WENN SIE MICH NICHT PRÜGELN. Auch während der Jahre in Russland habe ich diese antisemitische Ablehnung und Feindseligkeit gespürt, doch weniger aggressiv als in Polen. Ich schaffte es, mit einigen russischen Mitschülern ganz gut auszukommen – abgesehen davon, dass sie sich über mich lustig machten. Ich wusste nicht, wie ich darauf reagieren sollte. Doch schon allein, dass sie mich nicht prügeln, war für mich eine ganz grosse Sache.

### **Alberto**

ICH WOLLTE MIT DEN ERWACHSENEN KÄMPFEN. Als ich dreizehn Jahre alt war kämpfte ich im israelischen Unabhängigkeitskrieg. Obwohl das den Jungen verboten war, war ich mitten in den Kämpfen, in der Nähedes Sees Genezareth. Da ich nicht gehen wollte, versteckte ich mich in einer Scheune und blieb. Wir waren von den Arabern umzingelt und als es dunkel wurde kam ich aus meinem Versteck. Als mich die Älteren sahen, wussten sie nicht, was sie mit mir tun sollten, aber ich konnte bleiben. Wir waren umzingelt und hatten weder Waffen noch sonst irgendetwas. Bis Kisten mit tschechischen Waffen eintrafen. Diese Waffen waren die Rettung Israels. Die älteren Jungs waren etwa siebzehn und behandelten mich sehr gut, obwohl ich noch so jung war. Ich bekam keine eigenen Waffen, sondern meine Aufgabe bestand darin, einen Mann mit einem Maschinengewehr zur Luftabwehr mit Munition zu versorgen. Wir hatten Befehl, nicht auf die englischen Flugzeuge zu schießen, die die Araber unterstützten, da sonst ein internationaler Konflikt ausbrechen könnte. An einem Sommertag Ende Mai hatte sich der Maschinengewehrsschütze zu einem Schläfchen hingelegt, als ich plötzlich ein Flugzeug kommen sah.

127 Die Berichte der «Kinder» machen deutlich, über wie viel Kraft und Auffassungsvermögen wir Menschen bereits in den ersten Lebensjahren verfügen. Vielleicht ändern sie unsere Vorstellung davon, wie viel wir Kindern zutrauen, sowohl auf intellektueller und körperlicher Ebene als auch was den Umgang mit schmerzhaften und verwirrenden Situationen betrifft.

Ich begann, zu feuern. Ich schoss die ganze Munition leer und das Flugzeug begann zu qualmen. Ich war sehr stolz auf mich und dachte, dass ich etwas Gutes getan hätte – doch die Erwachsenen waren sehr wütend auf mich. Letztendlich hatte ich das Flugzeug jedoch nicht einmal abgeschossen, es rauchte nur ein wenig und flog wieder zurück.

Nach diesem Vorfall musste ich gehen. Sie brachten mich in die Berge und liessen mich in einer Synagoge zurück.

### **Michel**

ES WAR EIN ABENTEUER. Für uns Kleinkinder war die Flucht vor den Nazis wie ein Abenteuer, wir verstanden ja überhaupt nicht, was um uns herum geschah. Die Erwachsenen dagegen schon, doch sie wollten uns mit dem Thema nicht belasten. Das ging sogar so weit, dass meine Eltern das Thema auch später zuhause weitgehend vermieden. Mein Interesse daran erwachte erst mit dem Anschlag auf die AMIA.

## **Die Identität**

Die sechs Millionen ermordeten Juden stellten ein Drittel der jüdischen Weltbevölkerung. Ihre Vernichtung war der erste Schritt in der Umsetzung des nationalsozialistischen Plans zum Aufbau einer «perfekten Gesellschaft». Nach Schätzungen beläuft sich die Zahl der jüdischen Überlebenden in Europa auf etwa eine Million. Diese siebte Million war bereits verurteilt, ihre Ermordung nur noch eine Frage der Zeit. Diese Menschen wissen, dass sie nur durch eine Reihe von glücklichen Zufällen überlebten, weit naheliegender wäre gewesen, den gleichen Weg wie ihre Brüder und Schwestern zu gehen. Männer und Frauen, Alte und Junge, Erwachsene und Kinder. Alle wurden ermordet. Weil sie in einem Gebiet von geopolitischem Interesse lebten? Weil ihre Angreifer noch eine historische Schuld begleichen wollten? Weil ihre Religion menschlichen Werten entgegenstand? Weil sie irgendein Land überfallen hatten? Die Antwort auf all diese Fragen – die Kette liesse sich endlos weiterspinnen – lautet «nein». Überlebende fragen sich immer wieder:

Aus welchem Grund wurden wir als Opfer ausgesucht? Warum wurde uns der Krieg erklärt? Was haben wir verbrochen? Welche Schuld hatten die Neugeborenen, die Kinder, die Jugendlichen? Warum mussten sie sterben? Die Antwort gaben die Nazis selbst: Weil sie Juden waren. Laut den Nürnberger Gesetzen lag ihre Schuld in der alleinigen Tatsache begründet, als Jüdin oder Jude geboren zu sein. Es gab keine mildernden Umstände und keine Möglichkeit, diesem Urteil zu entkommen. Da Juden in der nationalsozialistischen Ideologie als



«Rasse» begriffen wurden, versprach auch die Konversion keine Rettung-ein grundlegender Unterschied zu anderen historischen Verfolgungsszenarien, wie beispielsweise während der Inquisition.

Im Deutschen Reich, in Österreich-Ungarn oder Frankreich hatten sich Juden zum grossen Teil assimiliert. Bereits seit mehreren Generationen besaßen sie den Status von formal gleichberechtigten Staatsbürgern. Sie pflegten ihre Tradition – wenn auch manchmal auf eine etwas leichtlebige Art- und unterschieden sich ansonsten in ihrem Lebensstil nicht von der restlichen Bevölkerung. Das Todesurteil aufgrund ihres Jüdischseins kam für die meisten völlig unerwartet. Der jüdischen Bevölkerung in Osteuropa dagegen blieben die in der Verfassung garantierten allgemeinen Bürgerrechte nach wie vor verwehrt. Für sie war ihr Jüdischsein von einer gewissen Alarmbereitschaft gefärbt. Plötzlich waren allerdings Juden in West- und Osteuropa gleichermassen nur aufgrund ihrer blossen Existenz vom Tode bedroht. Somit wurde die eigene jüdische Identität zur zentralen Frage und es ist leicht nachvollziehbar, dass dieses Thema auch in den Überlegungen von Überlebenden einen wichtigen Platz einnimmt.

### **Michel**

ICH BIN, WAS ICH BIN. Das, was den Juden während des Zweiten Weltkrieges angetan wurde, machte mich zum dem, der ich heute bin. Das, wofür ich heute kämpfe, ist massgeblich davon geprägt. Für Hitler war die Judenvernichtung wichtiger, als den Krieg zu gewinnen. Selbst als die alliierten Soldaten bereits an der italienischen und französischen Küste gelandet waren, schickte er sie noch in die Konzentrationslager. Das prägte mich. Ich gehöre zum jüdischen Volk und ich habe eine Lebensaufgabe.<sup>128</sup> Bisher wollen meine Kinder nicht viel von der ganzen Sache wissen, aber das kann sich ja noch ändern.

128 Michel bezieht sich hier auf seine Mitarbeit bei der Gruppe *Generaciones de la Shoah* und auf seine journalistische/schriftstellerische Tätigkeit. An anderer Stelle sagt er dazu: «Die Arbeit mit der Gruppe bedeutet mir sehr viel. Ich habe das Gefühl, dass ich das machen muss. Auch das Schreiben. In meinen Artikeln beschäftige ich mich nicht nur mit Antisemitismus, sondern ich schreibe auch gegen Fremdenfeindlichkeit, Rassismus und Diskriminierung generell. Ich hab schon viel über diese Dinge geschrieben. Manches ist publiziert worden, anderes nicht. Das Schreiben gibt mir sehr viel. Denn diese Dinge dürfen nie vergessen werden. Gerade heute nicht.» (Michel in: Sylvia Degen, Sergio Esquivel & Anti-Defamation Forum Berlin (Hg.): *De Golpes y Suenos – Antisemitismus und jüdische Überlebende der Shoah in Argentinien/Antisemitismo y Sobrevivientes Judios de la Shoah en Argentina*. Berlin: Selbstverlag, 2007, S. 112. Anm. d. Üb.)

Mein Sohn behauptet immer, dass sein Nachname deutsch und nicht jüdisch sei. Als er vor Kurzem zu Besuch war, sagte ich ihm, dass ihm das 1942 in Deutschland auch nichts genützt hätte: Sie hätten ihn überprüft und genauso in die Gaskammer geschickt wie alle anderen auch.

### **Etel**

DIE RELIGIÖSEN WERTE: DAS JÜDISCHE EHREN. Während wir im *DP Camp* waren, ist meine Mutter für mehrere Tage nach Polen gefahren, um die Leiche ihres Bruders zu finden und ihm ein jüdisches Begräbnis zu geben. Sie fuhr hin, grub ihn aus und brachte ihn auf einen jüdischen Friedhof. Man fragt sich, wo sie die Stärke, die Energie und den Mut hernahm, so etwas zu tun. In meiner Familie ist das Judentum fest verankert. Dieses Verhalten meiner Mutter ist für mein Leben vorbildhaft geworden, zu etwas, worauf ich mich stützen kann. Sie überwand den tiefsten Schmerz, den ein Mensch empfinden kann, um die religiösen Werte am Leben zu erhalten. Meine Einstellung bringt bis heute gewisse Vorbehalte assimilierten Juden gegenüber mit sich. Ich fühle mich ihnen nicht verbunden. Die französischen, deutschen oder ungarischen Juden sind weltlicher, sie kommen aus einem anderen Kontext. Für mich, wie für viele andere aus Polen, zeigt sich die Relevanz des Judentums vor allem an dem Punkt, dass ich eine nichtjüdische Heirat bei meinen Kindern nie akzeptiert hätte. Zum Glück kam es nicht dazu. Als eine meiner Töchter einmal mit einem Nichtjuden zusammen war, sagte ich zu ihr, dass sie für mich gestorben wäre, falls sie ihn heiratete. Viele Leute hielten das für grausam, auch mein Mann. Er kommt aus einer Familie, die bereits in der dritten Generation in Argentinien lebt, sie sehen einige Dinge im Leben anders. Doch für mich ist das Judentum wichtig. Da ich die *Shoah* überlebt habe, muss ich das Meinige auch fortführen, ich muss das Jüdische ehren – für meine ermordete Familie.

### **Abraham**

DIESELBEN *TEFILLIN*<sup>TM</sup> FÜR MEINEN SOHN. Ich habe das Judentum in Russland wiederentdeckt. Etwas später, als ich nach dem Krieg bereits wieder einige Monate zurück in Polen war, feierte ich mit ein paar anderen Jungs zusammen *Bar Mitzwa*<sup>130</sup>. Ich war vierzehn Jahre alt. Das war die erste gemeinsame *Bar Mitzwa* im befreiten

129 Die *Tefillin* bestehen aus zwei schwarzen, kleinen Ledergehäusen, worin sich auf Pergament geschriebene Tora-Abschnitte befinden und die mit Lederriemen an Stirn und Arm befestigt werden.

130 Die *Bar Mitzwa* – oder *Bat Mitzwa* bei Mädchen – ist ein jüdisches Fest, an dem die Jugendlichen zum ersten Mal in der Synagoge die Tora vorlesen. Bewusst und freiwillig erwerben sie an diesem Tag ihre Religionsmündigkeit und die Pflichten und Verantwortlichkeiten eines jüdischen Erwachsenen.

erste gemeinsame *Bar Mitzwa* im befreiten Polen. Der Oberrabbiner nahm an der Feier teil und schenkte uns die *Tefillin*. Als mein Sohn viele Jahre später hier in Argentinien seine *Bar Mitzwa* feierte, verwendete er genau dieselben.

DIE WELT WAR UNSER FEIND. Ich hatte nie das Gefühl, gleich wie alle anderen zu sein. Ich musste immer auf mich aufpassen. Erst nach meiner Ankunft in Argentinien lernte ich auch Juden kennen, die behaupteten, keine Probleme zu haben. Trotzdem hörte ich nie auf, mich als Fremder zu fühlen. Ich lebe seit mehr als fünfzig Jahren in Buenos Aires, ich liebe Buenos Aires, ich habe dazugelernt, so dass ich mich integrieren, dass ich gleich sein kann. Ich bin zwar illegal, doch mit der ethischen Rechtfertigung eingereist, dass ich mein Leben retten wollte. Davor musste ich über fünf Grenzen: von Polen nach Russland, dann wieder zurück nach Polen und von dort zu Fuss weiter in die Tschechoslowakei, um nach Palästina zu gelangen. Aus der Tschechoslowakei ging es nach Italien und von dort aus als legaler Einwanderer nach Uruguay, nicht nach Argentinien. Die Welt war unser Feind. Ich bin zwar argentinischer Staatsbürger, aber tief in mir drin weiss ich, dass ich das nicht wirklich bin.

ICH BIN WERTVOLL. Ich habe mit sechzig Jahren angefangen, von meiner Geschichte zu erzählen. Das war vor etwa elf oder zwölf Jahren, als ich in eine tiefe Depression fiel. Davor schnitt ich mir ins eigene Fleisch, ich machte immer einen Bogen um diese Dinge. Dann suchte ich mir Hilfe und ging drei Jahre zu einer Psychiaterin, die mir empfohlen worden war. Wir wurden gute Freunde. Es gibt ein Davor und ein Danach. Sie ist Christin und am Anfang konnte sie nicht verstehen, warum mir die jüdische Religion so wichtig war, warum ich mich immer weigerte, meinen Namen zu ändern. In Russland wird der Name Abraham nämlich als abfällige Beschimpfung für Juden verwendet. Ich dagegen war stolz auf meinen Namen. Sie verstand nicht, warum mir meine jüdische Identität so wichtig war. Ich habe Jahre damit verbracht, ihr das zu erklären. Denn jahrelang bin ich nachts von Albträumen geplagt worden: Ich wurde von Deutschen verfolgt, dann konnte ich fliegen und in dem Moment, in dem sie mich packen wollten, bin ich von meinen eigenen Schreien aufgewacht.

Als sie das alles hörte, sagte sie zu mir: «Sie sind ein sehr wertvoller Mensch.» Dieser Satz, den man auch so nebenher sagen könnte, bedeutet mir sehr viel. Das Gefühl, etwas wert zu sein, änderte mein Leben. Ich war immer sehr schüchtern, da ich nicht in einem normalen sozialen Zusammenhang aufgewachsen bin. Ich war immer nur mit meiner Familie zusammen, ich war ein sehr zurückgezogener Mensch.

## Zosia

MEIN NEUER NAME. Mein Name ist etwas, das in mir brennt. Ich gehöre weder hierhin noch dorthin. Ich fühle mich mit dem Namen Zosia wohl, doch trotzdem ist es nicht mein richtiger Name. Der Mann, der mich aus dem Ghetto schmuggelte, suchte für meine Papiere im Geburtenregister der Kirche nach dem Namen seiner Cousine, Zosia Kozerska. Dieser ist mir seit meinem vierzehnten Lebensjahr geblieben. Tief in mir drin weiss ich aber, dass Zosia eigentlich nicht mein Name ist. In meinem eigenen, Felisa, erkenne ich mich jedoch auch nicht mehr.

Am Anfang übte ich ununterbrochen. Ich hämmerte mir den neuen Namen ein und wiederholte ohne Unterlass: «Ich heisse nicht Felisa Klawir, ich heisse Zosia Kozerska.» Damit ich mich nicht umdrehte, falls jemand meinen richtigen Namen rief. Wenn man es nicht selbst erlebt hat, kann man sich nicht vorstellen, wie schwierig es ist, sich nicht umzudrehen, wenn man den eigenen Namen hört. Ich musste einen neuen Namen lernen, ein neues Geburtsdatum, falsche Namen für meine Eltern. Und beten. Jedes einzelne Datum musste ich mir einprägen, mich daran erinnern und wenn ich danach gefragt wurde, musste die Antwort blitzschnell kommen, wie bei den Leuten, die die Wahrheit sagen und keine Sekunde nachdenken müssen. Als ich neun Monate lang in der Nähe von Sterdyh für diesen Agraringenieur arbeitete, ging ich jeden Sonntag in die Kirche, so dass ich perfekt beten konnte. Ausserdem betete ich manchmal wirklich. So konnte ich mit jemandem reden, jemandem die Wahrheit erzählen. Ich erzählte sie Gott.

Nach dem Krieg habe ich beim *Zentralkomitee der Juden in Polen* gearbeitet und nannte mich weiterhin Zosia Kozerska. So fühlte ich mich ruhiger.<sup>131</sup> Manchmal beginne ich heute noch zu zittern, wenn ich Briefe bekomme, die an meinen Nachnamen Klawir adressiert sind. Ich frage mich ängstlich, was die Leute wohl denken, wenn sie den Namen als jüdisch einordnen – was er so nicht ist, denn er ist auch polnisch, doch ich weiss ja, dass er in meinem Fall jüdisch ist. Es ist, wie wenn mich

131 Viele Überlebende wie Zosia blieben unentschlossen und lebten zwischen zwei Welten, der jüdischen und der katholischen. Sie lebten wie in einer ungewissen Zwischenwelt, am Rand, und hatten Angst, sich endgültig für eine der beiden Welten zu entscheiden. Als «Katholikin» oder «Katholik» zu leben, während so viele Kinder wegen ihres Jüdischseins ermordet wurden, bedeutete die Rettung. In vielen europäischen Ländern haben Katholiken einen höheren sozialen Stellenwert und bessere Beziehungen und somit einen leichteren Zugang zu angesehenen Positionen. Daher haben auch nach dem Krieg viele Überlebende ihre «katholischen» Namen und Identitäten behalten, die sie gerettet hatten. Sie sahen dies als Garantie sowohl für ihr eigenes Fortkommen als auch für ein besseres Leben ihrer Nachkommen an.

dieser Verdacht für immer bedrohen würde. Ich kann nichts gegen diese Angst tun, ich denke, dass sie mich immer begleiten wird.

### **Ania**

IN DER HAUT EINER ANDEREN. Ich dachte immer, ich sei jemand anderes. Meine eigene Identität war vollständig ausgelöscht. Ich musste in die Haut eines Mädchens schlüpfen, das Angela Tracz hiess, eine andere Geschichte und andere Eltern hatte. Ich ging jeden Tag zur Kirche. Ich musste all meine Daten neu lernen, mein Geburtsdatum, bestimmte Orte, die Namen meiner Eltern. Laut meinem Ausweis war ich älter als ich wirklich war. Denn wenn ein so junges Mädchen wie ich allein durch die Strassen läuft, ist das verdächtig. Es interessierte mich nicht, ob dieses Papier falsch oder echt war, es rettete mir das Leben.

WORTE OHNE «R». Meine falschen Dokumente wiesen mich als katholische Polin aus. Juden wurden häufig an ihrem Akzent entdeckt, wenn sie Polnisch sprachen. Mir passierte das jedoch nicht, ich sprach perfekt – bis auf eine Schwierigkeit: Mein «R» klang französisch, ich konnte es nicht gut aussprechen. Dieses Detail hätte mich verraten können. Also vermied ich sämtliche Worte, in denen ein «R» vorkam. Zum Glück ist Polnisch eine sehr vielseitige Sprache, in der es für jede Sache zwei oder drei unterschiedliche Worte gibt. Ich habe das geschafft, weil ich an Gott glaube und er mir geholfen hat.

EIN RICHTIGES DEUTSCHES MÄDEL. Ich war bereits gerettet und bei den Möckels in Löbau – die mich im Glauben, ich sei «Arierin» adoptieren wollten – als ich mir deutsche Papiere ausstellen lassen musste. Ich hatte grosse Angst davor, entdeckt zu werden und schob die Sache so lange wie möglich hinaus. Schliesslich fand ich keine Ausrede mehr und ging los. Ich musste mich vor eine Kommission stellen, deren Fragen ich so gut wie möglich beantwortete. Ich dachte ständig, dass ich entdeckt werden würde. Dann schickten sie mich zu einer medizinischen Untersuchung, was meine Angst noch weiter steigerte. Ich war mir sicher, dass ich nun auffliegen würde. Die Ärztin meinte, ich solle keine Angst haben, sie würde mich nur kurz ins Ohr pieksen. Ich erstarrte. Ich dachte, dass sie anhand meines Blutes sehen könnten, dass ich Jüdin war. Also beschloss ich, mich in die Leere zu stürzen. Ich ging Richtung Fenster, doch als eine Sekretärin zu mir sagte, ich solle nicht so nah heran gehen, das sei gefährlich, verliess mich der Mut zu springen. Bald kam die Ärztin zurück und meinte, mein Blut sei tadellos. Anschliessend kam der Mann dazu, mit dem ich am Anfang bereits gesprochen hatte, und gratulierte mir: «Sie sind ein richtiges deutsches Mädell!»

ICH KONNTE EINGESTEHEN, DASS ICH JÜDIN WAR. Ich wusste, dass ich lügen musste, um zu überleben. Doch der Familie Bones gegenüber, die ebenso jü-

disch waren wie ich, hatte ich ein schlechtes Gewissen, als ich ihnen vormachte, ich sei Christin und sie dachten, ich wäre besser als sie. Viel später, als ich bereits in Argentinien und verheiratet war, lernte ich auf einem Treffen eine Cousine der Bonnes kennen. Ich fragte sie, ob sie überlebt hätten und sie berichtete, dass die gesamte Familie ermordet worden war, ausser Sonia, der ältesten Tochter. Sie lebte in Israel. Ich liess mir ihre Adresse geben und schrieb ihr einen Brief – am Ende konnte ich doch noch eingestehen, dass ich Jüdin war.<sup>132</sup>

EIN NAME, DER MIR GLÜCK BRACHTE. Meine Eltern taufte mich Helena, doch ich nannte mich weiter Ania, was die Koseform von Angela ist. Mit diesem Namen habe ich mich gerettet. Das ist sicher der Grund, warum ich ihn behalte – er brachte mir mehr Glück als der andere.

### **Alberto**

VIELE NAMEN, VIELE RELIGIONEN. Ich habe mich daran gewöhnt, in meinem Leben meinen Namen und meine Religion zu wechseln wie andere Leute ihre Kleider. Wie ein Schauspieler, der sich für jedes Werk anders kostümieren muss und nie die Rollen verwechseln darf. Als wir Bijeljina verliessen, liessen wir uns taufen. Es war gefährlich, durch Jugoslawien zu reisen und den Davidstern zu tragen. Ich behielt zwar meinen Nachnamen, doch mein Vorname wurde Roman. Als Christ konnte ich einen türkischen Pass beantragen. In Istanbul angekommen, war es nicht mehr sicher, sich als Katholik auszugeben. Also wurde ich Moslem und hiess nun Omar. Als mir nach meiner Ankunft in Israel neue Dokumente ausgestellt wurden, fiel der Name Omar wieder weg und nur Alberto blieb. Kurze Zeit später kam ich in den Kibbuz, in den die alleinreisenden Kinder kamen. Dort war es üblich, dass die Kinder einen hebräischen Namen bekommen und sie nannten mich leuda Macabf, nach den Makkabäern. Diesen Namen erhielt ich, als ich zehn Jahre alt war und behielt ihn, bis ich erwachsen war. Auch meinen Militärdienst habe ich unter diesem Namen abgeleistet. Bei meiner Ankunft in Argentinien bekam ich dann den Rat, meinen Namen leuda zu ändern, da Judas der Apostel gewesen sei, der Jesus verraten habe. Da der

132 Die Zugehörigkeit zum Judentum zu verschweigen und abzulegen bedeutete die Zurückweisung der eigenen Religion – zwar nur übergangsweise, doch trotzdem eine Zurückweisung. Viele der Kinder kamen aus nicht-religiösen Elternhäusern, doch während der *Shoah* bekam die Tatsache, jüdisch zu sein, eine neue Bedeutung, die weit über die Religion hinausging und zu einem wichtigen Identitätsmerkmal wurde. Angesichts dessen, dass sich ihr Todesurteil allein auf der Zugehörigkeit zum Judentum gründete, wurde diese für viele umso wichtiger. In diesem Universum der Widersprüche und Verwirrungen mussten viele der Kinder ihr Leben als Juden aufgeben, obwohl sie im Geheimen ein neues Bewusstsein für ihre jüdische Identität entwickelt hatten.

Stamm von leuda einen Löwen im Wappen trug, schien mir den Name Leonardo passend zu sein. Im Alltagsleben kehrte ich jedoch schliesslich zum Namen Alberto zurück. Doch einige nennen mich auch Roman und meine Papiere weisen mich als Leonardo aus. Ich bin all diese Namen.<sup>133</sup>

### **Cris Marie**

ICH BENEIDE DIE «KINDER». Bei den Juden, die ich kenne – bei den Mitgliedern der Gruppe *Generaciones de la Shoa* – fühle ich mich seltsam. Sie haben entsetzliche Dinge erlebt, die ich nicht erlebt habe, sie lebten in Ghettos, in Lagern, einige haben eine Nummer tätowiert, es ist schrecklich. Doch nach all diesen Jahren leben sie nun in Frieden und ich nicht. Ich denke, dass ich sie im Grunde beneide, ich würde auch gerne in Frieden leben. Doch ich glaube, das werde ich nie schaffen. Ich lebe in einer ständigen Zweiheit. Ich fühle mich eingekreist, ohne Ausweg. Eine meiner Enkelinnen, die Tochter meines antisemitischen Schwiegersohns, fragte mich einmal, ob ich Christin sei. Ich bejahte, das kam als Erstes so heraus. Sofort habe ich ihr erklärt, dass ich christlich erzogen wurde – dem kann man nicht widersprechen – doch ich erzählte ihr auch, dass mein Vater Jude war.

Mein Nachname hat hier in Argentinien einen schlechten Klang. Er klingt ausländisch und folglich verdächtig. Und schon geht das Ganze weiter, denn manchmal verwende ich lieber den Namen meines Mannes, der sehr gut klingt. Sobald ich meinen Eigenen nenne, frage ich mich, was mein Gegenüber wohl denkt. Ich bilde mir ein, dass ich für eine Jüdin gehalten werde. Doch nur in Argentinien geht es mir so. In Frankreich wurde mir schon mehr als einmal gesagt, was für einen schönen Nachnamen ich hätte. Auch in den USA habe ich kein Problem damit, meinen Namen zu nennen.

GETEILT. Ich bestehe aus zwei Teilen, die ich nicht zusammenbringen kann. Nach aussen bin ich die «Katholikin» Cris Marie. Die Cris Marie mit dem jüdi-

133 Diejenigen von uns, die Kinder haben, können sich sicher an den Prozess der Namensfindung erinnern. Den Nachnamen kann man sich nicht aussuchen, in ihm wird die Familiengeschichte fortgeschrieben. Er zeigt Grenzen und Zugehörigkeiten auf, ausserdem ist er eine Hinterlassenschaft, die eine Verantwortlichkeit mit sich bringt. Mit den Vornamen ist das eine andere Sache. Diese werden fast immer von den Eltern vergeben und in ihnen drücken sich deren Wünsche, Träume und Hoffnungen, manchmal auch Ängste, Loyalitäten oder Ansprüche aus. In unseren Vornamen zeigt sich der Geist unserer Eltern, ihre Aufträge und Erwartungen, die wir hören können oder nicht, annehmen können oder nicht, doch sie sind immer gegenwärtig und mahnend.

schen Nachnamen ist eine andere, für die Übrigen. Ich kann nicht verstehen, wie es möglich ist, dass ich gleichzeitig zwei verschiedene Personen bin.

ANTISEMITISMUS IN ARGENTINIEN. Ich habe den Eindruck, dass die Juden den Antisemitismus in der argentinischen Gesellschaft nicht wahrnehmen. Ich habe mein ganzes Leben darunter gelitten. Die Leute sprechen ihre Ressentiments meist nicht offen aus. Manchmal jedoch schon – besonders, wenn sie sich sicher sind, dass keine Juden in Hörweite sind.

## **Träume, Eigenarten und Ängste**

Unsere Träume, Eigenarten und Ängste sind durch unsere Kindheitserlebnisse geprägt. Zweifellos haben die drastischen Erlebnisse der «Kinder» Spuren hinterlassen, die sich auch heute noch in ganz banalen Alltagssituationen zeigen.

### **Hélène**

DER WIEDERAUFBAU EINER FAMILIE. Vielleicht haben mich der Verlust von so vielen Angehörigen und besonders meine fehlende Erinnerung in meinem Wunsch nach einer grossen Familie bestärkt. Als ich 25 Jahre alt war, hatte ich bereits drei Kinder. Doch kurze Zeit später – ich war 27 – stürzte ich in eine tiefe Krise.

ANGST, MEINEN KINDERN zu SCHADEN. Ich hatte Angst, meine Kinder verrückt zu machen, ihnen Schaden zuzufügen. Ich hatte mich an den Fall einer Frau erinnert, die verrückt geworden war und ihre Kinder umbrachte. Das belastete mich sehr. Zu jener Zeit gab es keine Psychologen, also ging ich drei Jahre lang zu einer Psychiaterin, die mir jedoch nicht helfen konnte. Dann begann ich eine Therapie, die mir sehr viel gebracht hat. Ich bringe diese Krise immer mit Episoden aus meiner Kindheit zusammen, mit dunklen Ecken, die ich nie erhellen konnte, mit absurden Ängsten, die mich manchmal überfallen, mit Antworten, die ich nie erhalten werde, die sich weiter in meinem Inneren versteckt halten.

### **Abraham**

ZWÄNGE. Wir erlebten Hunger und unvorstellbaren Mangel. Ich habe noch viele Erinnerungen an jene Zeit, in der es an allem fehlte. Bis heute kann ich kein Blatt Papier wegwerfen, das nur einseitig beschrieben ist. Das ist ein Zwang. Auch Essen kann ich nicht wegwerfen.

ICH KONNTE MICH NICHT VON DAVIDEK VERABSCHIEDEN. Während wir nach dem Krieg bereits unsere Abreise Richtung Mittelmeer planten, konnte ich in einem



Waisenhaus arbeiten, in dem Kinder betreut wurden, die die *Shoah* in einem Versteck überlebt hatten und wiedergefunden worden waren. Ich war vierzehn Jahre alt. Dort war ein etwa siebenjähriger Junge, der Davidek genannt wurde – ob das sein richtiger Name war, wussten wir nicht. Er war ein sehr schwieriges Kind. Er hatte bei einer Frau überlebt, die ihn nach dem Krieg gerne weiter behalten hätte. Doch die jüdische Gemeinde dachte nicht an die psychischen Folgen, die ihr Handeln für den Jungen hatte, sondern holte ihn trotzdem ab, so dass er zusammen mit den anderen Kindern, die nach der *Shoah* allein zurückgeblieben waren, in das Waisenhaus kam. Der einzige, dem er sich öffnete, war ich. Als der Augenblick unserer Abreise kam, konnte ich mich nicht von ihm verabschieden, denn wir durften unseren Plan niemandem verraten. Ich habe nie wieder etwas von ihm gehört. Und ich hatte ihn doch so lieb gewonnen.

TRÄUME. Im Mai 1945 strömten die Menschen auf die Strasse und zogen singend und mit Fahnen auf den Hauptplatz. Ich war dreizehn Jahre alt und sagte mir, dass mein Traum endlich wahr geworden war. Ein anderer Traum von mir war, eines Tages dreissig Kilo Brot zu ergattern und damit wie ein Held zuhause aufzutauchen. Ich träumte auch davon, mich an Hitler heranzuschleichen und ihm eine Kugel zu verpassen, für mich war er die Inkarnation des Bösen. Ich glaubte, wenn er nur erst einmal tot wäre, würde die Welt schon in Ordnung kommen. Es war eine grosse Enttäuschung als ich sah, dass die Welt sich nicht so entwickelte, wie ich bei Kriegsende dachte. Ich bin wieder skeptisch geworden, ich habe resigniert.

### **Freda**

ICH HABE IHN NICHT GESEHEN, ALS ER TOT WAR. Zum Glück habe ich das alles nicht nur körperlich unbeschadet überlebt, sondern auch psychisch. Meine Mutter und mein Bruder Marek sind immer gegenwärtig. Da ich Marek nicht gesehen habe, als er tot war, hatte ich immer das Gefühl, dass wir uns wiedersehen würden. Immer noch verfolgt mich dieser quälende Zwang zu grübeln: Ich frage mich, was sie wohl dachten, als sie in die «Duschen» gegangen sind, in die Gaskammer. Auch an meinen Vater denke ich viel.

### **Mira**

MEINE ENKEL: NEUE KINDER. Die zwei stärksten depressiven Phasen, die ich in Argentinien hatte, fielen mit den Geburten meiner beiden Enkel zusammen. Ich hatte Angst um sie. In mein Gedächtnis haben sich Erinnerungen an den Krieg eingebrannt und ich denke, dass ich diese auch im Augenblick meines Todes noch präsent haben werde. Eine Szene, die sich in mir festgesetzt hat, spielte sich während der Räumung des Krankenhauses ab: Die kleinen Kinder

des Personals wurden ihren Eltern aus den Armen gerissen und an der Wand aufeinandergestapelt.

Sie streckten ihre Ärmchen aus und weinten, waren allein gelassen und schutzlos – und wir gingen an ihnen vorbei und konnten nichts tun, da die Deutschen mit ihren Gewehren auf uns zielten!

Nach dem Krieg habe ich mich eigentlich gegen eigene Kinder entschieden, doch das Leben war stärker.

DER SCHMERZ, NICHTS ÄNDERN ZU KÖNNEN. Ich habe kein Vertrauen in die Welt, deshalb habe ich mein Buch auch *Quo Vadis Mundo?* genannt.

Ich glaube nicht an Gott, trotz allem glaube ich eher an den Menschen.

Doch in die Welt, die da kommen wird, habe ich kein Vertrauen. Ich habe Angst um die Zukunft meiner Familie, meiner Tochter, meiner Enkel. Daher fällt es mir schwer, weiterzuleben und die Hoffnung aufrecht zu erhalten.

Vielleicht haben meine Depressionen ihre Ursache in diesem enorm frustrierenden Gefühl, nichts ändern zu können. Wahrscheinlich ist es das.

## **Warum habe ich überlebt?**

Die Frage nach der eigenen Rettung ist für Shoah-Überlebende zentral.

Auch wer eine Katastrophe überlebte, während andere unter den gleichen Umständen am selben Ort umkamen, stellt sich die Frage:

«Warum gerade ich?»

So fragen sich auch die «Kinder» sowohl nach den eigenen Fähigkeiten als auch den äusseren Umständen, die ihnen das Überleben ermöglichten.

### **Enrique**

ICH DACHTE, ICH SEI ALLEIN. Früher wollte ich mich weder mit dem Thema beschäftigen, noch andere kennenlernen, die ähnliche Dinge erlitten hatten wie ich. Manchmal dachte ich, ich sei damit sowieso allein. Ich glaube, ich fühlte mich schuldig. Ich fragte mich: «Warum habe gerade ich überlebt?»

ER SAH IN MIR SEINEN VERLORENEN SOHN. Ich erinnere mich noch, dass der Krämer in unserem Viertel – auch ein Jude – meinen Anblick kaum ertragen konnte. Seine Frau und sein Sohn waren ermordet worden und ganz offensichtlich erinnerte ich ihn an den verlorenen Sohn. Es war nicht so, dass er mich hasste, doch durch mich wurde das gegenwärtig, was nie wieder gegenwärtig sein würde. Das ist der Ballast, den alle Überlebenden mit sich herumtragen. Es ist die Frage, die wir nicht beantworten können, doch die wir oft auch in den Au-

gen anderer lesen: «Warum haben Sie überlebt und so viele andere, die es genauso verdient hätten, nicht?»

### **Michel**

DER GUTE STERN. Ich denke, dass ich ziemlich viel Glück hatte. Nicht nur, weil ich fliehen konnte und überlebt habe, ohne einen ernsten Schaden davongetragen zu haben, sondern auch, weil ich mit meinen Eltern zusammen sein und später mit vier Grosseltern aufwachsen konnte. Wenn ich Geschichten von anderen «Kindern» höre, von denen, die in Auschwitz waren beispielsweise, dann bekomme ich eine Gänsehaut und mir wird bewusst, wie viel Glück ich hatte. Das stärkt mein Verantwortungsbewusstsein.

Mein Vater war ein Mann der Tat – und deshalb konnten wir uns retten. Nach der *Grand Rafle du Vel d'Hiv*, der grossen Razzia im Juli 1942, entschied er sich, nicht länger zu warten, sondern nach Fluchtmöglichkeiten zu suchen. Doch die Tatkraft meines Vaters war nicht der alleinige Grund. Darüber hinaus war er sehr vorausschauend und wir hatten Glück. Ohne den guten Stern wäre das Ganze nicht möglich gewesen. Der gute Stern stand immer über mir.

### **Abraham**

DAS FUNDAMENT DES GLÜCKS. Ich hatte sehr viel Glück. In meiner Kindheit gab es schöne Augenblicke – des Spielens, des Lernens – genauso wie es auch entsetzliche gab. Ich habe nie gelernt, mich zu prügeln, sondern herunterzuschlucken. Ich habe ein wenig von allem mitgemacht, doch ich stand auf einem Fundament des Glücks.

Morgens freue ich mich, dass ich aufstehen, dass ich gehen kann. Mir gefällt es, wenn ich spüre, dass ich am Leben bin, dass ich fühle, dass ich lerne. Dinge, die man nur tut, weil man sie tun muss, habe ich beiseite gelegt, soziale Fragen, Verpflichtungen. Zurück blieb das, was mir gut tut. Ich widme mich der künstlerischen Fotografie und habe fünfzig Preise gewonnen. Auch habe ich angefangen, Gedichte zu schreiben. Allerdings habe ich das wieder gelassen, denn das ist etwas, in das man viel Kraft stecken muss. Ich höre gerne Musik, ich bin sehr unruhig.

Ich mochte mehr die Möglichkeiten als die Zufälle – wie soll ich das nun erklären? Als ich meine Angst vor Schwierigkeiten überwand, ermöglichte mir dies, mich von vielen belastenden Dingen zu befreien. Ich versuche, so normal wie möglich zu leben und nicht zu glauben, dass ich alleine das Risiko verringern könnte. Ich möchte dem Tod nicht trotzen, doch ich möchte erreichen, dass er mich nicht am Leben hindert. Ich denke, dass ich Glück hatte, dass ich wäh-

rend des Krieges in kein Konzentrationslager musste, obwohl das so vorgezeichnet war, sondern bei meinen Eltern sein konnte. Abgesehen von der Kälte, vom Hunger und der Angst, war es ein Segen, meine Familie bis zu unserer Ankunft in Argentinien bei mir zu haben und meine Eltern hier alt werden zu sehen.

### **Anushka**

WIE ALT BIN ICH? Wenn ich heute nach meinem Alter gefragt werde, antworte ich, dass ich das nicht weiss. Nach meinem Geburtsjahr muss ich wohl 74 Jahre alt sein. Wenn ich jedoch die vier übersprungenen, nicht gelebten Jahre abziehe, bin ich erst siebzig. Andererseits waren diese Jahre so wichtig, dass sie als zehn gerechnet werden können, auf diese Weise wäre ich älter als achtzig. Deshalb antworte ich auf die Frage nach meinem Alter, dass ich das nicht weiss, und manchmal möchte ich auch nicht erklären, warum.

MEIN ÜBERLEBEN: GEWINN ODER STRAFE? Es ist schwierig, das Geschehene zusammenhängend zu erzählen. Es war ein Leidensweg, der in verschiedene Richtungen und an verschiedene Orte führte, es ging hin und zurück, es war ein Durcheinander. Es gab nur den einen Wunsch, dass diese Folter endlich aufhören sollte. Unsere Kräfte reichten nicht mehr aus. Skelette, die sich kaum noch auf den Beinen halten konnten – ich frage mich, wie wir überleben konnten. War es ein Gewinn? War es eine Strafe? War ich am Leben geblieben, damit ich von den Geschehnissen berichten konnte? Warum hatte ich nicht das Glück eines schnellen Todes? Ich weiss nicht, das Leben ist mir oft sehr schwer. Immer wieder, Tag und Nacht, sehe ich Ausschnitte aus diesem fürchterlichen Film vor mir, ich bekomme keine Rast und Ruh.

Wie auch immer, die Worte in diesem Buch sind auch eine Art Aufruf, daran mitzuwirken, dass sich die vergangenen Schrecken nicht wiederholen, dass die Menschen liebevoll miteinander umgehen, dass Frieden in der Welt ist und die kommenden Generationen ihre Wünsche, Träume und Hoffnungen umsetzen können.

### **Die ewige Frage nach Gott**

Durch die *Shoah* ist für viele die Frage nach Gott wieder zentraler geworden. Das Konzept eines schützenden, vereinigenden, erlösenden Gottes, Sinngeber für so viele Menschen, wurde grundsätzlich in Frage gestellt. Es ist schwer vorstellbar, dass dieses allwissende Wesen oder göttliche Prinzip den Tod jener sechs Millionen bestimmte. Oder den der weiteren 50 Millionen, die im Zweiten Weltkrieg umkamen.

Nach der Erfahrung der *Shoah* wandten sich viele jüdische Überlebende vom Glauben ab. Andere, die vorher nicht religiös waren, übten nun paradoxerweise ihren Glauben aus. Doch die Frage nach der Existenz Gottes – besonders im Zusammenhang mit den ermordeten Kindern – ist auch für die Gläubigen weiterhin von erschütternder Bedeutung. Auch wenn sie dieses Thema im Allgemeinen lieber vermeiden und der Kategorie der unerforschbaren Phänomene zuordnen.

### **Lea**

DIE SONNE SOLL SICH VERDUNKELN. In Auschwitz beschloss ich eines Tages, nicht zur Arbeit zu gehen. Ich hatte sehr grosse Schmerzen im Bein, ich konnte nicht mehr. Selbst die Gefahr, entdeckt zu werden, schreckte mich nicht mehr, ich zog schon fast den Tod vor. Ich versteckte mich also in der Baracke, kauerte mich zu einem Knäuel zusammen und hielt den Atem an. Ich lag an die Bretterwand gepresst und auf meiner Augenhöhe lag ein Spalt, durch den ich nach draussen sehen konnte. Plötzlich hatte ich eine unglaubliche Erscheinung: Vor meinen Augen marschierten in langen Reihen Kinder vorbei. Es waren sicher hundert, ich vermute, dass sie aus irgendeinem Waisenhaus kamen. Ich sah sie vorbeigehen, vorne die Kleinsten, weiter hinten die grösseren, unter der strahlenden Sonne dieses Frühlingmorgens. Neben ihnen gingen die gefürchteten SS-Aufseher mit ihren polierten Stiefeln und grausamen Augen. Vorne gingen die Aller kleinsten. Ihre Gesichter waren noch vertrauensvoll, sie umarmten ihre Plüschbären und hielten sich an den Händen. In den Augen der grösseren, die dahinter kamen, sah ich die Angst, das Misstrauen, die Frage, wohin sie wohl gebracht werden würden. Ich wusste es. Sie würden vergast werden, die Deutschen brachten sie in die Duschen, sie brachten sie um. Ich konnte mich nicht rühren, damit ich nicht entdeckt wurde. Ich konnte nicht schreien, nichts sagen, nichts tun. Ich, die ich nicht an Gott glaubte, die aus einer atheistischen Familie militanter Revolutionäre kam, ich fing an zu beten. Das, was sich hier vor meinen Augen abspielte, konnte nur Gott aufhalten. Wenn man verzweifelt ist appelliert man sogar an Dinge, an die man gar nicht glaubt. Ich sagte: «Mein Gott, gib mir ein Zeichen, tu etwas! Du kannst nicht zulassen, dass diese hundert Kinder in den nächsten zehn Minuten in die Gaskammer geschickt und ermordet werden. Wenn es dich gibt, musst du etwas tun. Mach, dass es hagelt, damit sie rennen müssen, mach, dass sich die Erde öffnet, und sei es, dass die Wolken die Sonne verdunkeln! Doch du kannst nicht weiter gleichgültig zusehen, du musst etwas tun, um sie zu retten!» Ich betete mit all meiner Kraft, die ich noch hatte. Aber vielleicht war das nicht genug. Nicht eine einzige Wolke schob sich vor die Sonne.

### **Freda**

WO WAR GOTT? Es lastete auf meinem Gewissen, dass ich überlebt hatte. Warum war ich am Leben und so viele andere nicht? Meine Mutter, mein Vater, mein Brüderchen. Kein einziger Rabbiner konnte mir erklären, wo Gott gewesen war, ich habe mehrere Male gefragt. Ich frage mich das ständig. Einer antwortete mir, dass Gott eben nicht überall gewesen sei. Doch das scheint mir keine Antwort zu sein. Sie haben keine Antwort. Diese Dinge hinterlassen eine Leere in einem.

### **Ania**

ES IST DER GLEICHE GOTT. Ich denke, dass Religion etwas Gutes ist. Ich glaube, dass Religionen gut sind, jedoch für schlechte Ziele missbraucht werden können. Als ich in die Kirche ging, habe ich genauso zu Gott gebetet, denn ich wusste, dass er mich hört, egal wo ich bin. Es ist der gleiche Gott.

Es bewegt mich, wenn jemand gut über Juden spricht. Ich habe so viel gelitten, weil ich Jüdin bin, dass ich einfach nicht anders kann, als für freundliche Worte über uns dankbar zu sein. Mein sehnlichster Wunsch ist es, die freundschaftlichen und geschwisterlichen Bande zwischen allen Menschen auf der Erde zu stärken und eine gerechtere Gesellschaft aufzubauen. Eine liebevollere und vor allem eine menschlichere.

## A Yidish Kind<sup>134</sup>

In a litvish derfl vayt In a shtibl on a zayt,  
Durkh a fentster nit keyn groys Kukn kin-  
derlekh aroys, Yingelekh mit flinke kep,  
Meydelekh mit blonde tsep, Un tsuzamen  
dort mit zey, Kukn oygn shvartse tsvey.

Oygn shvartse fui mit kheyen, un a nezele a  
kleyn, Lipelekh tsum kushn nor, Shtark ge-  
lockte shvartse hor. Di mame hot im gebra-  
kht Ayngeviklt in der nakht, Gekusht im  
shtark un geklogt, Shtilerheyt tsu im ge-  
zogt:

Fun haynt mayn kind, vet zayn dayn ort,  
Gedenkst dayn marnes letste vort Ikh bahalt  
dikh do derfar, Vayl dayn lebn drot gefar,  
Mit di kinder shpil zikh fayn, Shtil, gehorkh-  
zam, zolstu zayn, Keyn yidish vort, keyn yi-  
dish lid, Vayl du bist nit mer keyn yid.

Dos kind bay ir bet zikh shtark: Kh'vil mame,  
nor zayn mit dir, Mame farloz nit iber mir  
aleyen, S'kind fargeyt zikh in geveyen. Zi hot  
im gut gekusht a sakh, Ober helft ir nit keyn  
zakh, S'kind nor taynet: neyn un neyn, Kh'vil  
nit blaybn do aleyen.

## Ein Jüdisches Kind

In einem litauischen Dorfe weit In einem  
Stübchen ganz abseits Durch ein Fenster  
nicht sehr gross Schauen Kinderlein heraus  
Jungen mit wachen Köpfen Mädchen mit  
blonden Zöpfen Und zusammen dort mit  
ihnen Schauen schwarze Augen zwei

Schwarze Augen voller Pein Und ein Näs-  
chen so klein Lippen zum Küssen nur Stark  
gelocktes schwarzes Haar Die Mutter hat es  
gebracht Eingewickelt in der Nacht Gekusst  
ganz fest und geklagt Seufzend hat sie ihm  
gesagt:

Von heut', mein Kind, ist dies dein Ort Ge-  
denk' deiner Mutter letzte Wort' Ich versteck  
dich hier Denn dein Leben ist in Gefahr Mit  
den Kindern spiel' ganz fein Still und Gehor-  
sam sollst du sein Kein jiddisch Wort, kein  
jiddisch Lied Denn von nun an bist nicht  
mehr ein Jid

Doch das Kind bittet sie innig: Mutter, ich  
möchte sein bei dir Mutter, lass mich nicht  
alleine hier Das Kind kämpft gegen das Ge-  
wein' Sie deckt es mit Küssen ein Aber es hilft  
ihr nicht

Das Kind wehrt sich: Nein und Nein! Ich will  
nicht bleiben hier allein!

134 Über die Webpage von *Yad Vashem* kann man das Lied anhören:  
[http://www1.yadvashem.org/yv/en/exhibitions/music/shavli\\_and\\_kovno\\_a.yidish\\_kind.asp](http://www1.yadvashem.org/yv/en/exhibitions/music/shavli_and_kovno_a.yidish_kind.asp) (Anm. d. Üb.)

Af di hent genumen im, Un mit veykh-  
kayt in ir shtim Zingt zi: yingele, du  
mayn, Un zi vigt im azoy ayn. Nokh dem  
veynt zi fray zikh oys Un zi tret fun shtub  
aroys, Ongefilt mit zorg un shrek, Un zi  
geyt in nakht avek.

A Kelt in droysn un a vint, Hert a koi zikh:  
oy, mayn kind. Gelozt dikh af fremde  
hent, Andersh hob ikh nit gekent. Geyt a  
marne, mit zikh redt, Un in droysn  
shreklekh kalt un shpet, S'voyet in po-  
nem ir der vint Got, hob rakhmones af  
mayn kind!

Fremde shtub mit mentshen fil, S'yingele  
iz shtum un shtil. Redt nit, bet nit, vil  
keyn zakh, Zeltn ven er tut a lakh.  
Nit keyn tog un nit keyn nakht, Nit er  
shloft un nit er vakht, Vasilko a nomen  
fremd Af zayn herts! drikt un klemt.

A marnes harts voglt vu arum, Vi ir  
yosele oykh shtum, Keyner veys nit, key-  
nem art, Un zi vart un vart un vart.  
Tsu Yokheved iz zi glaykh, Azoy vi  
Moyshe afn taykh Elnt, eynzam afn vint,  
Iz farlozt ir eyntsik kind.

In den Arm hat sie genommen ihn Und mit  
Sanftheit in ihrer Stimm' Singt sie: Kleiner  
Junge mein Und wiegt ihn in den Schlaf hin-  
ein Weinend deckt sie ihn dann zu Und geht  
hinaus aus der Stub' Angefüllt mit Sorge und  
Schreck Geht sie in die Nacht hinweg

Kalt ist's draussen und es bläst ein Wind Sie  
sagt zu sich: Oh mein Kind! Gegeben hab' ich  
dich in fremde Händ' Anders hab ich nicht  
gekonnt.

Da geht eine Mutter und spricht mit sich  
Draussen, schrecklich kalt und spät Ins Ge-  
sicht bläst ihr der Wind Gott, schütze du mein  
Kind!

Fremde Stube, der Menschen viel' Der Junge  
ist ganz ruhig und still Red' nicht, Bet' nicht,  
will keine Sachen Selten hört man ihn nur la-  
chen Es gibt kein Tag und keine Nacht Er  
schläft nicht und er ist nicht wach Vasilko, der  
Name so fremd Ihn sein Herz so sehr be-  
klemmt

Eine Mutter irrt herum  
Wie ihr Josele auch stumm Keine Nachricht,  
jedweder Art Und sie wart' und wart' und  
wart' Und Jochebed ist sie gleich Die Mose  
aussetzt auf dem Teich Elend, einsam im  
Wind Hat sie verlor'n ihr einzig Kind.

Die Autorin Chana Kheytn-Vinsteyn ist Überlebende des KZ Stutthof und lebt heute  
in New York. Sie schrieb dieses Lied im März 1943 nach der Kinderaktion im Ghetto  
von Siauliai in Litauen.



## Anhang

### Ein Interview, das nie stattfinden konnte

Ich wurde 1945 geboren. Um wenige Monate hatte ich das Glück, in Friedenszeiten geboren worden zu sein. Sonst wäre ich sicher ein weiteres verstecktes «Kind», tot oder Überlebende. Mein Bruder Zenus hatte dieses Glück nicht. Er wurde 1939 geboren und ist noch heute versteckt. Dies ist die Geschichte, die er nicht erzählen konnte.

**Zenus** (1939, DROHOBYCZ, POLEN)

Cesia und Mesio heirateten 1937 in Stryj. Stryj gehörte zu jener Zeit zu Polen und lag in Ostgalizien, südlich von Lwów. Bis zum Ende des Ersten Weltkriegs hatte die Kleinstadt mit damals 30.000 Einwohnern zu Österreich-Ungarn gehört. Der jüdische Bevölkerungsanteil war beachtlich und liess sich mehrere Jahrhunderte zurückverfolgen. Neben den drei stolzen Synagogen gab es mehrere katholische und orthodoxe Kirchen, ausserdem Kinos, Theater, Grund- und Oberschulen, Krankenhäuser und den grossen Bahnhof, den man über die Aleja Kolejowa, die Bahnhofschaussee erreichte. Das war der Ort für die Jugendlichen, um «mal mit dem Hund zu gehen», wie wir in Argentinien sagen: der Ort, um an Feiertagen herumzuschlendern, andere zu treffen, anzubändeln und die ersten Augenaufschläge zu üben.

Cesia war die jüngste von sechs Geschwistern und Waise. Sie war brünett und hatte tiefe, dunkle Augen. In ärmlichen Verhältnissen aufgewachsen, hatte sie von ihrem Vater die enge Verbundenheit mit dem Judentum vermittelt bekommen – ganz im Gegensatz zu ihren Geschwistern, die entweder dem Kommunismus oder dem Sozialismus anhängen, die politisch aktiv und atheistisch waren. Sie hatte davon geträumt, auf die Sekundarschule zu gehen, doch ihre schlechte finanzielle Lage liess das nicht zu. Stattdessen fing sie eine Ausbildung in einer Schneiderei an. So konnte sie sich ihre Kleider nach der aktuellen Mode selbst nähen. Sie gehörte zu einer kleinen Gruppe jugendlicher Feingeister, die künstlerische Neigungen hatten. An den Wochenenden gingen sie zusammen ins Kino oder Theater, besuchten Konferenzen oder studierten selbst Theaterstücke ein. Dort lernte sie Mesio kennen.

Bei ihm war es Liebe auf den ersten Blick.

Karottenrotes Haar, sommersprossig und dünn begann er sein flammendes und komödiantenhaftes Werben um Cesia. Er schloss sich der Theatergruppe an, wo er mit offenen Armen empfangen wurde, da er ein sehr guter Tänzer und Sänger war. Cesia war vierzehn Jahre alt und Mesio sechzehn. Er war der jüngste von vier Geschwistern und sein Vater war das schwarze Schaf seiner ansonsten gut gestellten Familie: Er hatte ein zwar schönes, doch armes und ungebildetes Mädchen geheiratet. Sie hatten einen Möbelverkauf, der ihnen ein würdiges Leben ermöglichte, doch für Kultur oder Politik interessierten sie sich offensichtlich nicht und mit der jüdischen Gemeinde hatten sie nichts weiter zu tun. Mesio wollte nicht weiter auf die Sekundarschule gehen und wurde auch nicht dazu animiert. Das Leben war für ihn eine grosse Versuchung. Er wollte Schauspieler, Radfahrer, Sänger und Tänzer sein, er wollte loslaufen und das Leben in sich hineinschlingen. Er arbeitete bei seinem Vater in der Tischlerei.

Cesia gab sich der Belagerung geschlagen, sie erlag Mesios feurigem Temperament, seiner Leidenschaft. Und Mesio konnte ihrer Schönheit und sanften Weiblichkeit nicht widerstehen. Nachdem sie acht Jahre zusammen waren und trotz ihrer unterschiedlichen Interessen heirateten sie schliesslich. Sie entschieden sich, in das nahe gelegene und etwas grössere Drohobycz zu ziehen, wo Mesio ein Möbelgeschäft eröffnen konnte, ohne mit seinem Vater zu konkurrieren. Zwei Jahre später, im August 1939, wurde ihr erstes Kind geboren: Zenus, ein Junge.

Das Thema der Beschneidung führte zur ersten Ehekrise. Cesia wollte dieses jahrtausendealte Ritual feiern. Ihr Vater, der Talmudist war, hatte sie den Stolz auf das Judentum und die Wichtigkeit seines Fortbestands gelehrt. Mesio dagegen kam aus einer nicht-traditionellen Familie und war überzeugter Anhänger eines weltlichen Zionismus. Voller Entschiedenheit stellte er sich dem entgegen, was er eine «barbarische Verstümmelung» nannte. Doch Cesia gewann, ihr erster Sohn wurde beschnitten. Wenige Tage später überfielen die Deutschen Polen und nach einigen Wochen wurde das Territorium zwischen dem Deutschen Reich und der Sowjetunion aufgeteilt. Cesia, Mesio und ihr neugeborenes Kind wurden dem sowjetischen Bereich zugeteilt. Durch die allgemeine wirtschaftliche Lähmung verschlechterte sich auch ihre Lage deutlich, doch ansonsten lebten sie in den folgenden zwei Jahren einigermaßen gut. Im Juni 1941 brachen die Deutschen den Nichtangriffspakt mit den Russen und fielen auch in die östlichen Gebiete ein. Ihr Ziel war die Eroberung der Sowjetunion. Diesmal veränderte sich die Situation dramatisch. Die «antijüdischen Massnahmen» wurden sofort in die Tat umgesetzt. Immer drastischere Einschränkungen, der Zwang, den «Judenstern» zu tragen, die immer umfassenderen Verbote, die Ausgangssperre.

Die deutschen Besatzer und ihre ukrainischen Komplizen konnten ihren alten Hass ungestraft ausleben, konnten prügeln und morden. Es herrschte Willkür und Straflosigkeit. Während der ersten Monate war Mesio noch in gewisser Weise privilegiert, da sein Können als Tischler sehr gefragt war. Kurz vor der Einrichtung des Ghettos hatte er davon Wind bekommen, so dass die Familie noch nach Stryj zurückgehen konnte. Doch dort lebte der Rest der Familie auch bereits im Ghetto. Sie blieben und Mesio arbeitete weiter als Tischler. Wie andere jüdische Handwerker auch durfte er das Ghetto verlassen, um auf der «arischen Seite» zu arbeiten. Auf diese Weise kam er manchmal an Lebensmittel, die im Ghetto nicht zu bekommen waren, und – was noch wichtiger war – an Informationen. Eine der ersten Massnahmen, die die Nazis in den besetzten Gebieten durchführten, war die Beschlagnahmung der Radios bei der jüdischen Bevölkerung. Dank der Informationen, die Mesio ausserhalb des Ghettos bekam, konnten er und seine Familie mehrere Male einer *Aktion* – und somit dem Tod – entkommen. Doch nach einigen Monaten begannen die Deportationen. Es hiess, die Menschen würden an einen Ort gebracht, «an dem sie arbeiten könnten und ein besseres Leben hätten». Die Gerüchte über das wahre Ziel waren jedoch erschreckend. Sie mussten fliehen. Doch wohin? Wie? Wie konnte man mit einem zweijährigen Kleinkind fliehen? Vielleicht konnte man sich verstecken? Doch wer würde sie aufnehmen? Wie alle anderen, die konnten, baute Mesio ein Versteck. Es lag hinter einem Schrank in ihrer Wohnung. Zweimal versteckten sie sich dort, als sie zuhause von einer Durchsuchung überrascht wurden. Cesia bedeckte den Mund von Zenus mit ihren Händen, damit er sie nicht verriet. Sie hatten ihm ein Spiel beigebracht: Derjenige, der im Versteck ganz ruhig blieb, nicht sprach, nicht weinte, nicht nieste, der keinen Mucks machte, der bekam anschliessend ein Löffelchen Marmelade. Zenus liebte die Marmelade, die so schwer zu bekommen war. Und er machte keine Probleme. Beide Male als es nötig war, verharnte er in völliger Stille. Doch sie wussten, dass das keine Garantie dafür war, dass es auch in Zukunft so bleiben würde. Sie waren in Gefahr und, schlimmer noch, Zenus war in Gefahr. Wie sollte er überleben? Sie sprachen mit ihren Angehörigen, mit ihren Freunden. Alle, die kleine Kinder hatten, teilten ihre Ratlosigkeit. Die einzige Möglichkeit, das Leben ihrer Kinder – zumindest vorläufig – zu retten, schien ihre Aufnahme bei christlichen Familien zu sein, die sie als ihre eigenen ausgaben. Eine andere Möglichkeit gab es nicht. Sie im Ghetto zu verstecken war überaus gefährlich. Täglich wurde es kleiner, seine jüdischen Bewohner wurden immer weniger, ihr Todesurteil war schon lange gefällt. Es gab keine Zeit mehr zu verlieren, man musste sich verstecken, man musste die Kinder retten.

Eines Tages traf Mesio auf der «arischen Seite» Herrn Zachodny, der bei seinem Vater in der Tischlerei gearbeitet hatte. Mit dem nötigen Respekt dem Sohn seines ehemaligen Chefs gegenüber beklagte er sich über seine Situation. Seine Lage sei fürchterlich, sie hätten nichts zu essen, seine Kinder würden am Hunger und an der Kälte sterben und er wüsste nicht, wie er sie ernähren sollte, er sei verletzt und krank: «Sehen Sie, sehen Sie nur wie es mir geht!» Das war die erhoffte Gelegenheit. Sie könnten eine Abmachung zu beiderseitigem Vorteil schliessen. Mesio hatte noch Ersparnisse, Dank derer sie auf dem Schwarzmarkt immer wieder Lebensmittel bekommen hatten. Er bot Herrn Zachodny das Geld an, im Gegenzug sollte dieser sie bei sich verstecken. Herr Zachodny bedankte sich für die Grosszügigkeit, doch meinte, dass er erst mit seiner Frau sprechen müsste. In Zeiten wie diesen könnte man solche Entscheidungen nicht einfach auf die Schnelle treffen. Er hatte Recht. Auf die Unterstützung von Juden stand die Todesstrafe – nicht nur für die Helferin oder den Helfer selbst, sondern für die ganze Familie. Herr Zachodny wusste, dass er sein Leben und das seiner Frau und Kinder aufs Spiel setzen würde, wenn er der verzweifelten Bitte Mesios nachkam. Doch er wusste auch, dass er keine andere Möglichkeit hatte, um an Geld zu kommen und seine Kinder zu ernähren.

Am folgenden Tag trafen sie sich erneut, um über ihre Abmachung zu sprechen. Die Erwachsenen würden sie verstecken, doch das Kind nicht, das wäre zu gefährlich. Mesio musste dies wiederum mit Cesia besprechen.

In jener Nacht wurde das Haus gegenüber geräumt. Mitten in den panischen Schreien der Erwachsenen, die sich mit dem deutschen Gebrüll der Nazis und den Klagen der Kinder mischten, sahen sie ihre Möglichkeiten weiter schwinden. Sie sassen wieder in der Sackgasse. Sie führten wieder dasselbe Gespräch, das sie schon dutzende Male geführt hatten, wieder ging es um die entsetzliche Entscheidung, ob sie sich von ihrem Kind trennen sollten oder nicht. Zenus musste zu einer christlichen Familie, das war die einzige Möglichkeit zu überleben. Am folgenden Tag bat Mesio Herrn Zachodny, nach einer Familie für seinen Sohn zu suchen. Dieser gab zur Antwort, dass er bereits darüber nachgedacht hätte und dass die Schwester seiner Frau bereit wäre, Zenus aufzunehmen. Sie vereinbarten, dass sie ihn am nächsten Tag auf dem Weg zu Herrn Zachodny dort abgeben würden.

Die kommende Nacht verlief hektisch. Um seine Überlebenschancen zu erhöhen, musste Zenus lernen, vor fremden Leuten seinen beschnittenen Penis zu verbergen. Erneut lernte er ein Spiel. Diesmal wurde ihm gesagt, dass die grossen Jungen – wie beispielsweise sein Cousin Marcel, den er bewunderte – beim Pinkeln eine Hand über

ihren Penis hielten. Der kleine Penis sei so schüchtern und so bekäme er beim Pinkeln ein Hütchen auf, damit ihn niemand mehr sehen konnte. Sie wiederholten das Spiel ein ums andere Mal und jedes Mal wenn der Penis unter seinem Hütchen unsichtbar war, gab es Applaus. Tosenden Applaus. Das war das Visum zur Rettung, sein wichtigstes Dokument, um nicht entdeckt zu werden. Am nächsten Morgen bestachen sie die Wache und kamen so aus dem Ghetto. Sie gingen zum Haus der Familie Zachodny. Cesia brachte Zenus mit Frau Zachodny zusammen zum Haus ihrer Schwester, wo sie ihn mit dem Versprechen, in einigen Tagen wiederzukommen, zurückliessen. Sie blieben 22 Monate in ihrem Versteck. Jeden Tag dachten sie, es sei ihr letzter. Doch wie durch ein Wunder kam schliesslich die Rote Armee und fand sie noch lebend. Sie konnten wieder auf die Strasse hinaus und Cesia eilte auf der Stelle los, um ihren Sohn zu holen. Er müsste jetzt fast fünf Jahre alt sein und sicher würde er sie nicht erkennen. Sie versuchte ihn sich vorzustellen, wie er andauernd «Jesus Maria!» ausrufen würde, wie das die Polen taten, oder wie Schwein oder Huhn zu seinen Lieblingsgerichten geworden waren. Doch er würde am Leben sein. Sie ging ihn holen, stolperte über ihre eigenen Füsse, eilte dem Augenblick entgegen, in dem sie ihn wiedersehen würde, ihn riechen würde, ihn küssen und in die Arme schliessen würde.

Sie kam zu dem Haus, wo sie ihn fast zwei Jahre zuvor zurückgelassen hatte. Doch die Frau, seine vermeintliche Adoptivmutter, zeigte sich unangenehm überrascht darüber, dass Cesia am Leben war. Dann sagte sie, dass Zenus an Typhus gestorben sei. Aus Angst, entdeckt zu werden, hätten sie keinen Arzt gerufen. Es war ein Schock. Benommen bat Cesia um den Sarg, um die Leiche. Sie wollte seinen Körper sehen. Nicht nur, um ihn auf einem jüdischen Friedhof unter seinem Namen begraben zu können, sondern um ihn zu sehen, um den Beweis in den Händen zu halten, dass ihr geliebtes Kind nicht mehr war. «Ich weiss nicht, wo er ist. Wir haben ihn in einer Kiste dort hinten begraben.» Die Frau machte eine vage Handbewegung Richtung Nachbargrundstück. Niemand vergisst die Stelle, an der ein Kind begraben wurde. Und so entstand der Verdacht, dass die Frau Zenus vielleicht zurückhielt, dass sie ihn nicht mehr hergeben wollte. Cesia weinte, bettelte, forderte, schrie und drohte. Doch es half nichts. Sie suchte in Waisenhäusern, Schulen, Krankenhäusern, klopfte an Türen, fragte Tag und Nacht. Niemand wusste etwas. Sie konnte ihr Kind nie wieder finden.

Ein Jahr später – in einem zerstörten Polen und als die Auswanderung bereits beschlossen war – wurde ich geboren.

Wir kamen am 27. Juli 1947 in Argentinien an. Damit wir einreisen konnten, verschwiegen wir unsere jüdische Religionszugehörigkeit. Wir sind in einem

dicken Buch der Einwanderungsbehörde vermerkt: Dort steht der Name des Frachters, mit dem wir gekommen sind – «Biatystok» – und in der Spalte rechts steht «Religion: Katholisch». Dieser Religion gehörte sicher die Mehrzahl der Juden an, die nach dem Krieg kamen.

Meine Kindheit war ein Schwanken zwischen hier und dort. Zwischen Geschichten vom Überleben und einer neuen Realität, an die man sich erst gewöhnen musste. In meinem Kopf vermischten sich die Häuschen in Tucumán oder San Martín mit Hitler und den Konzentrationslagern, die Parole «Die Malvinen sind argentinisch!» mit Schindler und dem Duft der polnischen Wälder und das Sprachgewirr bei uns zuhause mit meiner Leidenschaft für das Radio und den *Glostora Tango Club*, für *Tarzan* und die *Perez Garcia*. Ich schnappte Fetzen der Geschichten auf, die in meiner Gegenwart erzählt wurden, doch ich erinnere mich nur an wenige. Ich habe nicht aufmerksam genug zugehört, stattdessen war ich damit beschäftigt, mich anzupassen, um so wie alle anderen zu sein, so dass man keinen Unterschied mehr merkte. So blieben sie mir wie eine Hintergrundmusik im Gedächtnis, wie eine heterodoxe Litanei von Stimmen und Erzählungen, die voller Wunder waren. Der Grundton war voll Schmerz und Betroffenheit. Alle waren überrascht, am Leben und in Sicherheit zu sein – an so einem wunderbaren Ort, an dem es Bananen und Weissbrot gab.

Sie sprachen auch von Zenus. Meine Eltern waren nicht die einzigen, die ein Kind verloren hatten. Manchmal erzählten sie sich Anekdoten.

Sobald meine Mutter den Knoten in ihrer Kehle gelöst hatte, den sie bekam, sobald sie von Zenus sprach, erzählte sie von diesen kleinen Dingen, die uns Müttern im Gedächtnis bleiben, von den Abenteuern während er die Welt entdeckte, von seiner Genialität und Sanftheit. So erzählte sie beispielsweise, dass er so gerne reden wollte, dass er versuchte, zu sprechen und dass er aber nichts herausbrachte. Er konnte die Dinge nicht aussprechen und das machte ihn sehr wütend. So zeigte er auf eine Flasche und sagte «latala» statt «*Flaska*». Ihm schmeckte das trockene Gebäck, das meine Mutter ihm zubereitete und er hatte einen kleinen Bären, den er zum Einschlafen brauchte. Solche Dinge.

Eines Tages begann ich, ihn zu suchen. Zuvor entwickelte ich langsam das Bedürfnis, die Wahrheit zu wissen, dann sagte ich mir in aller Deutlichkeit, dass er vielleicht ja noch am Leben war. Mein Vater war bereits gestorben. Mit ihm wäre ein Gespräch über das Thema unmöglich gewesen, denn sobald man auf Zenus zu sprechen kam, wurden seine Augen und seine Seele leer. Der einzig mögliche Anhaltspunkt für so eine Suche war der Name der Familie, bei der sie Zenus abgegeben hatten. Ich fragte meine Mutter. «Ich erinnere mich nicht mehr», antwortete sie auf eine seltsame Art.

Meine Mutter würde sich zweifellos sofort an den Namen erinnern, es war unmöglich, dass sie ihn vergessen hatte. Sie wollte ihn mir nicht sagen. Nie. Nachdem sie ihren Sohn auf ihrer rastlosen Suche nicht finden konnte, beschloss sie, das Thema hinter sich zu lassen – genau wie das Land und alles, was sie dort erlitten hatte. Sie schloss den Buchdeckel und wollte ihn nie wieder öffnen. Wegen sich selbst, doch ich vermute, auch wegen meinem Bruder Alberto, der in Argentinien geboren wurde, und mir. Und auch wegen Zenus, wo auch immer er war, um sein Leben nicht noch einmal völlig durcheinander zu bringen. Und heute ist meine Mutter bereits von mir gegangen. Ich habe niemanden mehr, den ich fragen könnte.

Meine Suche stiess immer wieder an harte und unüberwindliche Grenzen: Ich weiss seinen falschen Namen nicht, weiss nicht, wo er lebt, ob er überhaupt lebt oder nicht. Das einzige, was ich habe ist ein Foto von ihm, das mir eine Cousine gegeben hat, und das Datum seiner Beschneidung. Man hat mir geraten, für meine Suche eine Webpage zu erstellen und dort auch Fotos von meinen Eltern und anderen Verwandten zu veröffentlichen. Falls er lebt und nach seinen Wurzeln suchen sollte, dann erkennt er vielleicht die äusserliche Ähnlichkeit. Die Adresse ist:

<http://www.dianawang.net/zenus/index.html>

Heute – im Jahr 2004 – ist Zenus, wenn er lebt, ein älterer Herr um die 65 Jahre, der katholisch erzogen wurde und beschnitten ist. Und der vielleicht nach mir sucht.

### **Schlaflied**

Meine Mutter sang mich immer in den Schlaf. Sie sang ein Schlaflied, das in Polen sehr verbreitet war, doch ich kenne weder den Titel noch den Autor. Meine Mutter konnte nicht gut singen und sie wusste das. Sie sang mit der Befangenheit der «Unbegabten», legte ihre Liebe in die Innigkeit einer vorsichtigen Stimme, die ohne Überzeugung atmet, die mit jedem Ton um Verzeihung bittet. Eines Tages, als ich bereits erwachsen war, stolperte ich über den Gedanken, dass sie wahrscheinlich auch Zenus mit dem gleichen Lied in den Schlaf gesungen hatte, als er noch bei ihr war. Dadurch verwandelte sich das Lied für mich. Es wurde zu einem gemeinsamen Raum von Zenus, Alberto – meinem hier geborenen Bruder – und mir und war nicht mehr länger nur ein banales Märchen. Es erzählte mir von den Gefahren des Lebens und den Möglichkeiten, wie die Erwachsenen die Kinder davor schützen können – auch wenn sie es trotz grösster Anstrengung nicht immer schaffen.

Es waren einmal ein guter König, und auch ein Page adrett,

Bei ihnen eine Prinzessin, gekleidet in Tüll und Spitze so nett;  
Sie lebten auf einer Wiese grün, zwischen Rosen und Kirschen auf sonnigem Land  
Wohin der Schmerz nicht reichte, auch Traurigkeit ward nicht bekannt.  
König und Page liebten unser kleines Mädchen gar sehr  
Sie schenkte ihnen Lieder und Liebkosungen noch mehr.  
Die Minuten und Tage verrannen wie Tropfen aus Tau  
Voll von Spiel und Zärtlichkeit und ohne Kummergrau.  
Doch das Schicksal brachte Unglück, alles kam aus dem Lot  
Und über die drei fiel wie ein Schatten – der Tod:  
Ein Hund frass den König, eine Katze den Pagen  
Und eine Maus zerbiss wütend die Prinzessin mit ihren Korsagen.  
Doch mach dir keine Sorgen, hör nicht auf zu lachen,  
Dies ist keine traurige Geschichte und mein Lied handelt nicht von traurigen  
Sachen,  
Denn aus Zucker war der König, aus Mandeln und Erdbeeren der Page  
Und aus zartem Karamell unsere geliebte und süsse Prinzessin mit ihrer Kortsage.



## Danksagung der Autorin

Ich danke den 30 «Kindern», die mir vertraut und mir ihr Herz geöffnet haben: Abraham Cukierman, Alberto Danon, Ana Baron, Ania Besser, Kati Kertesz, Claudia Piperno, «Cris Marie D'Argent», Dina Ovsejevich, Elsa Rozin, Enrique Rechner, «Etel Kirsz», Francis Levy, Freda Feldberg, Frida Levy, Hanka Jakubowicz, Hélène Gutkowski, Herty Taubensfeld, Irene Dab, Josette Graievsky, Judith Rieger, Lea Novera, Maurice Ajzensztajn, Alberto Michel Neuburger, Micheline Papiernik, Mira Stupnik, No lly Talgham, Pedro Boschän, Rosa Rotenberg, Tommy Kertesz und Zosia Klawir. Obwohl sie oft zögerten, die alten Archive erneut zu  ffnen, hiessen sie mich doch willkommen und erzählten mir ihre Erlebnisse, ihren Schmerz, ihre Gewissensbisse und ihre Dankbarkeit. Sie gaben mir ihre Dokumente und ihre Fotos und teilten ihre schmerzhaften Fragen, Tränen und wertvollsten Erinnerungen mit mir. Ihre Stimmen werden mich für immer begleiten.

Ich danke Gabriel Seisededos, dessen ausgestreckte Hand immer in meiner Näher war und der mich dem Verlag *Marea* vorgeschlagen hat, womit der Anfang dieses Abenteuers gemacht war.

Ich danke Constanza Brunet vom Verlag *Marea*, die Gabriel vertraute und mich anrief. Wir kamen leicht miteinander ins Gespräch und ihr Blick, die Erschütterung und  beraschung in ihren Augen sagten mir, dass sie sich diesem Projekt annehmen würde. Letztendlich hat sie es unter ihre Fittiche genommen, es zu ihrem Eigenen gemacht und mich von Anfang an mit Warmherzigkeit, Einfühlungsvermögen und Tiefe begleitet. Dank ihrer erfahrenen Besonnenheit und der ihr eigenen Umsicht und respektvollen Art wurde der anstrengende Weg vom Entwurf über die Erstellung bis zur Veröffentlichung eines Buches – besonders dieses Buches mit seiner Zartheit, seiner Verletzlichkeit und seinem Schmerz – zu einer Freude.

Ich danke Virginia Ruano, die sehr genau, ausdauernd und hartnäckig nach geografischen, historischen und bibliografischen Daten suchte. Es war eine ungemeine Beruhigung, zu wissen, dass sie alles nachprüfen und weder Leerstellen noch grobe Fehler stehen lassen würde.

Mein Dank gilt auch Maria Gabriela Senosiain, die die Tonaufnahmen der Berichte in geschriebenes Wort verwandelte. Ich weiss von ihren Tränen angesichts einiger herzzerreissender Momente mit diesen Stimmen, deren Gesichter sie nicht kannte. Ich danke meinem Mann Alberto Tiferes und meiner Tochter Judith für ihre zuverlässige Unterstützung und ihre Gutmütigkeit, mit der sie akzeptierten, was in manchen Momenten einem autistischen Eintauchen in das Schreiben glich.

## **Routenverzeichnis – der Weg der «Kinder»**

In diesem Verzeichnis sind die Seiten aufgeführt, auf denen die einzelnen «Kinder» zu Wort kommen. So kann die Leserin/der Leser selbst entscheiden, ob sie/er dem individuellen Lebensweg einer Protagonistin/eines Protagonisten folgen möchte.

Elsa Rozin 24, 74, 122, 190, 244, 286  
Francis Levy 24, 77, 220, 240, 286  
Micheline Wolanowski 25, 76, 222, 247, 271  
Freda Ejdlie 26, 64, 95, 128, 190, 222, 245, 265, 328, 333  
Liza Zajac / Lea 27, 69, 105, 126, 266, 332  
Tomas Kertesz /Tommy 31, 83, 209, 241,275  
Judith Winograd 32, 63, 92, 115, 243, 264  
Helena Schlatiner/Ania 35, 65, 102, 191, 203, 247, 289, 324, 333  
Mira Kniazew 36, 67, 107, 129, 192, 222, 242, 296, 328  
Herty Karniol 37, 72, 205, 263  
Anushka Baron 37, 79, 97, 139, 188, 246, 267, 331  
Zosia Klawir 38, 87, 177, 272, 323  
Hanka Drescher 40, 62, 103, 156, 188, 248  
Frida Sanowski 41, 70, 218, 238, 283, 312  
Dina Ovsejevich 42, 67, 152, 208, 255  
Enrique Pechner 43, 75, 192, 216, 236, 290  
Abraham Cukierman 45, 59, 144, 234, 266, 317, 321, 327, 330  
Kati Hantos 46, 82, 217, 274  
Cris Marie D'Argent 47, 150, 256, 326  
Alberto Danon 48, 80, 146, 294, 318, 325  
Irene Dab 49, 85, 196, 235, 273  
Michel Neuburger 49, 149, 261, 311, 319, 320, 330  
Maurice Aizensztajn 50, 78, 206, 238, 292, 316  
Claudia Piperno 51, 181, 231, 284  
Pedro Boschan 53, 217, 239, 275  
Sofia Ordinanc / Noëilly 54, 207, 228, 268, 314  
Hélène Coldsztajn 55, 211, 309, 316, 327  
Josette Laznowski 55, 188, 212, 228, 290, 315  
Rosa Rotenberg / Rosi 56, 187, 229, 287, 311  
Etel Kirsz 56, 230, 280, 321

## Literaturverzeichnis

- Bauer, Yehuda: *Rethinking the Holocaust*. New Haven: Yale University Press, 2001.
- Berenbaum, Michael: *The World Must Know. The History of the Holocaust as told in the United States*. Boston: Holocaust Memorial Museum, 1993.
- Fogel man, Eva: *Conscience & Courage. Rescuers of Jews During the Holocaust*. New York: Anchor Books, Doubleday, 1994.
- Gilbert, Martin: *Atlas of the Holocaust*. New York: Pergamon Press, 1989.
- Gilbert, Martin: *The Boys*. New York: Henry Holt and Company, 1997.
- Guéno, Jean Pierre und Pecnard, Jérôme: *Paroles d'étoiles*. Paris: Editions des Arènes, 2002.
- Holliday, Laurel: *Children in the Holocaust and World War II. Their Secret Diaries*. New York: Simón & Schuster, 1995.
- Huberman, Abraham: *Justos de la Humanidad. La gesta de quienes salvaron vidas en la Shoa*. Buenos Aires: Editorial Mila, 2002.
- Kertesz, Imre: *Sin destino*. Madrid: Plaza & Janés, 1975.
- Laubstein, Israel: *Bund*. Buenos Aires: Acervo Editores, 1997.
- Marks, Jane: *The Hidden Children. The Secret Survivors of the Holocaust*. New York: Fawcett Columbine, 1993.
- Milgram, Avraham: *Entre la aceptacion y el rechazo. América Latina y los refugiados judfos del nazismo*. Jerusalem: Yad Vashem, 2003.
- Neuburger, Alberto Pierre Michel: *Salvado dos veces en un dfa*. In: Mundo Israelita (8. Juni 2001) und Revista de Genealogfa Judia Toldot, Nr. 15 (September 2001).
- Tec, Nechama: *Resilience and Courage. Women, Men and the Holocaust*. New Haven: Yale University Press, 2003.
- Villani, Mario: *Nazismo y antisemitismo en los campos de concentracion de la Argentina*. In: Bericht für das israelische Justizministerium und für den Richter Baltazar Garzon, präsentiert in Madrid, Spanien, April 1999.
- Wang, Diana: *Con una piedra en el zapato*. Unveröffentlicht.
- Wang, Diana: *El silencio de los aparecidos*. Buenos Aires: Acervo Editores, 1998.
- Weber, Louis: *Cronica del Holocausto*. Madrid: El Ateneo-Libsa, 2002.
- Wiesenthal, Simón: *El libro de la memoria judfa. Calendario de un martirologio*. Buenos Aires: Hachette, 1988.
- El Holocausto en documentos. Seleccion de documentos sobre la destruccion de los Judfos de Alemania y Austria, Polonia y la Union Soviética*. Jerusalem: Yad Vashem, 1996.

### Textauszüge:

- Baron, Ana: *Todavfa me pregunto por qué*. Selbstverlag.
- Blum, Marisha: *Cronica de tallerpre-encuentro*. Unveröffentlicht.
- Cukierman, Abraham: *Poemas*. Unveröffentlicht.
- Klawir, Zosia: *Relatos*. Unveröffentlicht.
- Neuburger, Alberto P. Michel: o. cit.
- Piperno, Claudia: *Cuentos de guerra*. Unveröffentlicht.
- Rotenberg, Salomon: *Abi vaïter*. Buenos Aires: Dunken, 2003.
- Stupnik, Mira: *Quo vadis mundo*. Unveröffentlicht.

Zajac de Novera, Lea: *Liza y Ana. Dos destinos, un cuento para mis nietos*. In: Nuestra Memoria. Publicación de la Fundación Memoria del Holocausto (Buenos Aires), Jahr VIII, Nr. 17 (März 2001).

### **Für die deutsche Übersetzung:**

Degen, Sylvia: *Das Problem der Perspektive. Die Übersetzung von Shoah-Überlebendenberichten ins Deutsche*. Berlin, Bern, New York, Oxford u. A.: Peter Lang, 2008.

## **Anmerkung der Übersetzerin**

Wie jedes Buch hat auch das vorliegende eine Geschichte. Und durch die Übersetzung bekommt es noch eine zweite dazu.

Die Arbeit daran bestand nicht nur darin, tagein tagaus am Schreibtisch zu sitzen. Stattdessen hat mich die Spurensuche durch Osteuropa und bis nach Buenos Aires geführt. Ich habe die Autorin Diana Wang und viele der Überlebenden, die hier ihre Geschichte erzählen, kennen gelernt, und die Übersetzung ist in intensiver Zusammenarbeit mit ihnen entstanden.

Einige der Orte, von denen die «Kinder» erzählen, habe ich besucht: ehemalige Ghettos und Lager, doch auch Städte und Dörfer, in denen die «Kinder» gelebt haben und die sie im ersten Kapitel beschreiben. Wie wenig von diesem «Leben vor dem Krieg» geblieben ist, ist mir besonders während meines einmonatigen Arbeitsaufenthaltes im lettischen Ventspils im Februar dieses Jahres bewusst geworden: Nur zwei Strassen von meinem Arbeitsplatz im *Writers' and Translators' House* entfernt, lag ein vom lettischen *Selbstschutz* 1941 errichtetes «Internierungslager für Juden». Von Ventspils aus wurden mehrere tausend Menschen über das Meer in das KZ Stutthof deportiert. Ob es eine Gedenktafel oder sonst einen Hinweis auf das Lager gibt, konnte ich angesichts der weissen Schneemassen nicht erkennen, auf meine Nachfragen bekam ich jedoch ausschliesslich desinteressierte bis massiv ablehnende Antworten: Über das Lager wisse man nichts.

In einem Land, in dem in den letzten Jahren immer wieder Antifaschisten, die auf der Seite der Anti-Hitler-Koalition gekämpft hatten, gerichtlich verfolgt wurden – wie der 81-jährige ehemalige russische Partisan Wassili Kononow, der 2004 zu einer Haftstrafe verurteilt wurde – recherchierte ich zu der vorliegenden Übersetzung: Daten, Zahlen, Ortsnamen, Landkarten, jiddische Begriffe, polnische, französische, rumänische... Ich übersetzte die Erzählungen vom *Schtetlan* einem Ort, an dem es kei-

ne *Schtetl* mehr gab. Das von den Überlebenden beschriebene Leben ist nur noch in ihren Erzählungen und in Schwarz-Weiss zu finden. Nicht mehr draussen vor dem Fenster, sondern im Computer auf meinem Schreibtisch. Im «virtuellen Raum».

Selten war mir so bewusst, wie wichtig die Berichte der Überlebenden sind, wie wichtig es ist, zuzuhören und eine Auseinandersetzung mit dem Geschehenen, mit den Ursachen und auch mit den Kontinuitäten zu führen.

Ich habe mich bemüht, die Stimmen der Überlebenden auch in der deutschen Übersetzung so gut wie möglich abzubilden. Der Prozess war nicht immer einfach, besonders, wenn ich bestimmte Ansichten und Einschätzungen nicht teilte. Auch von Seiten der Überlebenden gab es teilweise sehr gemischte Gefühle bei dem Gedanken an eine Veröffentlichung im Land der Täterinnen und Täter – das Verhältnis zu Deutschland ist weit von der viel beschworenen «Normalisierung» entfernt.

Doch trotz allen Widrigkeiten geben die Überlebenden ihre Geschichte weiter, in der Hoffnung, dass sich mit den jüngeren Generationen etwas zum Positiven ändert. Und zu diesen jüngeren Generationen gehöre auch ich – als Nachkomme der Täterinnen und Täter. In Deutschland gilt es nach wie vor, Fragen zu stellen und die Verantwortlichen auch als solche zu benennen. Aber es geht auch darum, den Überlebenden Gehör zu verschaffen und dafür zu sorgen, dass ihre Stimmen nicht verdrängt und zum Schweigen gebracht werden.

Ich hoffe sehr, dass die vorliegende Übersetzung einen kleinen Beitrag hierzu leisten kann. Die Entscheidung für die sogenannte männliche Schreibweise erfolgte auf Wunsch des Verlages.

Berlin, im Sommer 2010  
Sylvia Degen

Nachtrag: Am 22. Juni 2010 wurden Henri-Joseph und Marie Degrémont posthum mit dem Titel «Gerechte unter den Völkern» ausgezeichnet. Hélène hielt auf der Feier für die Retter ihrer Eltern und ihres Bruders Henri eine Rede.